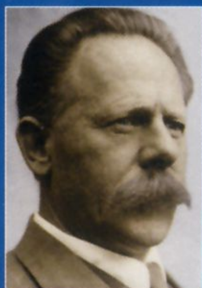
Die Runen sind die heiligen Schriftzeichen der Germanen. Deren Göttervater, der weise Odin, erblickte sie in visionärer Schau und schenkte sie den Menschen. So der Mythos. Archäologen und Sprachwissenschaftler hingegen versuchen seit weit über hundert Jahren nachzuweisen, daß unsere Vorfahren die Runen lediglich übernommen hätten, und zwar von anderen „höherentwickelten" Völkern, etwa – nach der christlicherseits bevorzugten Sichtweise *ex oriente lux* – von semitischen Stämmen bzw. aus dem mesopotamischen Kulturraum. Der weltberühmte Religionswissenschaftler Prof. Dr. Wilhelm Hauer teilt diese These nicht und beweist mit einer großen Anzahl linguistischer und semiotischer Belege, daß sich die Runen aus den Heilszeichen und Symbolen der Westindogermanen entwickelten, von denen wir abstammen. Dieses wissenschaftliche Werk, 1942/43 geschrieben, kam zeitbedingt nie zur Veröffentlichung und liegt somit erstmals und in zeitloser Aktualität vor.





Wilhelm Hauer (1881–1962) studierte in Oxford und Tübingen und bekleidete nach Promotion und Habilitation an der Universität Tübingen den Lehrstuhl für Allgemeine Religionsgeschichte und Indologie. Von 1934 bis 36 leitete Prof. Hauer zusätzlich die Deutsche Glaubensbewegung. Bis 1945 forschte und veröffentlichte er u.a. zu indogermanischen Themen und den Runen. Nach Kriegsende wurde Hauer von den Besatzern für zwei Jahre interniert, 1949 erfolgte seine Pensionierung, doch er publizierte bis an sein Lebensende weiter. – Einige von Prof. Hauers wissenschaftlichen Büchern gelten noch heute international als Standardwerke.

Orion-Heimreiter

Wilhelm Hauer

SCHRIFT DER GÖTTER



Wilhelm Hauer

SCHRIFT DER GÖTTER

Vom Ursprung der Runen



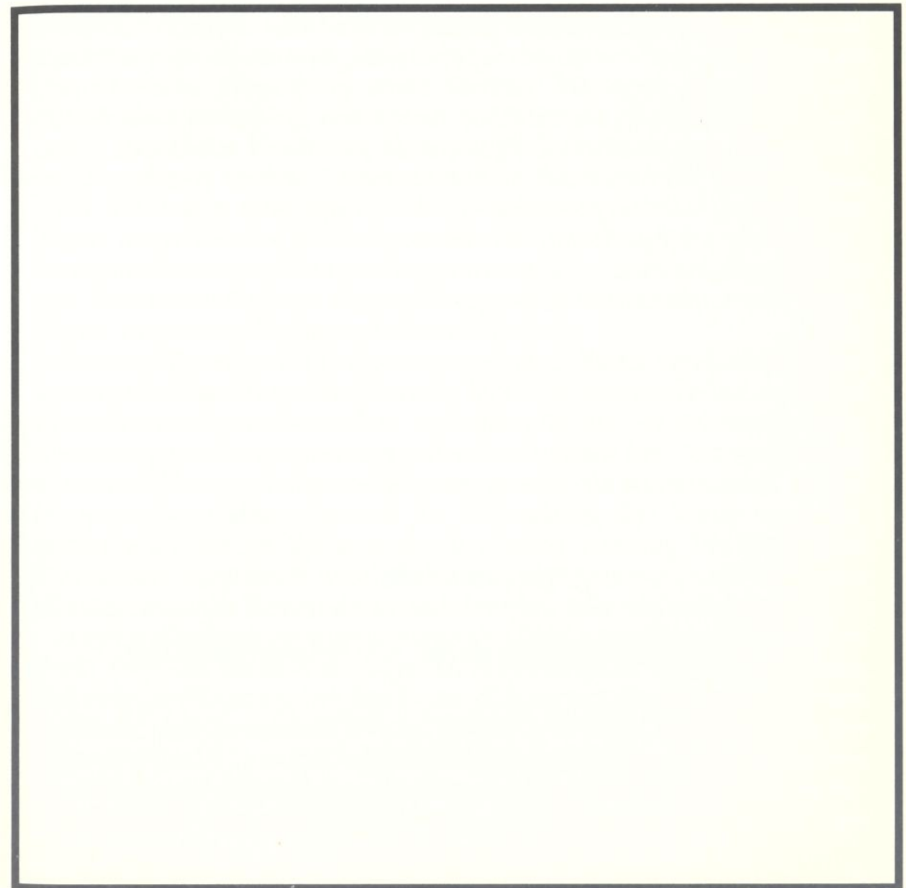


Wilhelm Hauer

Schrift der Götter

Vom Ursprung der Runen

Orion-Heimreiter 



Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet unter http://dnb.ddb.de abrufbar.

ISBN 3-89093-021-2

Orion-Heimreiter-Verlag
Postfach 3667, D-24035 Kiel

Gedruckt in Österreich

Kapitel 1

Die bisherigen Hypothesen über die Herkunft der Runen

Die Hypothesen über die Herkunft der Runen haben im Laufe des vergangenen halben Jahrhunderts [d.i. die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts; Anm. d. Verl.] ebenso häufig wie rasch gewechselt, obwohl zunächst jede als die endgültig richtige erschienen war. Nachdem die ursprüngliche Hypothese einer direkten Herkunft oder einer unmittelbaren Ableitung aus einem semitischen Alphabet, vermittelt durch semitische Kaufleute, als unmöglich erwiesen war, wurde, besonders durch Ludvig Frands Adalbert Wimmer,[1] die These aufgestellt, die Runen seien aus dem lateinischen Alphabet abgeleitet, eine These, die schon von Eduard Sievers und ursprünglich auch von Gustav Neckel vertreten wurde.[2] Sie fand zunächst so ungeteilten Beifall, daß die Herkunftsfrage allgemein als gelöst betrachtet wurde. Diese These findet auch heute noch Vertreter.

Doch stellte sich bald Kritik aufgrund einer Reihe von Schwierigkeiten ein, die diese These in sich barg. Mehrere Zeichen ließen sich nämlich nicht aus dem lateinischen Alphabet ableiten. So stellten dann Sophus Bugge und vor allem der schwedische Forscher Otto von Friesen eine neue These auf: Sie hielten eine griechische Kursivschrift für die Hauptquelle. Dabei seien bei der Entstehung der Runen auch bestimmte lateinische Buchstaben verwendet worden. Die Goten am Schwarzen Meer seien die ersten Vermittler gewesen, und durch die Heruler seien die Runen dann nach Norden gebracht worden.[3]

Aber auch diese Hypothese ließ die Herkunftsfrage nicht ruhen, denn auch bei ihr blieben ungeklärte Reste, ganz abgesehen davon, daß sich die Meinung, bei den Goten fänden sich die frühesten Runen, durch neuere Runenfunde als irrig erwiesen hat. Deshalb nahm der Schwede Carl Johan Sverdrup Marstrander[4] einen schon einmal von Sophus Bugge eingeschlagenen Weg wieder auf: Nach ihm ist das Runenalphabet von norditalischen (zu Unrecht „nordetruskisch" ge-

nannten) Alphabeten abgeleitet, die vornehmlich durch das große Werk von Robert Conway[5] bekannt geworden und seitdem auf wachsendes Interesse in der Forschung gestoßen sind. Seine These wurde von Magnus Hammarström[6] weiter untermauert und ist heute fast durchweg als die endgültige Lösung akzeptiert, so wie einst die lateinische Herkunft als Lösung des Runenrätsels betrachtet worden war. (Otto von Friesen beharrt jedoch auch heute noch [d.i. 1943; Anm. d. Verl.] auf seiner Griechen-Hypothese.) Die neueren Arbeiten über die Runen von Helmut Arntz,[7] Franz Altheim[8] und Wolfgang Krause[9] fußen auf dieser These.

Allerdings zeigte eine nähere Untersuchung, daß auch bei dieser These ein Rest bleibt, der nicht erklärt werden kann, wie übrigens schon ihre Urheber bemerkten. Dieser Rest ist trotz eifrigster Bemühungen geblieben und war auch immer wieder die Ursache des Widerspruches gegen diese Entlehnungshypothese.[10]

Gegenüber diesen Entlehnungshypothesen wurde natürlich auch die einheimische Herkunft der Runen verfochten, am energischsten von Herman Wirth,[11] der ja bekanntlich die „atlantische" Herkunft der Schrift zu beweisen sucht.

Neben anderen wie Karl Theodor Weigel[12] und Ludwig Wilser[13] ist es dann vor allem Gustav Neckel[14] gewesen, der in seinen späteren Arbeiten eine Hypothese der einheimischen Herkunft der Runenschrift vertreten hat. Hierbei ist er auch der Auffassung, daß dem Gebrauch der Runen als Schrift der Gebrauch als „Begriffssymbole" vorangegangen sei. Weil diese Frage heute eine wichtige Rolle spielt, seien einige seiner Sätze hier wiedergegeben: „Aus dem Gebrauch als Begriffssymbole sind die Runen als Schriftzeichen ebenso entstanden wie – nach Krauses und anderer Gelehrter Meinung – aus den Zeichen der nordetruskischen oder norditalischen Schriftsysteme. Dann müssen aber diese und die ältesten griechischen und lateinischen Buchstaben auch ihrerseits mit jenen Begriff[s]symbolen verwandt sein. Es muß mit anderen Worten ein Zusammenhang bestehen, z.B. zwischen dem ↑ der sog. vorrunischen Zeit (etwa auf bastarnischen Gesichtsurnen) und dem griechischen Buchstaben „tau" (τ), bzw. mit dem mit diesem verwandten altitalischen und sonstigen mittelmeerischen Zeichen; letztere müssen von ersteren abstammen. Mindestens führt uns dieser Gedanke wieder auf den Begriff der *Urverwandtschaft*, in dem Sinne nämlich, daß der Gebrauch der Runen als Begriffssymbole alt und gemeinsam ist, ihr Gebrauch als Schriftzeichen aber auf dem Einfluß eines südeuropäischen Alphabetes, am ehesten des nordetruskischen Schrifttypus beruht."[15]

Auch Edmund Webers[16] Arbeiten sind hier zu nennen, ebenso die Arbeiten Hermann Schneiders,[17] veröffentlicht in einem Buch, das eine wichtige Kritik der Phönizierhypothese enthält. Ferner muß eine ältere Publikation von Isa Prinzessin von Schönaich-Carolath[18] beachtet werden.

Dieser These fehlte aber trotz ihres Hinweises auf gewichtige Einwände gegen die Entlehnung der Runen aus den genannten Alphabeten und einiger guter Hinweise auf Altüberliefertes, das nicht durch eine Entlehnung erklärt werden konnte, eine durchgängige Begründung. Helmut Arntz konnte in seinem *Handbuch der Runenkunde* nach Darlegung der italischen Hypothese ein Kapitel mit der Überschrift „Ein Rückschlag: Neckel" einschieben, in dem er die These einer einheimischen Herkunft der Runen mit scharfen Worten ablehnt: „Daß die Vielheit der geäußerten Ansichten Fernerstehenden oft den Blick verwirrt hat, nimmt nicht wunder. Aber es ist sehr bedauerlich, wenn ein anerkannter Vertreter der germanischen Philologie aus dem Widerstreit der Meinungen die Berechtigung schöpft, Ansichten zu äußern, die unliebsam an die überwundene Ära Herman Wirth erinnern."[19]

In einem späteren Aufsatz[20] urteilt Arntz zwar weniger scharf, aber die These vom einheimischen Ursprung der Runen blieb nach wie vor abgelehnt.

Jedenfalls hat diese Auseinandersetzung zusammen mit den Schwierigkeiten, die Runen restlos aus den norditalischen Alphabeten abzuleiten, zu einer Art „Vermittlungshypothese" geführt, die heute besonders von Wolfgang Krause und Franz Altheim vertreten wird, die aber schon durch Forscher wie Friedrich Losch[21] und vor allem Richard Moritz Meyer vorbereitet worden war.[22] Diese Forscher nehmen zwar an, daß das germanische Runensystem entlehnt sei – Meyer sah noch die Wimmersche These als erwiesen an! –, daß aber die aus den italischen Alphabeten nicht erklärbaren Zeichen wie beispielsweise die Jahr-Rune ᛃ oder die Ing-Rune ◇ auf alteinheimische Zeichen zurückgehen; hierbei setzen Meyer, Losch und andere diese Zeichen mit den von Tacitus in *Germania* 10 genannten „notae" gleich. Richard Moritz Meyer wendet sich dagegen, die Verbindung zwischen den Loszeichen und den Runen vorschnell abzulehnen, und sagt: „Man könnte etwa behaupten, die Losrunen seien willkürliche Zeichen gewesen, die gar keinen Vergleich mit festen Buchstaben zuließen. Willkürlich oder nicht: Sie müssen eine bestimmte Bedeutung gehabt haben, um das Deuten und Wahrsagen zu ermöglichen; sie müssen allermindestens im Verlauf jahrhundertelangen Gebrauchs eine bestimmte Bedeutung erlangt haben. Nicht die Bedeutung einzelner Silben- oder Lautzeichen: Dagegen spricht alles, was wir von der Entstehung der Schrift, von ihrer Entwicklung bei irgendeinem Volke, wissen. Der Lautschrift ging ganz gewiß eine ide-

ographische voraus. Eine bestimmte Rune – nehmen wir einmal an, sie habe die Form der Rune Týr gehabt – bedeutete keinesfalls den Buchstaben T, sondern sie bedeutete etwa „Kriegsruhm", wofür jedes beliebige Synonym der wortreichen altgermanischen Dichtersprache eintreten konnte. Aber eben gerade, weil die ältesten Runen Ideogramme gewesen sein müssen, liegt ihre Verbindung mit den historisch bezeugten klar zutage. Die Runennamen, über deren rein germanischen Ursprung kein Zweifel herrscht und deren gemeingermanischer Charakter durch die Übereinstimmung der gotischen, altenglischen und nordischen Benennungen [...][23] völlig sichergestellt ist – diese Runennamen deuten mit größter Bestimmtheit auf eine ursprüngliche Verwendung der Runen zur Bezeichnung bestimmter Begriffe, und wie alle alten Zeugnisse hierzu stimmen, haben Müllenhoffs und v. Liliencrons schöne Abhandlungen dargetan und erläutert. Und zweifelt man schließlich trotz alledem an einer Kontinuität von dem eigentlichen Runenstab zum Buchstaben des gemeingermanischen Alphabets, so steht allermindestens die Analogie des taciteischen Berichts und des späteren Gebrauchs für die in ihn eingeritzten notae fest [...] und läßt einen völligen Bruch in der Tradition vom älteren zum jüngeren Los- und Schriftgebrauch als fast undenkbar erscheinen."[24]

Aus diesen Sätzen geht hervor, daß Meyer eine Anzahl von alteinheimischen Zeichen annahm, deren Begriffe in ihren Namen enthalten waren, und diese Zeichen seien in das vom Süden übernommene Runenalphabet eingegangen. Damit führt Meyer auf die Spur der „Begriffsrune", die in der heutigen Diskussion eine gewisse Rolle spielt; Wolfgang Krause hat nämlich auf der Grundlage dieser Auffassung den Ausdruck „Begriffsrune" geprägt und in einer ausgezeichneten Untersuchung festzustellen versucht, welche Runen neben ihrer Verwendung als Schriftzeichen auch als Begriffsrunen gedeutet werden könnten.[25] Die Runen haben nach ihm „Doppelgesichtigkeit", das bedeutet, daß eine Anzahl Runen, vornehmlich *f, a, h, s, t* und *o* (wozu wohl auch noch *e* kommt) sowohl als Begriffs- wie auch als Lautzeichen verwendet wurden. Rein germanisch sind nach ihm die in den anderen Alphabeten nicht vorkommenden Runen: die *j*- und *ing*-Runen. Die anderen seien zwar aus den italischen Alphabeten entlehnt, hätten aber bei den Germanen einen begriffstragenden Namen erhalten, wodurch auch sie zu Begriffsrunen wurden. So seien schließlich alle Runen mit Namen belegt worden.

Krause muß dann allerdings feststellen, daß eine ganze Anzahl der vorgeblich aus den norditalischen Alphabeten entlehnten Zeichen Jahrhunderte vor der angenommenen Entlehnung im germanischen Raum weithin verbreitet gewesen sind! Diese Tatsache zwingt aber

die Frage auf – die ja schon Gustav Neckel aufgeworfen hat –, ob nicht wenigstens für diese auf beiden Seiten gleichen Zeichen eine gemeinsame Quelle anzunehmen sei. Soweit ich sehe, hat Wolfgang Krause diese Frage weder gestellt noch beantwortet. Franz Altheim und Erika Trautmann haben dann in gemeinsamer Arbeit die norditalischen Inschriften und Felszeichnungen der Val Camonica folgerichtig durchforscht. Es ist ein Verdienst Altheims, daß er das bisher von anerkannten Forschern so sehr vernachlässigte Sinnbildmaterial in seine Untersuchungen miteinbezogen hat. Dieses Material hat er in verschiedenen, gründlichen Arbeiten vorgelegt und ausgezeichnet gedeutet. Daraus ergibt sich nun beispielsweise bei einem Vergleich der Sonnenscheibe von Fossum und einer ähnlichen in Genicai eine ganz auffällige Übereinstimmung zwischen den norditalischen und den skandinavischen Felsbildern der Bronzezeit. Vergleicht man die beiden genannten Scheiben, so kann ein Zusammenhang nicht von der Hand gewiesen werden. Auf diesen Scheiben sind ohne Zweifel runenähnliche Zeichen enthalten, die somit auch im Umkreis ihres Entstehungsortes vorkamen. Beide Scheiben zeigen weithin identische Zeichen. Auf diese beiden Sonnenscheiben wird im Kapitel über die westindogermanischen Sinnbilder noch näher einzugehen sein.

Wie soll diese auffallende Übereinstimmung anders erklärt werden als durch eine gemeinsame Quelle, und zwar in einem Bereich, aus dem die Völkerschaften des Nordens und des Südens ausgewandert sind? Dieser Bereich ist aber, wie Vor- und Sprachgeschichte gleichermaßen beweisen, der westindogermanische Raum. Franz Altheim ist sich über diese Tatsache vollkommen im klaren, nur zieht er daraus noch nicht die entsprechenden Schlußfolgerungen. Denn dieser westindogermanische Bereich ist Mittel- und Nordwestdeutschland einschließlich der Donauländer. Das wird in den Kapiteln über die indogermanischen Sinnbilder noch eingehender gezeigt werden. Somit ist die Entlehnungshypothese bereits stark in Frage gestellt.

Hier ist es aber notwendig, auf einen Einwand gegen die Kimbernthese Nachdruck zu legen, der von Altheim selbst vorgebracht, dann jedoch nicht beseitigt wird: Zur Zeit der Kimbernzüge (Ende des 2. Jahrhunderts v. d. Ztw.) war in den Gebieten im Süden, durch die die Kimbern gezogen sind oder in denen sie sich aufgehalten haben, überall die lateinische Schrift vorherrschend. Sie müssen Denkmälern dieser Art tausendfach begegnet sein, abgesehen davon, daß ihnen auch im Umgang mit den von ihnen berührten Völkerschaften überall die lateinische Schrift entgegengetreten sein muß. Würden sie unter diesen Umständen, wenn sie denn eine Schrift gebraucht hätten, eine so gar nicht mehr in lebendigem Gebrauch stehende Schrift aus

irgendeiner abgelegenen Gegend übernommen haben? Ganz abgesehen davon, daß ja eine den Runen durchaus entsprechende Schrift nirgends entdeckt worden ist, denn auch diejenige der Val Camonica kann nicht als solche angesehen werden. Dazu sind die Unterschiede immer noch allzu erheblich. – Dieselben Einwände richten sich selbstverständlich auch gegen die Markomannenthese oder gegen jede These eine Entlehnung durch germanische Stämme des 3. bis 1. Jahrhunderts v. d. Ztw. – Franz Altheim und Erika Trautmann legen Nachdruck darauf, daß die Kimbern die Tierbilder und Sinnbildzeichen, die in der Val Camonica zusammen mit Schriftzeichen gefunden wurden, als urverwandt ansahen und darum das norditalische Alphabet dem lateinischen und griechischen vorgezogen hätten.[26] Demgegenüber muß aber ausgeführt werden, daß die lateinische Schrift den Kimbern etwa zehn Jahre lang auf jedem ihrer Züge begegnet sein muß, wobei der Kimbernaufenthalt in Norditalien nur kurze Zeit gedauert haben kann. Zudem fliehen sie ständig angesichts des aufmarschierten Feindes. Werden sie unter diesen Umständen in die Seitentäler bei Sülchingen eingedrungen sein?

Fassen wir zusammen: Die Hypothesen über die Entlehnung der Runen aus einem fremden Alphabet gehen von der festen Annahme aus, daß die griechische Schrift von der phönizischen entlehnt sei, so wie die etruskisch-italische von der griechischen und die germanische von der italischen. Diese Ansicht beherrscht heute noch alle Aussagen über die Herkunft der Runen wie ein Dogma.

Ebenso selbstverständlich wird in diesen Aussagen die semitische Herkunft der phönizischen Schrift angenommen. Dabei muß aber schon hier darauf hingewiesen werden, daß alle Versuche, die phönizische Schrift aus semitischen oder anderen vorderasiatischen Schriften, etwa der Sinaischrift, abzuleiten, gescheitert sind.[27] Sie steht auf einmal im 13. Jahrhundert v. d. Ztw. vollkommen ausgebildet da. Woher kam sie? Wie kamen die Zeichen zu ihrem Lautwert? Das sind Fragen, die in einem Raum, der von Schreibkulturen erfüllt war, beantwortbar sein müssen. Die Überlieferung, daß die Phönizier selbst nicht Erfinder des Alphabetes, sondern nur dessen Verbreiter gewesen seien, ist auch im Altertum nicht ganz erloschen, wie Diodor 5,74 zeigt.

Doch ist es zunächst notwendig, das Verhältnis der griechischen Alphabete zur phönizischen Schrift zu betrachten.

Kapitel 2

Das Verhältnis der griechischen Schrift zur phönizischen und die Herkunft des phönizischen Alphabetes

Die Position der Verfechter einer Ableitung der griechischen Schrift von der phönizischen scheint in der Tat eine ungemein starke zu sein.

Der wichtigste Grund hierfür sind die Formen der phönizischen und der griechischen Schriftzeichen: Vergleicht man die Schriftzeichen der ältesten griechischen Inschriften mit denjenigen der Phönizier, so fällt eine solch überraschende Ähnlichkeit auf, daß ein Zusammenhang nicht mehr bezweifelt werden kann. Bei verschiedenen Wurzeln wäre eine so auffallende Konvergenz ausgeschlossen.

Nun könnte ja an und für sich bei einer solchen Ähnlichkeit das Abhängigkeitsverhältnis ein umgekehrtes gewesen sein, und die Phönizier könnten ihre Schrift von der Griechen entlehnt haben. Aber dem widerspricht die zeitliche Einordnung der Inschriften. Die ältesten phönizischen sind früher anzusetzen, wobei dieses Verhältnis sich durch neuere Funde noch weiter zugunsten der Phönizier verschoben hat.

2.1 Die Hypothese der Ableitung der griechischen von der phönizischen Schrift

Bis vor kurzem war die älteste bekannte phönizische Inschrift in kanaanäischer Sprache der sogenannte Meša-Stein, der dem 9./8. Jahrhundert v. d. Ztw. zugeschrieben wird. Die ältesten griechischen Inschriften konnte man hingegen nicht vor dem 8./7. Jahrhundert ansetzen. Die neuentdeckten Inschriften des Königs Jeḥīmilk setzt man ins 12. Jahrhundert, und die Inschrift auf dem Grab des Aḥiram zu Byblos wird sogar ins 13. Jahrhundert v. d. Ztw. zurückdatiert. – Der auch oft angeführte Grund der Schreibrichtung gewisser griechischer Inschriften von rechts nach links ist hinfällig, was hier ganz besonders betont werden muß. Denn die ältesten griechischen Inschrif-

ten werden genau wie die runischen in verschiedene Richtungen geschrieben; es gibt drei Schreibrichtungen: von rechts nach links, von links nach rechts und als dritte Variante die bustrophedone.[28]

Schwerwiegender erscheint jedoch, daß es sich bei den meisten griechischen Buchstabennamen um klar erkennbare Variationen der semitischen Namen handelt, die uns in rabbinischen Quellen, in der Septuaginta und in den akrostichischen Psalmen überliefert sind. An dem semitischen Charakter der noch deutbaren Namen der phönizischen und der aus dem Phönizischen abgeleiteten Schriftzeichen ist nicht zu zweifeln. Die Namen kehren in irgendeiner Form in den aus der phönizischen Schrift abgeleiteten semitischen Alphabeten wieder. Theodor Nöldeke hat versucht, aus den verschiedenen semitischen Formen eine semitische Urform der Namen zu rekonstruieren, wobei allerdings gewisse Schwierigkeiten bleiben, auf die hier jedoch nicht einzugehen ist.[29] Die Namen der griechischen Schriftzeichen kennen wir dagegen erst aus verhältnismäßig später Überlieferung. Sie sind vor Platos Zeit, also zirka 400 v. d. Ztw., nirgendwo bezeugt. Keine Quelle geht über die letzten Jahrhunderte vor der Zeitenwende zurück, und so bleibt die Tatsache, daß die Griechen um 400 v. d. Ztw. teilweise semitische Namen für ihre Schriftzeichen gebraucht haben.[30]

Schließlich scheint noch ein weit schwerwiegender Grund für eine Abhängigkeit der griechischen Schrift von der phönizischen darin zu bestehen, daß die Griechen selbst ihre Schrift von den Phöniziern ableiteten. Herodot 5,58 ff. berichtet nämlich, daß Kadmos, der mit den Phoinikern (Φοίνικες) nach Böotien gewandert sei, die γράμματα Φοινικήϊα (Καδμήϊα) mitgebracht habe, aus der sich die griechische Schrift entwickelte. Aufgrund dieser Textstelle war schon im Altertum die Herleitung der griechischen Schrift von den Phöniziern weit verbreitet. Auch in wissenschaftlichen Werken der Gegenwart über die Schrift kann man die unreflektierte Behauptung lesen, „die Griechen" leiteten ihre Schrift von den Phöniziern her.[31] Es wird aber in einem besonderen Abschnitt über die griechischen Überlieferungen betreffs der Erfindung der Schrift gezeigt werden, daß dies nicht richtig ist. Die Gleichsetzung der mit Kadmos nach Mittelgriechenland eingewanderten Phoiniker (Φοίνικες) mit semitischen Phöniziern wird weiter unten einer kritischen Prüfung unterzogen werden.

2.2 Kritische Betrachtung der Formen, Namen und Lautwerte des phönizischen Alphabetes

Zunächst einige Bemerkungen über die Formen des phönizischen Alphabetes: Betrachten wir die phönizische Schrift in ihrem ersten

Auftreten und in ihrer Entwicklung auf der Grundlage der bis jetzt vorhandenen Inschriften aus älterer Zeit, so überrascht die Einheitlichkeit innerhalb eines vierhundertjährigen Zeitraumes, von der Aḥiram-Inschrift bis zum Meša-Stein, in einem doch ziemlich großen geographischen Raum. Es besteht in diesem Punkt ein starker Gegensatz zwischen den altgriechischen Alphabeten und dem phönizischen Alphabet. Während wir bei den ersten eine erstaunliche Vielfalt konstatieren können, die den Eindruck des Erwachsens aus einer gemeinsamen Wurzel erweckt, drängt sich beim phönizischen Alphabet hingegen die Überzeugung auf, daß diese *ex nihilo* an einem Punkte entstanden ist und fortan einheitlich tradiert wurde. Dieser Unterschied gibt zu denken.

Auch eine Betrachtung der einzelnen Formen der Buchstaben und ihrer Namen erweckt weitere, sehr gewichtige Zweifel an dem originalen semitischen Charakter des phönizischen Schriftsystems.[32] Die Namen der Schriftzeichen dieses Alphabetes sollen offenbar nach dem ethnographischen Prinzip die Zeichen gemäß ihres Sinngehaltes benennen.

Wenn man aber die aus dem Semitischen tatsächlich deutbaren phönizischen Namen mit den Zeichen vergleicht, die diese Namen tragen, so ergibt sich für kaum ein Zeichen eine selbstverständliche Übereinstimmung zwischen dem diesem Zeichen den Lautwert gebenden Namen und der Form des Zeichens. Für das *ȧ*-Zeichen liegt der semitische Name – ich folge Theodor Nöldekes Rekonstruktion[33] – *ȧlf* = K, K, K vor. Das Wort bedeutet im Semitischen „Stier". Nun kann man ohne Schwierigkeiten das *ȧ*-Zeichen in der Aḥiram-Inschrift als zwei Stierhörner deuten, ebenso das *ȧ*-Zeichen in der Jehīmilk- und Meša-Inschrift (die beiden stimmen merkwürdigerweise als einzige Zeichen nicht ganz überein). Vergleicht man nun aber dieses phönikische *ȧlf*-Zeichen der Aḥiram-Inschrift mit dem griechischen, so sticht ein Unterschied in die Augen, dessen Tendenz folgende ist: Das phönizische Zeichen ist dem griechischen Namen stark angeglichen. Man hat es so verändert, daß man es als Stierkopf gelten lassen kann. Aber warum sollte das Zeichen, wenn die Griechen es von den Phöniziern übernommen hätten, bei ihnen so stark verändert worden sein, daß es dem phönizischen kaum mehr glich? Wenn aber die Phönizier die Entlehner waren oder Buchstaben einigermaßen sinnvolle Namen zur Bezeichnung des Lautwertes gaben – in diesem Fall *ȧlf*, „Stier" –, dann versteht man, wie sie von der im Phönizischen vorliegenden A-, A-, A-Form her in Richtung eines hörnertragenden Gebildes abwichen.

Das zweite Zeichen 9, 9, 9, das den Lautwert *b* hat und den Namen *bēth*, „Haus" trägt, könnte schließlich das Bild eines Hauses darstel-

len, obwohl es im Orient Häuser mit Spitzdächern nicht gab. Die Phönizier müßten solche Häuser anderswo kennengelernt haben; die spitzgiebeligen Häuser gehören zum nordischen Kulturkreis. Nun ist aber gerade dieses phönizische Zeichen keines der den griechischen sehr ähnlichen, denn das griechische *b* hat die Form ᛒ, B oder in Thera und Melos ᒣ, ᒋ, ᒉ. Keines dieser Zeichen kann als Symbol für ein Haus angesehen werden, auch die erste Form nicht, da Häuser ja die Spitze oben und nicht an der Seite haben. Vielmehr sieht auch das *bēth*-Zeichen im phönizischen Alphabet so aus, als ob es dort seinem semitischen Namen angeglichen wäre. Bei der Annahme, daß die Urform des Zeichens etwa ᛒ war und daß ihm der Lautwert *b* eignete, konnte diese Urform wohl durch Weglassung des einen Dreiecks oder Bogens in Richtung eines Hauses verändert und ihm der semitische Name für Haus, *bēth* gegeben werden.

Gehen wir zum dritten Zeichen ᐱ, ᒣ, 1, das *gaml* heißt und den Lautwert *g* hat, so gleichen sich Zeichen und Name gar nicht mehr. *gaml* wird als „Kamel" gedeutet; nun kann dieses Zeichen sicher alles mögliche darstellen, nur kein Kamel. Vielmehr hat man den Eindruck, daß hier einem Zeichen, dessen Lautwert feststand, ein irgendwie passender Name zugeschoben wurde, dessen Initial diesen Lautwert enthielt. Ein ursprünglicher Zusammenhang zwischen dem Sinngehalt des Namens und des Zeichens bestand jedoch offenbar nicht.

Das *d*-Zeichen – ▽, △ – trägt den Namen *delt*, was im Semitischen „Türflügel" bedeutet. Auch hier hat man den Eindruck einer etwas gewaltsamen Angleichung des Namens an das Zeichen: Wo in aller Welt gibt es einen dreieckigen Türflügel? Man hat sich mit der Erklärung beholfen, das Zeichen bedeute das Tuch, das den Zelteingang bedecke. Aber dies ist nunmal kein „Türflügel". Es mag so gegangen sein, daß man, da Türflügel und Zelteingangstuch eine gewisse Verwandtschaft miteinander haben, dem Zeichen, das dem Zelttuch glich, diesen Namen gab. Überzeugend wirkt aber auch diese Erklärung nicht. Denn einen Türflügel hätte man sehr wohl zeichnen können, und dann wäre dieses Zeichen etwas anders ausgefallen. In der Tat werde ich auch weiter unten nachweisen, daß dieses Zeichen ursprünglich gar nicht Türflügel, sondern „Haus" (idg. *domos*) bedeutete und deswegen den Lautwert *d* erhielt.

Das *w*-Zeichen – Ƴ, Ƴ – trägt den Namen *wan* (*wāco*): Im Hebräischen bezeichnet וָו „Regal" oder „Haken", an die die Vorhänge der Stiftshütte gehängt werden, das ist aber im Semitischen offenbar nicht belegt. Man könnte in dem *wan*-Zeichen vielleicht einen solchen Haken sehen und auch annehmen, daß das griechische V, Y (Lautwerte *u* und *ü*) mit diesem Zeichen zusammenhängt.

Aber sehr schlimm steht es nun mit dem nächsten Zeichen; dieses I (Lautwert *z*) trägt nach Theodor Nöldeke den Namen *zai*, was *zajin* sein mag. Das soll „Waffe" bedeuten. Aber vor der Perserzeit gab es ein semitisches Wort *zain* in der Bedeutung „Waffe" gar nicht;[34] das aramäische *zainā*, ist iranischen Ursprungs. Damit fällt dieses Wort als lautgebender Name für die phönizische Zeit weg. Zudem wäre ja „Waffe" eine zu allgemeine Bezeichnung, denn welche Waffe sollte es sein? Angesichts Hunderter verschiedener Waffenformen kann man kaum annehmen, eine davon sei je für ein konkretes Sinnbildzeichen benutzt worden. Jedenfalls besteht keine Beziehung zwischen einem erkennbaren Sinngehalt dieses Zeichens und seinem lautgebenden Stamm. *zai* ist wahrscheinlich nichts anders als ein Merkwort für geschichtenlernende Schüler, wie noch eine Reihe anderer Namen der phönizischen Zeichen. Akrophonie und sinnvolle Benennung des Zeichens klaffen hier hoffnungslos auseinander. Und jetzt noch dieses auffallende Nebeneinander von einigermaßen sinnvollen Namen und bloßen Gedächtnisstützen verraten das Sekundäre dieser Namensgebung und weisen auf Entlehnung von Schriftzeichen mit feststehendem Lautwert hin und nicht auf eine originale Schöpfung. Dagegen kann gezeigt werden, daß ein vom Indogermanischen her erschließbarer Stamm und Lautwert der Zeichen ohne Schwierigkeiten zusammenfallen.

Jōd, Ƶ, Ƶ, Ƶ, bedeutet „Hand"; eine solche mag allenfalls in dem phönizischen Zeichen zu sehen sein. Vergleicht man nun dieses Zeichen mit den verschiedenen Formen des griechischen I (Iota): ᒉ, Ƹ, Ꝛ, so erscheint die schon oben hervorgehobene Tendenz: Man hat das phönizische Zeichen dem Namen etwas angeglichen und darum dem griechischen gegenüber verändert.

Dasselbe ist zu sagen für *kaf* = Ѵ, Ɏ. Das phönizische Wort bedeutet „hohle Hand". Auch dieses Zeichen ist gegenüber dem griechischen K = K verändert und – vor allem in seiner Meša-Form Ɏ – dem Namen angeglichen.

Mēm, ϟ, ϟ, ϡ, bedeutet „Wasser" und könnte schließlich das Wellengekräusel darstellen. Wozu aber dann der lange Endstrich, der auch im Griechischen auftaucht? Dort ist er organisch, denn das griechische *m* ist, wie wir noch sehen werden, das Zeichen für den Donnerkeil; im Phönizischen ist er unorganisch.

Nūn, ᓴ, ᓴ, ᓴ, bedeutet „Fisch", aber wie kann man in dem Zeichen einen Fisch sehen? Um der Schwierigkeit zu entgehen, hat man *nahas*, „Schlange" dafür eingesetzt, so etwa im Äthiopischen. Das stimmt entfernt mit dem Bild, aber nicht mit dem von Nöldeke erschlossenen gemeinsemitischen Namen überein, ist also eine spätere Benennung des Zeichens, um Namen, Lautwert und Zeichen in Einklang zu bringen.

Pē, ⊃, ⟩, 1, bedeutet „Mund". In dem phönizischen Zeichen könnte man schließlich eine entfernte Ähnlichkeit mit einem Mundzeichen sehen. Aber ein Blick auf die griechischen *p*-Zeichen Γ, Π, Γ zeigt deutlich genug, daß die Übereinstimmung zwischen beiden nicht groß ist, daß also wahrscheinlich wieder eine phönizische Angleichung an den Namen stattgefunden haben wird.

Das *r*-Zeichen ᑫ, 𐤓, 1 trägt nach Nöldeke den Namen *rōš* oder *rēš*, was „Kopf" bedeutet (*rēš* ist nicht eine kanaanäische, sondern eine aramäische, vielleicht babylonische Form – eine Tatsache, die nach einer Erklärung verlangt). Vergleicht man das phönizische *b*- mit dem *r*-Zeichen, so fällt eine außerordentliche Ähnlichkeit auf. Ein neu entstehendes Schriftsystem hätte ein solches Zusammenfallen sicherlich vermieden. Vergleicht man zudem alle griechischen *r*-Zeichen, so ergibt sich nicht die Grundform ᑫ, sondern R, wie auch für die italischen Alphabete. Man sieht keinen Grund, warum die Griechen das Zeichen bei einer Entlehnung des griechischen Alphabetes vom phönizischen so hätten verändern sollen. Dagegen ist diese Veränderung durchaus verständlich, wenn die Phönizier das Zeichen mit dem festen Lautwert *r* übernommen haben, ihm den Namen *rōš* (*rēš*), „Kopf" gaben und es dann durch Annäherung an ein Gesicht mit Nase dem Namen angeglichen haben. Dadurch entstand dann allerdings die störende Ähnlichkeit mit dem *b*-Zeichen.

In ähnlicher Weise ist das *š*-Zeichen W mit dem Namen *šīn*, „Zahn" an den Namen angeglichen, und zwar in der Stellung des Zeichens gegenüber dem griechischen *s*, das ja aufrecht steht: ϟ, ϟ usw. Dies mit Recht, denn es ist das urspüngliche indogermanische Sonnenzeichen, der eine Balken des Hakenkreuzes ϟ oder beide Balken nebeneinander gesetzt ξ, Ɛ; immer von dem Heilszeichen 卐 zu unterscheiden.

Das *t*-Zeichen entspricht in seiner Form +, × nicht dem griechischen *t*, das diese Formen zeigt: T, T, Y; vielmehr hat das Zeichen +, × in einer Reihe von griechischen Alphabeten, insbesondere den östlichen, den Lautwert *kh* (χ), was bei einer Entlehnung des griechischen Alphabetes von den Phöniziern schlechterdings unerklärlich bleibt. Dagegen erklären sich, wie zu zeigen sein wird, diese Bedeutungen durchaus befriedigend aus indogermanischen Zusammenhängen.

Zu der Bedeutung des Namens dieses Zeichens *tau* (*tāw*) ist dasselbe zu sagen wie zu *zajin*: Die Bedeutung ist so allgemein, daß kein originales akrophonisches System einen solchen Namen gewählt hätte, denn das Wort heißt einfach: „das Zeichen". Nun sind aber doch *alle* Buchstaben des Alphabetes „Zeichen", sie könnten also alle den Namen *tāw* tragen. Vielleicht könnte man einwenden, das Kreuz sei das Zeichen im besonderen Sinne, also *das* Zeichen. Wie aber soll man verstehen, warum die Griechen dann gerade diese Form des Zeichens nicht für *t*, sondern für χ genommen haben? Wie man die Sache auch betrachtet, in die Hypothese einer Ableitung des griechischen Alphabetes vom phönizischen paßt dies alles nicht.

Neben diesen, wenn auch sprachlich nicht ohne Schwierigkeiten deutbaren Namen für die phönizischen Zeichen haben wir eine ganze Reihe, die etymologisch vom Semitischen her nicht erklärt werden können, ja offenbar überhaupt keine sinnvollen Worte, sondern nur mnemotechnische Stützworte sind, die offenbar so zustande kamen, daß man den Laut, der durch die Buchstaben bezeichnet wurde, mit anderen Lauten verband, so daß eine neuartige Bezeichnung entstand wie *hē*, *ḥēt*, *ṭet*. Hier hat die Phantasie nicht mehr gereicht, um eine, wenn auch noch so gezwungene, sinnvolle Bezeichnung zu finden. Auch das spricht ganz entschieden gegen eine originale akrophonische Schöpfung. Die Namen *lamd*, *semk* (*samk*), *qōf* sind ebenfalls aus dem Semitischen undeutbar. Die Ergebnisse der bisherigen Versuche, sie sinnvoll zu deuten, müssen als Phantasieprodukte betrachtet werden. Ob hier verstümmelte Namen aus einer anderen Sprache, etwa der mykenischen oder illyrischen, vorliegen, kann erst entschieden werden, wenn wir über diese Sprachen mehr wissen. Die Tatsache, daß *lmd* und *smk* semitische Wurzeln sind, bedeutet nichts, solange nicht von diesen Wurzeln gebildete Worte sinngemäß mit den beiden Zeichen zusammengebracht werden können. Die Benennung mit diesen Wurzeln *kann* nur eine rein mnemotechnische Angelegenheit sein.

Mit Bezug auf das ebenfalls undeutbare *qōf* wage ich eine Erklärung. Das *q*-Zeichen hat im phönizischen Alphabet die Form ϙ, ϙ; sie entspricht ziemlich genau den griechischen und italischen Formen des *q*: ϙ, ϙ.[35] Dieses Zeichen findet sich, wie in dem Abschnitt über Sinnbildzeichen der Stein- und Bronzezeit (s. Kap. 6) gezeigt werden wird, nicht nur in der kretisch-mykenischen Schrift, sondern auch auf norditalischen Felsbildern. Es hat dort deutlich die Form eines Knochenstichels mit seinem Kopf oben (unten zugespitzter Gelenkkopfknochen). Dieser Knochen heißt aber idg. **qap-ut* (lat. *caput*), vielleicht kret.-grch. κύφη), „Kopf", „Gelenkpfanne (oder Gelenkpfannenkopf) des Schenkelknochens" usw.

Dies muß der indogermanische Name des Zeichens gewesen sein oder wenigstens einer der Namen; häufig scheinen Doppelnamen mit demselben Anfangslaut gebraucht worden zu sein; vgl. dazu unten den Abschnitt über die indogermanischen Namen der westindogermanischen Sinnbildzeichen im 6. Kapitel). Der Name *qap* gab ihm seinen Lautwert *q*. So liegt die Annahme nicht fern, daß dieser Name von

dem oder den Stiftern des phönizischen Alphabetes einfach übernommen und sem. *qōf* lautlich angeglichen wurde, da ein semitisches Wort, das dem Zeichen entsprochen hätte, nicht gefunden werden konnte.

Ähnlich mag es mit *lamd* und *samk* gegangen sein. Sei es, daß die illyrischen „Phoinikes" – auf die gleich zu kommen sein wird – Sondernamen für diese Zeichen hatten. Man könnte an einen Zusammenhang mit idg. **lem* oder *lemb*, „herabhängen" denken, etwa das herabhängende, sich umbiegende Blatt des Baumes,[36] für *samek* Ŧ das ja grch. ζ (z) entspricht, weil bei den Griechen das Zeichen für Ζεύς stand, etwa bei dem gotisch-thrakischen Hochgott Zalmoxis (bei Plato Zamolxis), dessen Symbol das Zeichen ⋕ bei diesen Völkerschaften ebenso gewesen sein könnte wie bei den Griechen das Zeichen für Zeus.[37]

Daß im balkanisch-illyrischen Raum starke Einflüsse von Nordosten, also auch aus dem gotisch-thrakischen Gebiet eingewirkt haben, hat Giacomo Devoto sprachgeschichtlich nachgewiesen.[38] Doch sollen dies nur tastende Versuche sein, das Problem der undeutbaren phönizischen Namen in einem größeren, heute aber erkennbaren Zusammenhang zu betrachten. Meine Lösungsversuche weisen jedenfalls in den indogermanischen Bereich.

Überblicken wir diese kurzen Hinweise auf die Verknüpfung der Namen des phönizischen Alphabetes mit den Zeichen, so ergibt sich erstens ein Mangel an Einheitlichkeit in der Methode der Benennung, die schwerste Zweifel an der Originalität des Alphabetes hervorruft: Neben den sprachlich aus den semitischen deutbaren Namen stehen solche, die offenbar gar nicht der semitischen Sprache angehören und den Verdacht von „Fremdwörtern" erwecken, und schließlich eine ganze Reihe, die offensichtlich nur mnemotechnische Stützworte zum Auswendiglernen des Alphabetes sind.

Zweitens hat auch eine große Zahl der deutbaren Namen keine sinngemäße Verbindung mit dem betreffenden Lautzeichen, nur ganz wenige können mit einigem Recht in einen sinngemäßen Zusammenhang mit dem Zeichen gebracht werden.

Drittens aber sind dies nun gerade *die* Zeichen, die gegenüber dem griechischen Alphabet starke Veränderungen in Richtung des Sinnes des semitischen Namens zeigen.

Dieser Befund spricht sehr dafür, daß dem oder den Schöpfern des phönizischen Alphabetes fertige Zeichen mit bestimmten Lautwerten vorlagen und daß sie sich daran machten, nach dem akrophonischen Prinzip, das offenbar mit diesen Zeichen verknüpft war, eine Namenreihe zu schaffen, die eine gewisse Stütze für das Erlernen der Zeichen und ihrer Reihenfolge bot. Diese Aufgabe ist aber nur ganz unvollkommen gelungen, in den meisten Fällen mußte es bei einem

dürftigen Notbehelf bleiben, in vielen Fällen reichte es nicht einmal dazu. Man setzte dann nur mnemotechnische Merkworte ein.

Das Ergebnis dieser Betrachtung der Formen von Namen der phönizischen Schriftzeichen ist also dieses: Das phönizische Alphabet kann keine originale semitische Schöpfung sein. Das Verhältnis der griechischen Vokale zu bestimmten phönizischen Schriftzeichen ist eine der schwierigsten Fragen der Schriftgeschichte. Und das phönizische Alphabet hat bekanntlich keine Vokale. Dies entspricht durchaus semitischem Brauch und hängt mit dem Wesen der semitischen Sprache zusammen.[39]

Das semitische *ảin*, O, taucht in den griechischen Alphabeten als o (Omikron) auf. Die Formen des Zeichens in den griechischen und italischen Alphabeten sind O, ⊙, ◇, ◈. Der semitische Laut ist kein Vokal, sondern ein die Vokale hart einleitender gutturaler Verschlußlaut, der vor verschiedenen Vokalen stehen kann. Kein Grieche, der diesen Laut in Isolation hörte, hätte daraus ein *o* hören können. Im gesprochenen Wort konnte er alle Vokale einleiten, also hätte man das Zeichen für irgendeinen griechischen Vokal nehmen können. Warum nun gerade für o? Dafür gibt es keine Erklärung. Ganz anders liegt es, wenn wir den umgekehrten Weg, nämlich Entlehnung des phönizischen Alphabetes aus dem indogermanischen Bereich, annehmen.[40] Denn wir werden später sehen, daß dieses *o*-Zeichen den indogermanischen Namen *oqu̯(e)s*, „Auge" getragen haben muß und so seinen Lautwert *o* erhielt. Da dieses *o* = Augenzeichen bei der Übernahme des phönizischen Alphabetes aus dem Indogermanischen frei war – Vokale wurden ja nicht gebraucht –, hat man den indogermanischen Namen einfach ins Semitische übersetzt, denn *ảin* bedeutet „Auge" und hat dem indogermanischen Zeichen *o* einen ganz neuen Lautwert, nämlich eben den des gutturalen Verschlußlautes *ảin*, gegeben. Das ist ein schwer durchschaubarer Vorgang.

Ähnlich liegt es beim *he*. Dieses Zeichen, 𐤄, trug, wie später zu zeigen ist, den indogermanischen Namen *ek̂u̯os*, „Pferd" (das Zeichen ist ein schematisches Pferdebildchen). Im Griechischen ist der Name für Pferd ἵππος. Dies zeigt, daß in dem größeren Bereich, in dem sich das idg. *ek̂u̯os* zu ἵππος entwickelte, beim Übergang irgendwann einmal ein *h* eindrang, das Wort also in einer früheren Form etwa **heppos* gelautet haben muß.[41]

Wenn jene Indogermanen, von denen die Phönizier ihre Schriftzeichen übernommen haben könnten, nämlich die illyrischen Phoiniker (Φοίνικες), dieses Pferdezeichen, dem aufgrund seines indogermanischen Namens *ek̂u̯os* der Lautwert *e* eignete, **heppos* genannt haben – was wegen des griechischen *hippos* wahrscheinlich ist –, dann erklärt sich der phönizische Lautwert *h* für das Zeichen befriedigend.

In dieselbe Richtung deutet das phönizische *ḥ*-Zeichen 𐤇, H, das in griechischen Alphabeten die Form H, 日, in italischen auch die Form H oder 𐤇 hat. Hier fällt zunächst auf, daß die eine der italischen Formen der phönizischen nähersteht als die griechischen, was doch sicher zu denken gibt und darauf hinzuweisen scheint, daß die Quelle des altitalischen Zeichens der phönizischen sehr nahe gelegen haben oder mit ihr identisch gewesen sein muß. Bei einer Übernahme des Zeichens von den Phoinikern durch die Griechen müßte doch das griechische dem phönikischen ähnlich sein!

Der Lautwert des Zeichens *ḥ* im Phönizischen, ein sehr harter gutturaler Reibelaut, ist *ch*, ganz im Unterschied zu dem weichen *h*-Laut, der etwa unserem *h* entspricht. Der Lautwert des *ḥ*-Zeichens H, 日 ist in den älteren griechischen Inschriften *h* – wie auch der Lautwert des italischen Zeichens. Dieses *h* ist aber im Griechischen spätestens im 5. Jahrhundert v. d. Ztw., im Ionischen schon viel früher, ganz verschwunden. Es muß also schon früh im Griechischen eine Neigung zur Verflüchtigung gezeigt haben. Jedenfalls kann es zur Zeit der ältesten griechischen Inschriften nicht den Charakter eines *harten* gutturalen Reibelautes gehabt haben. Dies wird auch durch die Tatsache bewiesen, daß es in den ältesten griechischen Inschriften als Zeichen der Aspiration benutzt wurde. Hätten nun die Griechen ihre Schriftzeichen von den Phöniziern entlehnt, so hätten sie, da ihnen für *h* zwei phönizische Zeichen zur Verfügung gestanden hätten, das weichere *h* = 𐤄 und das harte *ḥ* = 𐤇, gewiß nicht des letztere gewählt, sondern das erstere. Umgekehrt aber, wenn nämlich das phönizische *ḥ*-Zeichen 𐤇 auf eine indogermanische Quelle zurückgeht, kann auch die Wahl dieses Zeichens für *h* begreiflich gemacht werden. Denn der indogermanische Name dieses Leiter-, Zaun- oder Hürdenzeichens war, wie unten zu zeigen sein wird, idg. **gherdhos* (*ghertos*), das im Griechischen zu χόρτος wurde (lat. *hortus*). Das idg. *gh* wurde also im griechischen – wie wohl auch im illyrischen – Raum zu χ. Dieser Laut entspricht genau dem phönizischen *ḥ*. Darum wählten die Phönizier das Zeichen 𐤇 für diesen Laut.

Als sich im Griechischen ein *spiritus asper* entwickelte, wählte man dafür das H-Zeichen – beispielsweise in alten Inschriften Hoς = ὅς, während man für den *ch*-Laut Zeichen nahm, die ein schief aufeinanderstehendes Balkengefüge darstellen ×, Ѵ usw., das einst im Indogermanischen durch Bildungen der Wurzel **ghei* bezeichnet wurde (vgl. dazu unten den Abschnitt über die griechisch-illyrischen Sonderzeichen). Später taucht das Zeichen H, H, 日 für lang *ē* (Ἦτα) auf. Man erklärt das gemäß der Phönizierhypothese so, daß der Name des von den Phönikern entlehnten Zeichens *ḥet* gewesen sei, das *ḥ* sei geschwunden, und so habe sich der Lautwert *e* ergeben. Dem

widerspricht aber die Tatsache, daß die älteste Form von η 𝌆 war.[42] Dies ist aber offensichtlich ein doppeltes *e* = ∃E, dessen Querstriche zusammengefügt wurden. Das Zusammenfallen dieses Doppel-*e* = *ē* mit dem sehr ähnlichen alten *h*-Zeichen ist ein rein formales. Und im Laufe der Zeit wurde dann das so ähnlich aussehende Zeichen 日 für *ē* verwandt. Auch die Entstehung des griechischen υ = *ü* (Y, V usw.) aus dem phönizischen *wau* (Y) kann lautlich nicht erklärt werden. Hingegen erklärt sich die Entstehung des phönizischen *wau* aus dem indogermanischen *u̯*, das halbvokalische Tendenz hat, leicht; die Laute für *a* und *i* (beziehungsweise *j*, denn diese beiden wurden im späteren Griechisch eins) bieten sich allerdings weder für den einen noch für den anderen Entlehnungsweg an.

Ziehen wir die Schlüsse aus diesen Überlegungen, so erheben sich schon bei der Betrachtung der phönizischen Zeichen und ihrer Namen sowie Lautwerte nicht nur berechtigte Zweifel gegen ihren semitischen Ursprung, sondern es ergeben sich auch schon daraus Hinweise auf eine indogermanische Herkunft dieser Zeichen. Der These der Entlehnung des griechischen Alphabetes vom phönizischen stehen somit, schon vom rein formalen und lautgesetzlichen Gesichtspunkt gesehen, so schwere Bedenken entgegen, daß sie nicht mehr ohne Widerspruch hingenommen werden kann. Die hier vorgebrachten Einwände müßten vorher beseitigt werden. Zwar genügt das bisher Angeführte noch nicht, um die indogermanische Herkunft der phönizischen Linearschrift zu erweisen, aber es legt eine Entlehnung des phönizischen Alphabetes aus dem indogermanischen Bereich nahe und verlangt die erneute Prüfung der Frage nach der Herkunft der phönizischen Schriftzeichen und ihres Lautwertes. Diese Frage soll beantwortet werden, ehe uns die Herkunft der semitischen Namen im griechischen Alphabet noch einmal beschäftigen wird.

2.3 Die Vorgeschichte des phönizischen Alphabetes

Die phönizische Linearschrift, wie sie uns in der ältesten Inschrift, auf dem Sarkophag des Aḥīrām zu Gebal (Byblos) entgegentritt, steht im 13. Jahrhundert v. d. Ztw. auf einmal als vollausgebildete Schrift da. Irgend eine Vorstufe ist nirgends gefunden worden. Die sogenannte Sinaischrift – die ich einst selbst zusammen mit Hans Bauer im Museum in Kairo an den Originalsteinen eingehend studiert habe – kann nicht als eine solche Vorstufe betrachtet werden. Die vorgeblichen Übereinstimmungen sind entweder allzu weit hergeholt, oder es handelt sich um zu allgemeine Zeichen wie Kreuze usw., die überall vorkommen. Die Behauptung René Dussauds, auf einem Ge-

fäß Amenhoteps IV. zu Byblos befänden sich das phönizische *àin*- und *kaf*-Zeichen,[43] konnte ich bis jetzt nicht nachprüfen, da mir das angegebene Buch noch nicht zugänglich war. Wenn Dussaud aber mit dem *àin*-Zeichen das alte phönizische meint – und auf dieses allein kommt es ja an! –, so ist auch damit noch nichts bewiesen, weil dieses Zeichen ja nur ein schlichter Kreis ist, der auch etwas anderes darstellen kann und dessen Vorkommen infolgedessen nicht als Beweis für ein *àin*-Zeichen gewertet werden kann. Auch das phönizische Zeichen für *kaf* – Ψ, Y – ist ein so weit verbreitetes Zeichen, daß sein isoliertes Vorkommen gar nichts beweist.

Aber gegen eine vorderasiatisch-semitische Vorgeschichte der phönizischen Linearschrift spricht nicht nur der negative Befund des völligen Fehlens irgendwelcher vorgeschichtlicher Zeugnisse, sondern positiv und, wie mir scheint, absolut beweiskräftig die jetzt durch die Ausgrabungen von Ras Schamra / Ugarit bekanntgewordene schriftliche Überlieferung im phönizischen Bereich des zweiten Jahrtausends v. d. Ztw.[44] Danach steht nunmehr fest, daß die semitischen Phönizier eine sehr reiche Literatur in altkanaanäischer Sprache gehabt haben, die in einer Keilbuchstabenschrift aufgezeichnet war. Eine große Bibliothek solcher Schrifttafeln ist im Hause des Hohepriesters von Ugarit entdeckt worden. Die Entzifferung dieser Schrift verdanken wir in erster Linie dem verstorbenen Semitologen Hans Bauer und den Franzosen Edouard Paul Dhorme und Charles Virolleaud.[45]

Die meisten Tafeln gehören wohl ins 15. und 14. Jahrhundert.

Ihr ungemein reicher Inhalt mythologisch-theologischer und allgemein kulturgeschichtlicher Art offenbart ein so reiches phönizisches Kulturleben, daß man annehmen muß, Ugarit sei ein Zentrum der phönizischen Kultur gewesen (allerdings dürfen die starken Einflüsse der indogermanischen Mitanni und später der Mykener in Ugarit, die Claude F.-A. Schaeffer herausarbeitet, nicht vergessen werden.) Nach diesen Funden steht es also fest, daß die Phönizier noch im 14. Jahrhundert v. d. Ztw. eine Keilbuchstabenschrift – und *nur* eine solche! – gebraucht haben. Keine der Tafeln kann später als 1350 datiert werden.[46] Dieser plötzliche Abbruch ist durch die Ausgrabungen Schaeffers aufgeklärt: Nach ihm wurde Ugarit um 1350 durch ein Erdbeben und eine Sturzflut vollständig zerstört – wir müssen annehmen, daß diese furchtbare Katastrophe die ganze syrische Küste und damit auch deren blühende Kultur schwer getroffen hat. In der Folgezeit ist die phönizische Keilschrift vollständig verschwunden. Die Stadt erlebt zwar im 14. / 13. Jahrhundert noch einmal eine Blüte, aber diese beruht offenbar in erster Linie auf mykenischem Einfluß.

Im 13. Jahrhundert macht sich in den großen Gräbern rassisch ein nichtsemitischer Einfluß sehr deutlich bemerkbar. Da Schaeffer diese Schädel als „non-Semitic" bezeichnet,[47] wird es sich wahrscheinlich um nordische Schädel handeln. Der Zusammenhang bei Schaeffer läßt darauf schließen, daß er an Indogermanen denkt. Im 13. Jahrhundert verstärkt sich der Druck der Indogermanen auf Vorderasien, begünstigt durch den Verfall der ägyptischen Macht, und seefahrende Völker nutzten die Chance, sich in den Häfen Syriens und Palästinas einzurichten.[48] Nach dem Zeugnis von Ausgrabungen brach im Verfolg jener Entwicklung eine starke Welle dieser Eroberer auch über Syrien herein. Gegen Endes des 13. Jahrhunderts – oder vielleicht am Anfang des 12. – wurde nach Schaeffer Ugarit vollständig zerstört. Auch findet sich keine Spur mehr von einer neuen Besiedelung bis lange Zeit später. Die Eroberer, so schließt Schaeffer mit Recht, müssen sofort nach Süden weitergezogen sein. Wie weit sie drangen, wissen wir nicht. Daß sie aber, ebenso wie die über Kreta zu den südlicheren Küstenstrichen vorstoßenden Philister, und vorher am oberen Euphrat die indogermanischen Mitanni, in den unterworfenen Völkerschaften aufgegangen sind und ihre Sprache verloren haben, steht fest.

Diese indogermanischen Völkerbewegungen des 13. Jahrhunderts, die sich in den Schicksalen des ausgegrabenen Ugarit widerspiegeln, treten heute immer klarer ans Licht der Geschichte. Es sind die Züge der in ägyptischen Quellen so eindrücklich beschriebenen „Seevölker", die nach den Darstellungen nicht nur zur See, sondern auch über Kleinasien bis Syrien zu Land auf Ochsenkarren mit Weib und Kind und Hab und Gut gen Osten und Südosten vordrangen.[49] Es ist ein großangelegter und wohlgeplanter indogermanischer Vorstoß gegen die ostmediterrane Inselwelt und die Küsten bis Ägypten, der sowohl zur See als auch zu Lande vorgetragen wurde, offenbar mit dem Ziel einer Vereinigung der Zangenarme in Ägypten. Er nahm, wie alle diese Vorstöße der Indogermanen in den ihnen wesensfremden vorderasiatischen und ägyptischen Raum, ein tragisches Ende (man denke noch an die mittelalterlichen Kreuzzüge): Die Pharaonen Merneptah und Ramses III., die uns ausführliche Schilderungen in Wort und Bild von diesen Angriffen und Abwehrkämpfen hinterlassen haben, vernichteten die Heere und Flotten dieser Seevölker gegen Ende des 13. und Anfang des 12. Jahrhunderts. Der Rest verlor sich in der Bevölkerung der durchwanderten und einst eroberten Gebiete.

Der Ausgangspunkt dieser gewaltigen indogermanischen Völkerbewegung war, wie heute feststeht, der Balkan. Sie steht im Zusammenhang mit der Wanderung illyrischer Stämme etwa im letzten Drittel des zweiten Jahrtausends v. d. Ztw.

Durch neue sprach- und vorgeschichtliche Forschungen ist es gelungen, eine solche „illyrische“ Bevölkerungsschicht, die für unsere Frage nach der Herkunft des phönizischen Alphabetes von Bedeutung ist, nachzuweisen: „Der Name Φοίνῑξ war ursprünglich auch der Name eines illyrischen Stammes aus Epirus […][50] Φοίνῑξ, offenbar ihr altes Eponym, war ein König der Doloper, Δόλοπες (Ilias 9,484 al.; Strabo 9, 430), ein epirischer Stamm, der später teilweise in Skyros siedelte; und ein Ort im Lande der illyrischen Chaonier in Epirus, der von ihm gegründet wurde, hieß Φοινῑκη (genau wie das syrische Phönizien!), den […] „man nach der Analogie von Θρᾴκη und Κρήτη als ‚Stadt der Φοίνῑκες‘ deuten kann“; nicht weit von Epirus, nahe den Thermopylen, gab es einen Fluß Φοίνῑξ, der den Namen der Φοίνῑκες trägt, genau wie der Fluß Καύκων in Achaia den Namen der Καύκωνες […] trägt, der Fluß Ἰάων den der Ιάονες […] und der Χῶν in Epirus den der Χάονες oder Χῶνες[51]. Übrigens handelt es sich sowohl bei den Χάονες wie bei den Καύκωνες um illyrische Stämme (die Καύκωνες sind nach Strabo 7,321 βάρβαροι). Schließlich findet man den Namen Φοίνῑξ und dessen Derivative auch in *Böotien* wieder, wo illyrische Überreste ziemlich deutlich sind: Der Held Φοίνῑξ wurde im böotischen Ἐλεών lokalisiert; es gab dort in der Nähe von Τεγύρα eine Quelle Φοινῑκη; ein Φοινῑκιονορος [phönizisches Gebirge] nahe Ὀγχηστός; das Städtchen Μεδεών hatte als Epitheton Φοινῑκίς […]. Nebenbei weise ich darauf hin, daß alle vier Ortsnamen illyrische Namen sind […]. Das Verhältnis von Kadmos, Bruder der Europa und Sohn des Phönix, zu Böotien ist so bekannt, daß ich darauf nicht weiter einzugehen brauche.

Nun ist Kadmos ein illyrischer Held, in Illyrien verwurzelt […], und wenn nun Strabo (7,321; 9,401 […]) und andere Autoren von Φοίνῑκες sprechen, die in Böotien[52] mit Kadmos siedelten, bewahren sie damit sicherlich eine Tradition illyrischer und nicht syrischer Phönizier, obwohl sie vielleicht die letzteren unter diesem Namen verstanden haben. Daß die Φοίνῑκες Böotiens aus Syrien gekommen wären, wird – so denke ich – kein moderner Wissenschaftler ernsthaft behaupten wollen […].

Die Endung -ῑκες mit langem ῑ, gibt es nur in den Namen der vorgriechischen, illyrischen Stämme, die genau wie diese Φοίνῑκες im nördlichen Griechenland (und in der Troas) siedelten: es sind die Γράϊκες oder Γραῖκες, die Τεμμῖκες und die Αἴθῑκες.[53]“[54]

Der Hinweis Giuliano Bonfantes, daß Herodot 1,176 über Thales von Milet berichtet, er sei aus dem Geschlechte der Φοίνιξ (Phoiniker) gewesen,[55] ist von Wichtigkeit. Thales gehört ja zum ionischen Bereich, und die Phoiniker (Φοίνικες) und Ionier hatten nach Herodot schon in Mittelgriechenland enge Beziehungen. Sie haben darum auch den Mythos von Φοίνιξ-Κάδμος zu dem ihrigen gemacht und weiterentwickelt. Bonfante ist ferner der Meinung, daß die bei Thukydides 1,8 Phoiniker (Φοίνικες) genannten Siedler im Ägäischen Meer – etwa in Thera, Melos, Rhodos usw. – nicht semitische Phönizier, sondern eben diese *illyrischen* – also eine der indogermanischen Sprachenfamilie zuzuordnende Sprache sprechenden – Phoiniker (Φοίνικες) gewesen seien. Diese Vermutung ist im Lichte der Vorgeschichte durchaus begründet. Die illyrischen Phoiniker (Φοίνικες) sind auch weiterhin in Kleinasien durch Namen bezeugt, ebenso im vorgeschichtlichen Syrien: Illyrische Äxte sind in Phönizien gefunden worden. Nicht darum, weil Phönizier am Adriatischen Meer eingewandert waren, wie man annimmt, und die im illyrischen Raum gefundenen Äxte dorthin mitgebracht hätten, findet sich auch nicht die kleinste Spur einer phönizischen Einwanderung, sondern weil Völker aus diesen Gegenden zur syrischen Küste gezogen sind.

Der Weg der illyrischen Phoiniker (Φοίνικες) ist also durch die Namen und durch die Vorgeschichte heute genügend klar gekennzeichnet: Er reicht von Epirus über Mittelgriechenland bis zum Südwesten Kleinasiens und von dort im großen Strom der Bewegung der „Seevölker“ weiter bis an die syrische Küste. Auf diese Wege scheint ihnen und ihren Verbündeten auch das Hethiterreich zum Opfer gefallen zu sein. Die Massen dieser Völkerschaften müssen etwa im 13. Jahrhundert in Syrien eingetroffen sein, wie die Ausgrabungen von Ugarit zeigen. Die letzte Welle hat dann der Stadt ein Ende gemacht und ist offenbar weiter nach Süden gebrandet, wohl Sidon und Byblos zu.

Die einheimischen Bewohner dieses Landes waren nach der Sprache der Ugarit-Dokumente und nach den vorgeschichtlichen Funden Kanaanäer. Unter diesen müssen sich dann die Phoiniker (Φοίνικες) niedergelassen und sich mit ihnen vermischt haben, so daß sie in kurzer Zeit – wie auch weiter südlich die ebenfalls illyrischen Philister – in ihnen untergingen. Auch die Philister hatten ja nach den Zeugnissen des Alten Testaments etwa um 1000 v. d. Ztw. ihre Sprache verloren und sogar semitische Kulte angenommen. Wir haben etwa ein halbes Jahrtausend früher denselben Vorgang im Mitanni-Reich. Diese Indogermanen hatten schon um 1500 ihre Sprache gegen eine vorderasiatische eingetauscht.

Der Name, den die semitischen Bewohner des Landstriches ihrem Lande gaben, war offenbar eine Variation des Wortes Kana'an.[56] Und die Hebräer nannten die Phönizier „Sidonīm“ nach einer der Hauptstädte namens Sidon. Nur die Griechen nannten jenes Land Φοινικη und die Bewohner Φοίνικες, also Phoiniker. Nach all dem ist Bonfantes Schluß durchaus berechtigt, daß die illyrischen Phoiniker

(Φοίνικες) sowohl Karien (wo offenbar schon ein Teil dieser Völkerschaften seßhaft wurde) wie auch der syrischen Landschaft, die sich etwa von Ras Schamra bis an das philistäische Gebiet erstreckt, den Namen Φοίνικη gegeben haben. Er ist der Meinung, daß die indogermanischen Phoiniker (Φοίνικες) sich ursprünglich von den semitischen „Sidonīm" unterschieden hätten und daß Homer diese Tatsache noch bekannt war. Er weist auf Ilias 23,740 ff. hin, wo von einem prachtvollen Gefäß die Rede ist, das die Sidonier (Σιδόνες) mit großer Kunstfertigkeit geschaffen hatten und das die Phoiniker (Φοίνικες) ἀνδζες auf ihren Schiffen über das düstere Meer gebracht haben. Dieser Unterschied in der Benennung ist ohne Zweifel beabsichtigt. Bonfante deutet ihn so, daß die Sidonier die in Sidon einheimischen semitischen Künstler waren, die Phoiniker (Φοίνικες) aber die seefahrenden Nachkommen der indogermanischen Illyrer. – Wie dem auch sei, an folgendem kann nach den Ergebnissen dieser Forschungen kein Zweifel mehr sein: Im 13. Jahrhundert ließen sich illyrische Phoiniker (Φοίνικες) in Syrien, dem späteren Phönizien, nieder, und daher benannten die Griechen diesen alten kanaanäischen Bereich mit dem Namen Φοίνικη, „Phönizien", und seine Bewohner Φοίνικες.[57]

Wenden wir uns nach dieser vor- und sprachgeschichtlichen Klärung über die Phoiniker (Φοίνικες) und Phönizien wieder der Frage nach der Herkunft der phönizischen Linearschrift zu, so sind folgende Tatsachen von Bedeutung:

1.) Bis zu dem Erdbeben um zirka 1350 v. d. Ztw. herrscht in dem Kulturzentrum Phöniziens Ras Schamra/Ugarit vor, eine Keilbuchstabenschrift.
2.) Nach dieser Katastrophe findet diese Schrift keine Fortsetzung.
3.) Nicht lange danach im 14. und 13. Jahrhundert v. d. Ztw. ist ein wachsender indogermanischer Einfluß in den syrischen Küstenstrichen bemerkbar. Zunächst aus dem mykenischen Bereich, der eine Linearschrift kannte, die sich auch auf Vasen in diesen Gegenden findet, dann aber besonders durch die „Seevölker", unter ihnen besonders die Phoiniker (Φοίνικες), die um die Wende des 13./12. Jahrhunderts als Eroberer einmarschieren.
4.) In diese Zeit fällt das erste Auftreten der ältesten phönizischen Linearschrift, die einen radikalen Bruch mit der alten Schrifttradition dieses Kulturbereiches bedeutet.
5.) Diese Linearschrift hat im ganzen Vorderen Orient kein Vorbild. Sie tritt auf einmal als fertige Schrift hervor, und zwar in einer auffallend einheitlichen Überlieferung.

Alle diese Tatsachen drängen zu dem Schluß, daß dieser radikale Wechsel im Schriftsystem mit dem aufgezeigten indogermanischen

Einfluß in dem Kulturgebiet der syrischen Küste, dem Phönizien der Griechen, zu tun hat. Um nun die Frage schlüssig zu beantworten, ob die Einführung der phönizischen Linearschrift mit den einwandernden Phoinikern (Φοίνικες) zusammenhängt, ist zunächst danach zu forschen, ob sich in dem Gebiet, aus dem jene indogermanischen Eroberer des 14./15. Jahrhunderts vorgestoßen sind, nämlich Mittelgriechenland, in dieser Zeit eine Linearschrift nachweisen läßt, die mit der phönizischen verglichen werden könnte? Hier kommt uns ein glücklicher Fund aus Mittelgriechenland zustatten: die Bügelkanne von Orchomenós.

2.4 Die Bügelkanne von Orchomenós

Der Ausgangspunkt der aufgezeigten Indogermanenbewegung des 13. Jahrhunderts v. d. Ztw. waren der Balkan, Nordwest- und Mittelgriechenland sowie die Küsten des Adriatischen Meeres. Die Herkunftsspuren führen weiter zurück nach Norden, in die Donauländer, nach Böhmen und schließlich nach Ost- und Mitteldeutschland. Es ist immer ein vorgeschichtliches Rätsel gewesen, wohin die so aktiven Völkerschaften verschwunden sind, die von der Leubinger und Lausitzer Kultur herkommend zum Balkan und nach Nordwestgriechenland vorgedrungen sind, ohne dort in späterer Zeit deutlich erkennbare Spuren zu hinterlassen, die der Kraft und Größe dieser Völkerschaften um die Wende von der Stein- zur Bronzezeit (um 1800 v. d. Ztw.) entsprechen würden. Das tragische Schicksal der „Seevölker" erklärt diese Tatsache zur Genüge. Daß die Träger jener alten Kulturen die Vorfahren der „Illyrer" gewesen sind, jener indogermanischen Völkerschaften, die im Laufe des zweiten Jahrtausends von verschiedenen Richtungen her in den Balkan eingeströmt sind, hat schon Gustaf Kosinna vermutet; diese These gilt heute als gesichert – dabei darf wohl nicht übersehen werden, worauf Giacomo Devoto in seinen Forschungen hinweist, nämlich daß diese „Illyrer" sich aus sehr verschiedenen Stämmen zusammensetzten, die auch sprachliche Verschiedenheiten aufweisen.

Ein Hauptgebiet dieser Illyrer war etwa in der Mitte des zweiten Jahrtausends v. d. Ztw. der Raum von Nordwest- bis Mittelgriechenland, wo ja die Phoiniker (Φοίνικες) vor ihrer Wanderung nach Osten saßen. In diesem Gebiet ist nun tatsächlich in der Mitte des 14. Jahrhunderts eine Schrift im Gebrauch; sie ist bezeugt durch die in der Auseinandersetzung um die Herkunft der Schrift, soweit ich sehen kann, völlig übersehene Bügelkanne von Orchomenós, die eine Beschriftung trägt, wie sie der beigegebenen Abbildung zu entnehmen ist.[58]

Leider liegt uns aus Orchomenós nur dieses eine Exemplar vor. Es kann aber keine Frage sein, daß dort, wo diese eine beschriftete Bügelkanne gefunden wurde, noch weitere gewesen sein müssen. Es wäre wünschenswert, daß das Fundmaterial an Ort und Stelle gründlich im Hinblick auf vorhandene Beschriftungen durchgearbeitet würde.

Aber auch ohne weitere Funde abzuwarten, können aus der Beschriftung der Bügelkanne von Orchomenós Folgerungen gezogen werden, die für die Beantwortung der Frage nach der Herkunft der phönizischen und griechischen Schrift (wie auch der europäischen Schriftsysteme überhaupt) von Bedeutung sind.

Erstens ist die zeitliche Einordnung der Bügelkanne sicher. Nach der Ansicht des hiesigen Archäologen Carl Watzinger, einer anerkannten Autorität auf diesem Gebiet, kann sie nicht später angesetzt werden als 1350 v. d. Ztw., sie kann aber auch älter sein.[59] Diese Schriftzeichen im phoinikischen Gebiet sind also mehr als ein Jahrhundert älter als die phönizische Linearschrift in Vorderasien! Zu dieser Zeit hat man in Phönizien noch Keilschrift geschrieben.

Zweitens ist die Verbindung zu dem phönizisch-griechischen Alphabet und zur Runenreihe durch die Form der Zeichen auf der Bügelkanne gegeben. Das erste Zeichen entspricht dem phönizischen und griechischen Delta, es hat also den Lautwert *d*. Das zweite entspricht der *oþala*-Rune, die den Lautwert *o* hat. Aus diesem alten Zeichen, das auch in italischen Inschriften auftaucht, ist, wie unten gezeigt werden wird, das griechische Omega mit dem Lautwert *ō* in Ionien entstanden, während daneben eine andere Form des Omega ω aus der Verdoppelung des einfachen griechischen *o* entstanden ist (vgl. unten das Kapitel über die griechischen Sonderzeichen). Das vierte Zeichen ↑ entspricht der Týr-Rune. Dasselbe Zeichen findet sich in rätischen Inschriften als *t*-Laut neben einem anderen Zeichen für *t* = ×. Jedenfalls ist durch diesen Vergleich der Lautwert des vierten Zeichens auf der Bügelkanne von Orchomenós festgelegt: Es ist einwandfrei als *t* erwiesen.



Fig. 1: Die Bügelkanne von Orchomenós weist vier Schriftzeichen auf, die zur Klärung der Frage nach der Herkunft der griechischen und der phönizischen Schrift herangezogen werden können (nach Ebert (1924 ff.), Bd. 7).

Die letztere Form kommt auch in arkadischen Inschriften vor. Diese hängen wie auch die rätischen aufs engste mit dem illyrischen Kulturkreis zusammen.[60]

Es darf hier auch noch eine Bemerkung über die Bedeutung dieser archäologischen Tatsachen für die Frage der Herkunft der phönizischen und griechischen Schrift und ihrer gegenseitigen Abhängigkeit angefügt werden: Der phönizische *t*-Laut hat die Formen ×, +, während die Formen des griechischen *t*-Lautes Y, T, Ƭ eher mit der Týr-Rune zu vergleichen sind, jedenfalls nicht diejenigen des phönizischen Alphabetes, von dem das griechische ja angeblich abgeleitet sein soll.

Das Verhältnis dieser verschiedenen *t*-Laute zueinander in den griechisch-italischen Alphabeten und im phönizischen Alphabet muß doch zu denken geben! Wie soll es erklärt werden, daß die Phönizier ein *t* haben, das im arkadischen und rätischen Raum auftaucht, während die Form des griechischen ganz anders ist, wenn doch dieses griechische vom phönizischen abgeleitet sein soll, und woher haben dann die Arkadier ihr dem phönizischen gleiches *t*? Etwa unmittelbar von den Phöniziern? Das wird niemand im Ernst behaupten wollen. Mit der Entlehnungshypothese sind diese verwickelten Verhältnisse einfach nicht zu entwirren, man mag noch so viel an den Formen schieben und deuten. Aber völlig einwandfrei erklären sie sich, wenn wir, uns auf die Bügelkanne von Orchomenós stützend, annehmen, daß es im illyrischen Bereich im zweiten Jahrtausend eine Schrift mit den verschiedenen *t*-Lauten gegeben hat, die dann in den späteren geschichtlichen Alphabeten wieder auftauchen. Die Phoiniker (Φοίνικες) nahmen diese *t*-Zeichen mit in den Osten, wo die Kreuzform vorherrschend wurde; die Räter und Arkadier haben die ihrigen unmittelbar aus dem illyrischen Bereich (das Zeichen selbst kommt auf vielen illyrischen Gefäßen seit der Stein- und Bronzezeit vor). Die Griechen haben ihr *t* ebenfalls aus einem westindogermanischen Bereich, der noch weiter zurückliegt, wie auch die Týr-Rune als vorrunisches Zeichen dort zu Hause ist.

Aus dem ganzen hier kurz angedeuteten archäologischen Befund *kann* überhaupt kein anderer Schluß gezogen werden als der, daß es im griechisch-illyrischen Raum nebeneinander eine Anzahl von Formen für den *t*-Laut gab und das phönizische Alphabet eine davon übernommen hat, die schief oder aufrecht gestellt werden konnte, während die spätere griechische Form einer anderen Funktion folgte. Wenn wir nicht annehmen wollen, daß das griechische *t*, das ja mit dem phönizischen keineswegs verglichen werden kann, sich durch die Gradstellung der Seitenstriche aus dem vorrunischen Zeichen ↑ entwickelt hat – es wird unten zu zeigen sein, daß diese Annahme nicht einmal nötig ist, daß vielmehr in der Tat seit westindogermanischer Zeit diese Zeichen nebeneinander im Gebrauch waren –, so ist der Annahme nicht auszuweichen, daß die verschiedenen Räume in ihrer Tradition das eine oder andere ausgewählt haben, während andere Räume wie zum Beispiel der rätische noch eine Zeitlang beide unterschiedlich alte Zeichen nebeneinander führten.

Nach dem Gesagten kann es wohl auch keine Frage mehr sein, woher die Phönizier ihr *t*-Zeichen haben. Es gehört zu dem illyrischen Schriftbereich, aus dem einst die Phoiniker (Φοίνικες) nach Osten gezogen sind.

Zurück zur Inschrift der Bügelkanne: Das dritte Zeichen von rechts macht einige Schwierigkeiten. Es ist aus zwei Halb- oder Drittelkreisen zusammengesetzt, die je mit einem Haken versehen sind. Diese Grundelemente haben wir bei gewissen altertümlichen *j*- beziehungsweise *i*-Zeichen in griechischen Inschriften des östlichen und südlichen Bereiches; nur sind sie dort anders zusammengesetzt. Noch ähnlicher sind die Grundelemente des Zeichens den beiden Bogenhaken am Schiff der Sonnenscheibe von Genicai, die Franz Altheim in ihrer Zusammensetzung als „Jahrrune" deutet. Die andersartige Zusammensetzung der beiden Elemente auf der Bügelkanne – vielleicht in Angleichung an das vorausgehende ᛟ? – kann darum nicht als entscheidend angesehen werden, weil auch noch in den späteren griechischen Alphabeten die Zusammensetzung verschieden ist (Thera und Melos ح, ≷, Korinth ≶, ƹ). Wir haben, wie unten zu zeigen sein wird, als Grundform des Zeichens jene zwei Halbjahreskreise anzusehen, die das auf- und absteigende Jahr und seinen Segen bezeichneten (runisch ʖ, ≶, ᛃ, ح, ϟ), also genau wie bei dem korinthischen Zeichen![61] Wir dürfen hier auch die Form der angelsächsischen *ng*-Rune zum Vergleich heranziehen. – Es wird unten gezeigt werden, daß die *j*- und *ng*-Rune auf dasselbe Sinnbild, nämlich die zwei Halbjahreskreise zurückgehen, die in der Schnitttechnik zu Dreiecken werden. Die angelsächsische *ng*-Rune setzt die Dreiecke so zusammen, daß die Schenkel sich schneiden ᛝ.

Dies entspricht ganz der Zusammensetzung der beiden Bogen auf der Bügelkanne.

Eine weitere Stütze meiner Deutung des dritten Zeichens von rechts als *j*-Zeichen sehe ich in gewissen Ornamenten der Hallstattkultur, die ja aufs engste mit der Kultur im illyrischen Raum zusammenhängt. Das Ornament findet sich häufig auf dem Boden von Schalen, die mit Recht als Sonnenschalen gedeutet werden.[62]

Das Ornament besteht aus einem inneren viergeteilten Kreis, dem Sonnen-Jahres-Rad; um diesen Kreis sind zwölf oder acht Zacken, die genau dem oberen Teil des dritten Zeichens auf der Bügelkanne von Orchomenós gleichen. Sinnbildkundlich müssen die zwölf Zacken als die zwölf Monate um das Sonnenjahresrad gedeutet werden; die acht Zacken sind die vier Jahreszeiten, wobei die erste und die zweite Hälfte, Aufstieg und Abstieg, je durch ein Zeichen dargestellt sind. Wir haben es also bei diesen Zeichen mit Jahreslaufzeichen zu tun. – Nun ist der indogermanische Name für Jahr *jēra*. Dies muß somit der Name des indogermanischen Jahreszeichens gewesen sein, und von diesem Namen leitet sich der Lautwert des Zeichens *j* (vielleicht auch *jē*) ab. – Damit wäre der Lautwert des dritten Zeichens auf der Bügelkanne von Orchomenós geklärt.

Versuchen wir nun aufgrund dieser Vergleiche eine Lesung der vier Zeichen, so muß zuerst die Schreibrichtung der Inschrift festgestellt werden.[63] Von links nach rechts ergibt sich kein deutbarer Sinn. Dagegen lautet die Inschrift von rechts nach links *dojt*, wenn man den

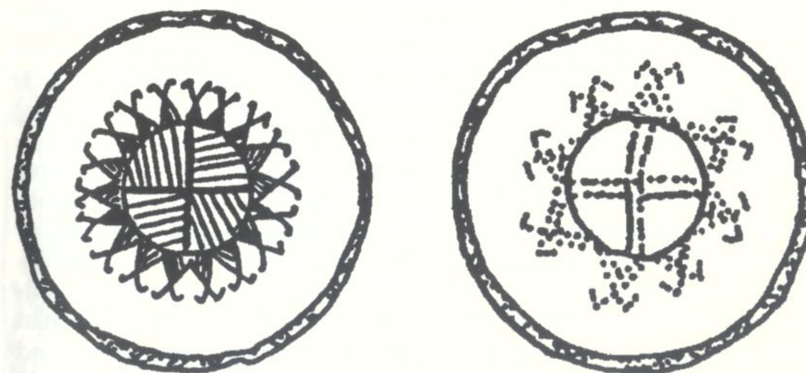


Fig. 2: Zwei Beispiele für Bodenornamente von Schalen, die der Hallstattkultur zugehörig sind. Auffällig ist die Vierteilung des Kreises durch ein Kreuz; diese mag für den viergeteilten Jahreskreislauf stehen (nach Hörmann (1925), Bd. 21, Heft 5, S. 192 und 210). Vgl. auch Fig. 22 unten.

einfachen Lautwert des dritten Zeichens nimmt (oder *dojēt*, wenn man die vielleicht mögliche Erweiterung aufgrund von *jēra* einführt). Dieses Wort aber läßt sich ohne weiteres als die Optativform der idg. Wurzel *dō*, „geben", „spenden" – auch „opfernd spenden" – erkennen, man denke an sum. δω, das oft „den Göttern Opfer spenden" bedeutet oder an lat. *do ut des* („Ich gebe, damit du gibst") und an den Gebrauch des ia. *dā*. Die Übersetzung der Inschrift lautet also: „er möge spenden". Dies ist eine durchaus passende Aufschrift auf einer Bügelkanne, die, wie viele andere dieser Art, wohl eine Libationskanne gewesen ist. Die Aufschrift ist eine Mahnung oder Aufforderung, den Göttern den ihnen gebührenden Opferguß darzubringen.

So kann also aus der Beschriftung der Bügelkanne von Orchomenós und ihrer Deutung der Schluß gezogen werden, daß die Schreiber dieser Schrift Indogermanen waren.

Zu welcher indogermanischen Einzelsprache dieses *dojt* (*dojēt*?) gehört, wage ich hier nicht zu entscheiden. Es wird sich aber entweder um das Griechische der mykenischen Zeit oder um das Illyrische handeln, da sich die beiden Bereiche ja in Orchomenós treffen. Wie diese Frage auch entschieden werden mag, soviel ist nach diesen Entdeckungen sicher:

1.) Es gab spätestens im 14. Jahrhundert v. d. Ztw. in dem illyrisch-griechischen Bereich eine Linearschrift, deren Zeichen mit Zeichen des phönizischen und griechischen Alphabetes sowie mit Runenzeichen identisch gewesen sind oder in denselben Schriftraum gehörten.
2.) Mit diesen Zeichen wurde Indogermanisch geschrieben, ihre Träger müssen also Indogermanen gewesen sein.
3.) Aus diesem Raum kommend sind im 14./13. Jahrhundert v. d. Ztw. die Phoiniker (Φοίνικες) nach Osten gezogen. Diese müssen also mit dem Schriftsystem, das für die Inschrift auf der Bügelkanne von Orchomenós anzunehmen ist, bekannt gewesen sein.
4.) Es drängt sich der Schluß auf, daß die aus dem Raum von Orchomenós ausziehenden Phoiniker (Φοίνικες), die in die Gebiete der syrischen Küste, des späteren Phönizien, zur Zeit des Schriftwechsels (13. Jahrhundert v. d. Ztw.) einwanderten, ihre altangestammten Schriftzeichen den Kanaanäern übermittelt haben. Kennt man die heutigen vor- und sprachgeschichtlichen Tatsachen, und nimmt man diese ohne Voreingenommenheit zugunsten alter Theorien – die da und dort zu einem Dogma erstarrt scheinen! – ernst, so ist ein anderer Schluß überhaupt nicht möglich.

In diesem Zusammenhang mag es gestattet sein, den Blick noch weiter, nämlich nach Südarabien zu richten. Schon Ed. Glaser hat dort eine hochstehende, gegenüber der sonstigen arabischen vollständig andersartige Kultur entdeckt, die *minäisch-sabäische*, deren älteste Epochen dem frühen ersten Jahrtausend v. d. Ztw. angehören, zum Teil sogar noch früher sein können (die minäische Kultur wird meistens ins 12. bis 7. Jahrhundert gesetzt).[64] Als Zeugnisse dieser Kultur liegen auch viele Inschriften vor, deren Charakter durchaus der Bauart jener Kultur entspricht. Hier eine Probe:

Auf den ersten Blick macht diese Schrift einen geradezu verblüffend runenartigen Eindruck. Ihre Herkunft war lange, wie die der ganzen in diesem Raum so fremdartigen Kultur, ein Geheimnis. Durch neueste Untersuchungen ist nun eine weitere überraschende Tatsache ans Licht gekommen: Auch die rassischen Verhältnisse in Südarabien sind eigenartige. Die heute wohl beste Kennerin des Irak sowie der Rassenverhältnisse Südarabiens, Frau Dr. Hella Pöch, teilte mir freundlicherweise auf meine Anfrage auf der Grundlage ihrer eingehenden Untersuchungen mit: „Sowohl unter den Beduinen des Irâk wie unter Südarabern läßt sich ein *ungemein großwüchsiger, schmal- und langgesichtiger* Typ mit *blauen* Augen und schmaler, leicht konvexer Nase isolieren – Haar- und Bartwuchs sind dicht, das Haar ist nicht gekräuselt, sondern schlicht, der Farbe nach braun. Der Gesichtsschnitt ist europid, ja ohne weiteres nordeuropid zu nennen; die charakteristischen Profile finden sich in völlig gleicher Ausprägung auf den Reliefs der Gefangenen aus der asiatischen Kriegsbeute, die Ramses II. dem Gotte Amon weiht, oder unter den verbündeten Wagenlenkern der Hethiter in der Schlacht von Qadesch am Orontes; es sind dies die ‚arischen' Mitanni, die Herrenschicht über Syrien und Palästina von etwa 1600–1200 v. d. Ztw.



Fig. 3: Beispiel für die überraschend runenähnliche Schrift der arabischen minäisch-sabäischen Kultur (nach Jensen (1941), S. 137, Abb. 139).

Diese Rasse – denn um eine solche handelt es sich – ist den Forschungsreisenden und Ausgräbern aus ihrer Praxis im Irâk sehr bekannt; und auch [von] Wißmann konnte mir von dem anständigen Benehmen der Angehörigen dieser Rasse, ihrer Verläßlichkeit und Würde berichten, die wohltuend gegenüber der primitiven Raffiniertheit der anderen Südaraber abstach.

Von seiner zweiten Reise brachte [von] Wißmann eine Aufnahme heim von einem Beduinen des Beidhastammes, der in ganz Südarabien im Rufe steht, der ‚weißeste' zu sein, und dessen Töchter daher als Ehefrauen sehr begehrt sind – ich konnte an diesem Beduinen ein durchaus unorientalisches, nordeuropides (aber *nicht* nordisches) Aussehen feststellen, das Profil [ist] identisch mit dem der ‚ausländischen' Gesandten unter den Zuschauern, Relief von Medînet Habu (20. Dynastie), oder mit dem mittleren Kopf des bekannten ägyptischen Bildes von Abu Simbel von *amoritischen* Kriegsgefangenen oder den wesentlich späteren Darstellungen von Iraniern (Persern, Medern). Leider ist mir vorläufig noch nichts Näheres bekannt über die Haar- und Augenfarbe sowie über die Verbreitung dieses Typs in Südarabien. Man kann sich aber diesen einen Kopf nur blond und blauäugig vorstellen, mit rötlich blondem Bart."

Auf die genauen Merkmale des nordischen „Rassekreises" im Sinne Hans F.K. Günthers kann hier nicht eingegangen werden (Hella Pöch wird dies in der Veröffentlichung ihrer Untersuchungen darlegen). Von Wichtigkeit ist aber die Feststellung, die durch fachmännisches Urteil gesichert ist, daß wir in Südarabien Vertreter des nordischen Rassekreises finden und daß es sogar einen in Südarabien wohnenden angesehenen Beduinenstamm gibt, der als der „weißeste" gilt, und dessen von dem Forscherehepaar von Wißmann bei ihrer letzten Reise photographierten Vertreter sich Dr. Hella Pöch nur als blond und blauäugig vorstellen kann, „mit rötlich-blondem Bart". Es wäre freilich gut, wir wüßten noch mehr über diese jenem Raum so fremde, dem nordischen zugleich so nahestehende Rasse. Daran kann aber offenbar kein Zweifel sein, daß in den südarabischen Raum nordeuropide Rassenelemente eingedrungen sind.[65]

Da die südarabische Kultur etwa nach dem 12. Jahrhundert v. d. Ztw. beginnt, ist doch die Frage zu erwägen, ob diese Kultur und ihre Schrift nicht auf dieselbe indogermanische Welle zurückgeht, die Phönizien überflutete – oder doch auf verwandte Scharen von Seevölkern – und daß daher diese auffallende Ähnlichkeit mit den Runen kommt, die noch durch ein Stilempfinden gesteigert wurde, das sowohl in Südarabien wie in Germanien zum Durchbruch kam.

Die *Möglichkeit* eines solchen Vorstoßes ist nicht von der Hand zu weisen. Daß zur Zeit der 18. Dynastie eine Verbindung von Mittelmeer, Nil und Rotem Meer bestanden hat, geht aus den Berichten und Bildern über die Puntfahrten hervor. Vielleicht gab es eine solche Verbindung auch schon früher, wie James H. Breasted in seiner Geschichte Ägyptens annimmt.[66] Daß später zu verschiedenen Zeiten Verbindungen bestanden, wissen wir.[67] Die von Alexander H. Winkler entdeckten Felsbilder zwischen Oberägypten und dem Roten Meer lassen indogermanische Vorstöße in diese Richtung vermuten.[68] Wenn wir nun annehmen, daß Teile der „Seevölker" bis nach Südarabien vorgestoßen sind, erklären sich die eigenartige Kultur und Schrift dieses Raumes wie auch die heute noch – nach 3.000 Jahren – erkennbaren nichtsemitischen anthropologischen Elemente aus dem nordischen Rassekreis durchaus befriedigend, und die Ähnlichkeit zwischen den Runen und der sabäischen Schrift ist nicht mehr so unerklärlich, wie es zunächst aussieht.

Im Zusammenhang mit dem Problem der südarabischen Schrift und Kultur muß auch dasjenige der „libyschen" Schriften neu untersucht werden; vor allem gilt es hier, den Ursprung der numidisch-berberischen Schrift aufzudecken, während die turketanische vielleicht in den Zusammenhang der Altzeichen in der syrischen Megalithkultur gehören. Bekannt ist, daß die Libyer eine starke europide Rasseschicht in sich haben. Sie mag teilweise schon von den Wanderungen der Jungsteinzeit herstammen, als die Megalithleute sich nach Osten schoben. Auch sind unmittelbar nordische Einflüsse über das Mittelmeer und Kreta nach Ägypten in der frühen Jungsteinzeit nicht ausgeschlossen. Die Negada-Kultur in Oberägypten war jedenfalls von nordischen Menschen getragen, wenigstens von einer nordischen Führungsschicht.

Auf alle Fälle müssen aber die Seevölker, soweit sie nicht von den Ägyptern aufgerieben worden sind, in Nordafrika ansässig geworden sein. Man muß annehmen, daß sie, um der Vernichtung zu entgehen, sich in die westlich von Ägypten liegenden Gegenden zurückgezogen haben.

Daß starke Beziehungen zwischen dem illyrischen Raum, Kreta und Ägypten bestanden, geht ja auch aus der griechischen Kadmos-Harmoneia-Phoinix-Europa-Sage klar hervor. Albert Herrmann ist diesen Beziehungen nachgegangen.[69]

Ohne daß ich allen Schlüssen, die Herrmann aus diesen Beziehungen zieht, zustimmen kann, muß doch gesagt werden, daß an diesen Beziehungen selbst nicht zu zweifeln ist und daß diese Dinge einer weiteren Untersuchung dringend bedürfen. Herrmann schreibt in einem Brief an mich vom 2. März 1942 über seine Entdeckungen am Schott el-Djerid und kommt aufgrund dessen zu dem Schluß: „Ich habe die starke Hoffnung, daß eine Ausgrabung in dem dortigen San-

de unter den dem Mykenischen verwandten Kulturresten auch Zeugen der Buchstabenschrift des libyschen Königs Kadmos zutage fördern wird."

Ich gebe ihm darin soweit recht, als ich aufgrund des Vergleichs der numidisch-berberischen Schriftzeichen mit denen der alteuropäischen Alphabete – einschließlich der Runen – zu dem Schluß komme, daß diese Schriftzeichen in der Tat mit der Schrift des zweiten Jahrtausends im illyrischen Raume zusammenhängen. Auffallend ist jedenfalls, daß das Zeichen I im Berberischen den Lautwert ž hat,[70] ein Ergebnis, zu dem auch nach mündlicher Mitteilung des hiesigen Orientalistikdozenten Dr. Rößler dieser Gelehrte gekommen ist. So wird auch dieses alte und immer noch ungelöste Problem im Lichte der Phoinikes-These wahrscheinlich befriedigend gelöst werden können.

Abschließend muß hier auf etwas hingewiesen werden, was bislang in der Schriftforschung noch kaum beachtet wurde, nämlich die Tatsache, daß sich bei der Übernahme einer Schrift in ein Gebiet mit anderen Sprachen oder beim Wechsel der Sprache – wie etwa im nordafrikanischen Bereich von der indogermanischen Sprache eines Seevolkes zu einer hamitischen – der Lautwert der Zeichen dadurch ändern kann, daß die alten Namen der betreffenden Zeichen in die neue Sprache übersetzt werden und die Zeichen dadurch aufgrund des akrophonischen Prinzips einen ganz anderen Lautwert bekommen. Das scheint mir etwa bei den kyprischen Zeichen der Fall gewesen zu sein, während die Phönizier den alten Lautwert behielten und krampfhaft versuchten, semitische Namen damit in Verbindung zu bringen.[71]

2.5 Die kretisch-mykenische Kultur und Schrift

Die Bügelkanne von Orchomenós (s. oben Fig. 1) gehört typologisch, wie schon erwähnt, in einen größeren Kreis verwandter Bügelkannen, die in der mykenischen Kultur schon seit der spätminoischen Zeit auftreten, in der Folgezeit immer häufiger werden und um 1200, also mit dem Ende der mykenischen Kultur, ganz aufhören. Man darf sie folglich als mykenischen Kulturbesitz ansehen und in die Zeit von 1600 bis 1200 v. d. Ztw. datieren. Die Bügelkanne von Orchomenós gehört dabei nach Form und Beschriftung einer frühen Epoche an.

Die Bügelkannen finden sich von 1500 bis 1200 im ganzen mykenischen Herrschafts- und Einflußbereich. Bekanntlich haben die Mykener etwa um 1400 der kretischen Herrschaft ein Ende bereitet und im

ganzen Ostmittelmeerraum deren Erbe angetreten. So finden sich solche mykenischen Bügelkannen nicht nur überall auf dem von den Mykenern beherrschten oder unter ihrem Einfluß stehenden Gebiet des griechischen Festlandes sowie auf den Inseln des Ostmittelmeeres (vor allem auf Rhodos und auf Zypern, auf denen Zentren dieses Kulturgutes gewesen zu sein scheinen), sondern auch in Syrien-Palästina bis zum Hauran und in Ägypten vom Delta bis Nubien.[72]

Diese Bügelkannen sind geradezu ein Leitmotiv der mykenischen Kultur. Viele dieser Bügelkannen sind beschriftet, und zwar mit Zeichen der kretisch-mykenischen Schrift, beistehend zwei Proben solcher Bügelkannen aus Tiryns.

Die Beschriftung unterscheidet sich im Stil, da sie nahe dem Hals zwischen dem Kragen und der bauchigen Wandung kalligraphisch eingefügt ist, während diejenige auf der Bügelkanne von Orchomenós etwas grob auf der gewölbten Bauchwand angebracht ist. Das macht den Eindruck des Primitiveren, Altertümlicheren. Arthur Evans gibt noch eine Reihe von Schriftzeichen von Bügelkannen aus verschiedenen mykenischen Städten an:[73]

Im allgemeinen gehören diese Zeichen dem Bestand der kretisch-mykenischen Linearschrift an – nach meiner Meinung dem Typus A, und nicht B. Aber *eine Reihe von Zeichen* machen einen weniger entwickelten Eindruck, besonders die Zeichen auf der Orchomenós-Bügelkanne. Überblickt man das uns bis jetzt zugängliche Material und vergleicht es mit den jetzt ebenfalls aus Festlandfunden bekannten Inschriften in kretisch-mykenischer Schrift, so hat man den Eindruck,

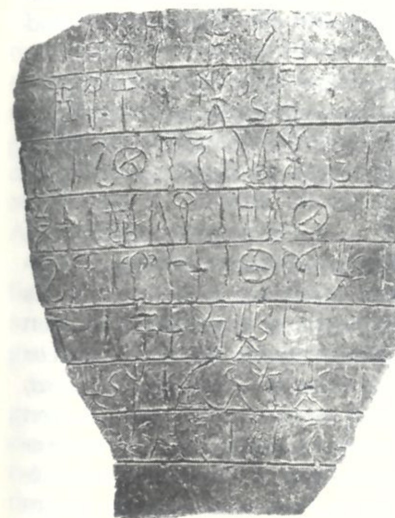


Fig. 4: Eine Tontafel aus Knossos, aus der Zeit um etwa 1400 v. d. Ztw. stammend, als Beispiel für eine Linear-B-Inschrift. Die Schrift Linear B wurde 1952 entschlüsselt, Linear A stellt die Wissenschaft allerdings noch heute vor Rätsel.

daß hinter ebendieser voll entwickelten Schrift ein einfacheres Linearsystem stand. Damit ist die Frage nach der Herkunft der kretisch-mykenischen Schrift aufgeworfen, die unbedingt in diesem Zusammenhang kurz berührt werden mußte. Sie hängt zusammen mit der Frage nach dem Ursprung der sogenannten kretisch-mykenischen Mischkultur und den Wanderungen sowie Eroberungen der heute als Mykener zusammengefaßten Völker.

In der ersten Hälfte des zweiten Jahrtausends stießen nach archäologischen Zeugnissen neue Völkerwellen in den griechischen Raum vor. Dieser Vorstoß steht im Zusammenhang mit der sogenannten Streitwagenbewegung des zweiten Jahrtausends.[74] Joseph Wiesner hat schon in einem früheren Buche[75] dieselbe Bewegung einer gründlicheren Untersuchung unterzogen.[76] Daß diese Streitwagenbewegung eine indogermanische Völker- und Kulturwanderung gewesen ist, die den ganzen Vorderen Orient und die Mittelmeerländer in Bewegung versetzte, steht heute fest. Der Orient des zweiten Jahrtausends kannte das Pferd in dieser Verwendung ebensowenig wie Kreta und die anderen Mittelmeerländer. Kreta beispielsweise kannte vor dem Einbruch der mykenischen Scharen in das kretische Gebiet nur den Esel, nicht aber das Pferd. Wir kennen Bilder, auf denen offenbar die Überführung von Pferden nach Kreta dargestellt wird. Nur Indogermanen konnten das Kulturgut des gezähmten Streitwagenpferdes dorthin geschafft haben.

Vor dieser Zeit, etwa 1700 v. d. Ztw., herrschte in Kreta eine Bilderschrift, deren Ursprung und Art hier nicht untersucht zu werden braucht.[77] Zur Zeit des Einbruchs dieser Indogermanen in Kreta etwa 1670 v. d. Ztw. erlosch dort ganz plötzlich die alte Bilderschrift, und an ihre Stelle trat eine völlig andersgeartete Linearschrift (Linear A, die eine besondere kalligraphische Ausbildung in Knossos erhielt, und Linear B). Auf die Scheibe von Phaistos mit ihrer merkwürdigen Mischung aus Linear- und Bilderschrift kann ich hier nicht eingehen, da die Rätsel dieses Diskos noch ungelöst sind. Dies ist für unsere Beweisführung jedoch ohne Bedeutung.

Für diesen plötzlichen Wechsel muß es einen Grund gegeben haben. Auch kann die Frage nicht ausbleiben, woher denn das Grundgefüge dieser Linearschrift kam. Wir wissen, daß um die Zeit des Einbruchs der Streitwagenleute in Griechenland und Kreta die alten Paläste von Kreta zerstört, aber merkwürdigerweise nach kurzer Zeit wieder aufgebaut wurden und nun eine neue Blüte der Kultur, die spätminoische, einsetzte, die zeitlich mit der frühmykenischen identisch ist. Da die Zerstörung der kretischen Paläste auf die eindringenden Indogermanen zurückzuführen ist – die Idee eines Erdbebens ist ein akademischer Notbehelf, der wissenschaftlich ungenügend belegt ist –, doch der Neubau so rasch vor sich gegangen ist, muß angenommen werden, daß ein Ausgleich zwischen den angreifenden Indogermanen und den Kretern stattgefunden hat. Dieses wird auch dadurch bezeugt, daß nun im Laufe der weiteren Entwicklung eine gemeinsame kretisch-mykenische Kultur entstanden ist. Hierbei waren nicht allein die Kreter das schöpferische Element, wie man lange angenommen hat. Daß die griechischen Elemente in dieser Mischkultur von großer Bedeutung waren und diese Kultur vor allem auf dem griechischen Festland eine starke griechische Eigenart aufweist, darauf hat Fritz Schachermeyr in seinem schon erwähnten Buch[78] deutlich genug hingewiesen. Da sich nun auf Kreta und in der gesamten ostmediterranen Welt zur Zeit des zweiten Jahrtausends nirgends auch nur die geringste Spur eines solchen Linearschriftsystems findet, scheint der Anstoß zu dieser neuen Schrift von den von Norden her vorstoßenden Indogermanen gekommen zu sein, so daß demnach das lineare Grundgefüge dieser Schrift von ihnen stammte.[79]

Ohne Zweifel gehört die Inschrift auf der Bügelkanne von Orchomenós in den Bereich ebendieser Linearschrift. Dorther müssen also auch die Grundelemente der kretisch-mykenischen Schrift kommen, jedenfalls aus einem indogermanischen Raum. Heben wir diese Grundelemente aus der kalligraphischen und wahrscheinlich auch phonetischen Hochentwicklung der kretisch-mykenischen Kunstschrift heraus, so ergibt sich ein System von Zeichen, das sowohl mit den runischen als auch mit den griechisch-italischen Schriftzeichen Verwandtschaft zeigt und ebenso mit den phönizischen; aus diesem Grunde hat man ja die phönizische Schrift schon lange mit der kretisch-mykenischen in Verbindung gebracht.[80] Eine Vergleichstafel mit einer Anzahl dieser kretisch-mykenischen Zeichen im phönizischen und griechischen System macht das ohne weiteres deutlich. – Die enge Verwandtschaft der italischen mit den griechischen Zeichen und der germanischen mit diesen beiden braucht hier nicht besonders aufgezeigt zu werden, da sie ja der Ausgangspunkt dieser ganzen Auseinandersetzung ist.

Die Übereinstimmung oder Ähnlichkeit der Grundzeichen der kretisch-mykenischen Schrift mit denen des phönizischen und griechischen Alphabetes ist so klar, daß zwischen diesen Schriftzeichen ein ganz enger Zusammenhang bestehen muß.

Eine unbefangene Betrachtung der in diesem Abschnitt vorgetragenen Fakten führt zu dem Schluß, daß den mykenischen Griechen ein System von Zeichen bekannt war, das im Zusammenhang mit einem indogermanischen Zeichensystem gesehen werden muß, von dem die Bügelkanne von Orchomenós ebenso ein Zeugnis ist wie das

phönizische Zeichensystem. Letzteres findet sich in Phönizien seit dem Einmarsch der indogermanischen Phoiniker (Φοίνικες) und taucht auch andererseits in den griechischen, italischen und runischen Schriftsystemen wieder auf.

Auf ein solches altüberliefertes Zeichensystem bei den mykenischen Griechen weist auch die Ilias 6,168 ff. hin. Dort wird erzählt, daß Bellerophon, ein Sohn des Königs Glaukos von Korinth, von der Gattin des Königs Proitos von Argos verleumdet worden sei und daß sie verlangte, ihr Gatte solle Bellerophon töten. Davor scheute dieser aber zurück. Er sandte Bellerophon zu seinem Schwager, dem König von Lykien, damit dieser ihn töte und zwar πόρεν δόγε σήματα λυγρὰ γράψας ἐν πίνακι πυκτώ ϑυμορϑόρα πολλά, also „nachdem er zuvor viele unheilvolle, todbringende Zeichen auf gefaltete Täfelchen geschrieben“[81]. Nach neuntägigem Gastfest läßt der König von Lykien sich zur Morgenröte des zehnten Tages die Zeichen, die der Gast vom Eidam mitgebracht hatte, vorweisen und erkennt mit Schrecken deren ominöse Bedeutung. Aber auch er tötet Bellerophon nicht, sondern schickt ihn aus, gefährliche Taten zu vollbringen, die dieser mit dem Segen der Götter vollendet und so die Tochter des Königs von Lykien gewinnt.

Daß diese σήματα λυγρὰ ϑυμορϑόρα Mitteilungen in kretisch-mykenischer Schrift gewesen seien, ist durch die Benennung ausgeschlossen – „Schriftzeichen“ würden schließlich in jedem Fall mit γράμματα bezeichnet sein. Vielmehr ist hier an ein Zeichensystem mit geheimer Bedeutung zu denken, ähnlich dem der Runen oder dem des Losorakels. – Die Situation in der Bellerophon-Geschichte erinnert auch an die Szene im grönländischen Atli-Lied (*Atlamál in grönländsko*), wie Atlis Boten die Burgunden einladen. Gudrun gibt den Boten geritzte Stäbe zur Warnung ihrer Brüder mit. Diese werden jedoch von dem Unheilstifter Vingi vor dem Überreichen verritzt. Doch Kostbera, die kluge Gattin des Högni, die die wahren unter den tückischen Zeichen erkannte, erriet die tödliche Bedrohung, die von der Einladung ausging.

Kend var Kostbera,
kunni hon skil rúna,
inti orðstafi
at eldi liósom
gæta varð hon tungo
í góma báða:
vóro svá viltar,
at var vant at ráða.

Klug war Kostbera
und kundig der Runen,
sie besah die Lautstäbe
bei des Lichtes Schein
und zwang die Zunge
zu zwiefachem Anschlag:
denn sie schienen umgeschnitzt
und schwer zu erraten.
(Atlamál 9)

Säing fóro sí ðan
sína þau högni;
Drevmði dróttláta,
dulði þeß vætki,
sagði horsk hilmi,
þegars hón réð vakna:

Zu Bette ging sie
mit dem Gatten darauf.
Die leutselige träumte;
sie leugnet' es nicht
und sprach zum Gemahl,
als er morgens erwachte:
(Atlamál 10)

Heiman göriz þú, Högni:
Hyggðu at ráðom!
Fár er fullrýninn:
Far þú í sinn annat!
Réð ek þær rúnar,
er reist þin systir:
Biart hefir þer eigi
boðit í sinn þetta!

Von Haus willst du, Högni.
Hüte dich wohl!
Nicht viele verstehen die Runen:
Fahr ein andermal.
Ich erriet die Runen,
die dir ritzte die Schwester,
nicht hat dich die lichte
geladen zu Haus!
(Atlamál 11)

Da Homer, wie heute allgemein anerkannt ist, die Sitten der mykenischen Zeit widerspiegelt,[82] müssen die mykenischen Griechen Zeichen besessen haben, deren Sinn den Eingeweihten bekannt war, die aber noch nicht als eigentliche Schriftzeichen verwendet wurden. Sie sind die altertümliche Vorstufe unserer Schrift, so wie die *notae* der germanischen Losorakel, die „vorrunischen Zeichen“, die im Schriftsystem verwendet wurden.[83]

Daß die Griechen Losorakel mit Stäben, auf denen Zeichen eingeritzt waren, gehabt haben, geht einwandfrei aus *Ilias* 7,171 ff. hervor. Hier ist ein ausführliches Losorakel beschrieben, durch das der Held bestimmt wurde, der mit Hektor kämpfen sollte. Von den hervorragendsten Helden heißt es dann:

Alle diese waren gewillt, zu kämpfen mit dem göttlichen Hektor.
Und unter ihnen sprach wieder der Gerenier, der Rosselenker Nestor:
„Jetzt werft das Los über euch der Reihe nach, welchem es zufällt.
Denn dieser Mann wird zum Nutzen sein den gutgeschienten Achaiern
und auch selbst seinem Mute nutzen, wenn er davonkommt
aus dem feindlichen Kampf und der furchtbaren Feindseligkeit.“
So sprach er, und die bezeichneten sich ein Los ein jeder,
und warfen es in den Helm Agamemnons, des Atreus-Sohns.
Und die Männer beteten und hielten zu den Göttern die Hände empor.
Und so redete manch einer, aufblickend zum breiten Himmel:
„Zeus, Vater! Laß es den Aias erlosen oder den Sohn des Tydeus,
oder auch ihn selbst, den König der goldreichen Mykene!“

Linearschr.		Myk. Vasen				Phönikische Schriften				
zirka 600–1200		zirka 1500–1200				13. Jh.	12. Jh.	9. Jh.		
Kreta A	Kreta B	Theben	Tiryns	Orchomenos	Mykene	Aḥiram	Jehīmilk	Meša	Lautwert	Semitischer Name
									'	'alf
									b	bēt
									g	gaml
									d	delt
									h	hē
									w	wau
									z	zai(zain?)
									ḥ	ḥēt
									ṭ	ṭēt
									j	jōd
									k	kaf
									l	lamd
									m	mēm
									n	nūn
									s	semk
									'	'ain
									p	pē (pā?)
									ṣ	ṣādē
									q	qōf
									r	rōš(rēš)
									š	šīn
									t	tau

		Griechische Schriften						
		zirka 800 ff.						
Griechischer Name	Lautwert	Thera. Melos	Athen	Miles.	Korinth	Böot.	Lakon.	Arkad.
Ἄλφα	A = a							
Βῆτα	B = b							
Γάμμα	Γ = g							
Δέλτα	Δ = d							
Ἒ ψιλόν	E = ĕ							
– –	F = w	Kreta						
Ζῆτα	Z = z, dz							
Ἦτα	H = h, später ē							
Θῆτα	Θ = th							
Ἰῶτα	I = i							
Κάππα	K = k							
Λάμβδα	Λ = l							
Μῦ	M = m							
Νῦ	N = n							
Ξεῖ	Ξ = ks							
Ὂ μικρόν	O = ŏ							
Πεῖ	Π = p							
*qυφη. idg. qapùt	q = ḳ							
Ῥῶ	P = r							
Σῖγμα dorisch: Σαν	Σ = s							
Ταῦ	T = t							
Ὓ ψιλόν	Y = y							
Φεῖ	Φ = ph							
Χεῖ	X = kh (ch)							
Ψεῖ	Ψ = ps							
Ὦ μέγα	Ω = ō oder ô							

Tab. 1: Vergleich der Schriftzeichen der kretischen Linear A und B, der phönikischen und griechischen Alphabete sowie Zeichen von mykenischen Vasen.

So sprachen sie. Und es schüttelte der Gerenier, der Rosselenker Nestor,
und heraus sprang das Los aus dem Helm, das sie auch selbst wollten:
das des Aias. Und ein Herold trug es überallhin durch die Menge
und zeigte es nach rechts hin allen den Besten der Achaier,
die aber erkannten es nicht und wiesen es zurück ein jeder.
Doch als er zu dem kam, es überallhin durch die Menge tragend,
der es eingeritzt hatte und in den Helm geworfen, der strahlende Aias,
ja, da hielt er die Hand auf, und der warf es hinein, herangetreten,
und er sah und erkannte das Zeichen des Loses und freute sich im Mute.
„Freunde! Ja, das Los ist mein! [...]“ (Ilias 7,169–191)

κλῆρος ist ein abgebrochener Zweig oder ein abgespaltenes Stück Holz, entspricht also dem germanischen Losstab. Es müssen also auch hier σήματα gebraucht worden sein, wie in der Geschichte von Bellerophon. Diese Lose wurden dann in einem Helm gesammelt und dieser geschüttelt, bis eines herausfiel. Hier sei an das „Schütteln“ (*hrista*) der Loszweige in der Edda, Hymiskviða 1 erinnert.

Durch diese Zeugnisse ist erwiesen, daß bei den mykenischen Griechen alte Zeichen bekannt waren, die für Losorakel verwandt wurden und die es schon vor der Schrift gab. Sie müssen sie aus ihrer germanischen Heimat mitgebracht haben, wo, wie unten gezeigt werden wird, Losorakel im Gebrauch waren.

Man könnte nun annehmen, daß die in Griechenland im zweiten Jahrtausend v. d. Ztw. eindringenden indogermanischen Streitwagenleute erst unter dem Einfluß der minoischen Schreibkultur ihre Sinnbildzeichen zu einer Schrift ausgebaut haben. Wir hätten dann hier denselben Vorgang, den wir auch bei den Germanen annehmen dürfen, nämlich unter dem Einfluß einer südlichen Schreibkultur ihre alten Zeichen als Schriftzeichen zu gebrauchen.

Die Indogermanen mit ihrer ausgeprägten Bauernkultur haben von Haus aus keine besondere Neigung zur Schrift gehabt, wie die in der geistigen Kultur so hochentwickelten Indoarier beweisen, deren Jünglingen es verboten war, während der Einweihungszeremonien zu schreiben; sie haben ihre vielfältige Literatur durch Jahrtausende nur mündlich als Oratur überliefert.

Die Ergebnisse der Untersuchungen in diesem ersten Abschnitt über das Verhältnis der griechischen Schrift zur phönizischen und über die Herkunft des phönizischen Alphabetes können nun kurz zusammengefaßt werden:

1.) Namen und Form des phönizischen Alphabetes erwecken im Vergleich mit den griechischen Schriftzeichen stärkste Zweifel an der semitischen Originalität des phönizischen Alphabetes, das im Vorderen Orient kein Vorbild hat.

2.) Die Ablösung der Bilderschrift, die etwa von der Mitte des zweiten Jahrtausends an in dem Gebiet der späteren Phönizier im Gebrauch ist, durch die Linearschrift fällt in das 13. Jahrhundert, das heißt in die Zeit, in der die Phoiniker (Φοίνικες) nach sprachlichen und vorgeschichtlichen Zeugnissen von Mittel- und Nordwestgriechenland über Kleinasien in diese Küstenstriche eingerückt sind.

3.) In dem Raum, von dem die Phoiniker (Φοίνικες) auszogen, war um die Mitte des zweiten Jahrtausends v. d. Ztw. eine Linearschrift im Gebrauch, die in den Grundformen mit den Zeichen des phönizischen und griechischen Alphabetes übereinstimmt oder enge Verwandtschaft mit ihm zeigt. Diese Phoiniker sind deshalb als die Vermittler der bei den Phöniziern neu auftauchenden Linearschrift anzusehen.

4.) Eine einfache Form dieser Linearschrift findet sich auf Bügelkannen der mykenischen Zeit. Diejenige von Orchomenós zeigt eine indogermanische Aufschrift.

5.) Aus all dem kann nur der eine Schluß gezogen werden, daß im griechisch-illyrischen Raum des zweiten Jahrtausends eine Linearschrift im Gebrauch war, die von Indogermanen getragen und wohl auch geschaffen wurde, und daß mit dieser Linearschrift die phönikischen und griechischen Alphabete und, wie wir sehen werden, auch die italischen zusammenhängen.

6.) Damit ist die These von der Originalität der phönizischen Schrift endgültig erledigt, eine Tatsache, von der übrigens auch die Alten noch wußten,[84] wenn diese Überlieferungen auch den eigentlichen Ursprung der phönizischen Schrift offenbar nicht mehr kannten.

7.) So ist der illyrische Raum als Ursprungsraum der phönizisch-griechisch-italischen Schriftsysteme von allererster Bedeutung. Dies wird sich ebenso bei der Betrachtung der griechischen Überlieferungen hinsichtlich der Erfindung und Verbreitung der Schrift zeigen. Dieser Raum muß also in erster Linie vorgeschichtlich durchforscht werden, wenn man das Problem der Entstehung der genannten Schriftsysteme vollends lösen will. Das neue Buch von Mattias N. Valmin[85] mit den schriftartigen Zeichen auf Gefäßen der sogenannten „adriatischen Kultur“ bietet dazu schon jetzt eine gewisse Handreichung.

Mit der Feststellung, daß die kretisch-mykenische Schrift auf einem von den Mykenern vermittelten indogermanischen Zeichensystem aufbaut, ist selbstverständlich das Problem dieser Schrift keineswegs gelöst, wenngleich damit vielleicht ein Fingerzeig für die Beantwortung der Frage gegeben ist. – Die Grundfragen, die zu beantworten sind, sind folgende:

1.) In welcher Sprache sind die kretisch-mykenischen Inschriften abgefaßt? Daß die Kreter der minoischen Zeit Indogermanisch gesprochen haben, ist nicht anzunehmen. Rassisch gehören sie nach allen Zeugnissen, die wir haben, in den westisch-orientalischen Bereich. Sie müssen deshalb, da wir eine indogermanische Schrift der Kreter in so ferner Zeit nicht annehmen können, eine Sprache dieses Raumes gesprochen haben, die wir aber nicht kennen. Die Inschriften werden deshalb auch dieser nichtindogermanischen Sprache angehören. Das macht ihre Wertung schwierig, da ja die ursprünglichen einfachen Zeichen offenbar sowohl sprachlich wie kalligraphisch weitergebildet wurden und zudem ihren Lautwert überhaupt geändert haben könnten.

2.) Wie steht es nun aber mit den festländischen Inschriften in kretisch-mykenischer Schrift? Es ist nicht anzunehmen, trotz aller Beeinflussung der mykenischen Kultur durch die kretische, daß die mykenischen Griechen ihre indogermanische Sprache aufgegeben haben. Davon wäre sicher eine Spur in den Werken Homers bewahrt, die ja die mykenische Zeit widerspiegeln. Man kann also erwarten, daß wenigstens eine Anzahl festländischer Inschriften in griechischer Sprache geschrieben sind.

Doch ist es wiederum nicht ausgeschlossen, daß die Mykener Kretisch etwa als Fremdsprache gesprochen haben, so wie man an den deutschen Höfen des 18. Jahrhundert Französisch sprach – man denke vergleichsweise an den preußischen König Friedrich den Großen und sein Verhältnis zur deutschen und zur französischen Sprache! Dann wäre es möglich, daß auch die festländischen Inschriften,

Westgriech. Zeichen	Westgriech. Lautwert	Phrygisch	Phr. Lautwert	Karisch Zeichen	Karisch Lautwert
A	a	A	a	A P δ λ	a
B	b	B B	b	d b	pf
ᛚ Γ	g	Γ	g	< [( )	qǯ
Δ	d	Δ	d	Δ	tǯ
₣ E	e	₣ Ɛ	e	₣ E ⅄	e
F	v	F F	v	F ₣ ⊣	v
I	z	ʃ ϟ ʃ	z	I I	c = ts
⊗	th			⊗ ⊕	β
I	i	I	i		
K	k	K K	k	K ꓘ ⅄	k
Λ V	l	Λ	l	ᛚ ⅂ Γ Λ	l
ᛗ M	m				
N	n	N	n	N ∿ Ⲩ	n
O	o	O	o	O o	o
Γ	p	P ∩	p	ʃ	p
ϙ	q			ϙ	ḳ (e)
P P	r	P P	r	P P R ϙ ϙ ɑ	r
ϟ ϟ	s	ϟ ϟ	s	M W M ɑ	s
T	t	T	t	T	t
Y Y V	u	Y	u	V Y Y Y	u
Φ	ph	Φ	ph	X †	ħ
Ψ Ψ	kh	Ψ	kh, χ	Ψ Ψ Ψ Ψ	kh

Tab. 2: Die westgriechischen und karischen Zeichen im Vergleich sowie ihre Lautwerte.

abgesehen von den kretischen Kolonien, zu denen vielleicht Pylos gehörte, in kretischer Sprache geschrieben sind; auch die Aufschriften auf den Bügelkannen in der ausgebildeten kretisch-mykenischen Schrift könnten in kretischer Sprache geschrieben sein, so wie man auf „Souvenirs" und Gebrauchsgegenständen in der französisierenden Zeit französische Worte oder Sprüche aufmalte. – Schon diese Komplexität des sprachlichen Problems stellt einer Entzifferung der Schrift äußerst schwierige Aufgaben.

Aber auch das Problem des Zeichensystems selbst ist durch die oben gemachte Feststellung einer Grundlage indogermanischer Zeichen nicht gelöst.

Denn – und das ist häufig unbeachtet geblieben – es gibt bei der Übernahme eines Zeichensystems verschiedene Möglichkeiten:

1.) *Das Zeichensystem wird mit seinem ursprünglichen Lautwert übernommen.* Das ist am ehesten da möglich, wo es sich um gleichsprachige oder sprachverwandte Gruppen handelt. Das phrygische Alphabet scheint mir ein solcher Fall zu sein, es hängt ohne Zweifel mit dem griechischen Alphabet zusammen. Aber auch andersprachige Gruppen können das fremde System mit seinem ursprünglichen Lautwert übernehmen. Die karischen, lykischen und lydi-

	Altwestgriech. Lautwert	Altwestgriech. Zeichen	Lykisch Zeichen	Lykisch Lautwert nach Kollnio	Lykisch Lautwert nach Bork	Lydisch Zeichen	Lydisch Lautwert
1	a	A	P	a	a	A	a
2			↑	e	v = e		
3	b	B	B b	b	p̌ = pf	8	b
4			ᴧᴧ	β	β = pf		
5	g	ᛚ Γ	Y Y V	g	ǧ = kǯ		
6	d	Λ	Λ	d	d	⅄	d
7	e	₣ E	E	ɩ	e	∀	e
8	v	F	F	w	f	⅄	v
9	z	I	I	z	c = ts	∓	s
10	th	⊙	X	ϑ, th	þ		
11	i	I	I	j	•	I	i
12	k	K	K	c	k, č	ꓘK	k
13			ꓘK	q	q		
14	l	Λ V	Λ	l	l	⅂ ⅂	l
15	m	ᛗ	ᴧᴧ	m	m	Ⲙ	m
16	n	N	N	n	n	Ⲩ	n
17			X	m̃	m̥		
18			Ξ	ñ	n̥	Ξ	ν (k?)
19	o	O	O	u	o	O	o
20	p	Γ	ʃ	p	p		
21			◇	x	ḫ		
22	r	P	P	r	r	ϙ	r
23	s	ϟ ϟ	ʃ ϟ	s	s	3 ϟ	ś
24	t	T	T	t	t	T	t
25			Ϋ	τ	τ	Ϋ	λ
26			Ψ Ψ Ψ Ψ	ẽ	ẽ		
27			Ψ Ψ Ψ	e	ã	Ψ	e
28			+ X	k	ç = x	+	p (k?)
29	kh	Ψ Ψ	Ψ Ψ Ψ	k	k = ḳ		
30						ɑ	? (o?)
31						8	f
32						M	š
33						ꝛ	v
34	u	Y Y V				Y	u
35						↑	? (q?)
36						ꓷ	? (g?)

Tab. 3: Vergleich der altgriechischen, lykischen und lydischen Schriftzeichen und ihrer Lautwerte.

schen Alphabete zeugen davon. Daß diese Alphabete aufs engste mit dem Griechischen zusammenhängen, zeigen die Form und der mit dem Griechischen weithin identische Lautwert deutlich genug. Die hier beigegebenen Tafeln veranschaulichen diese Vorgänge. Die Änderungen und Verschiedenheiten müssen mit den phonetischen Eigentümlichkeiten dieser Sprachen zusammenhängen.

Auch das phönizische Alphabet gehört zu dieser Kategorie. Dort konnte ja auch gezeigt werden, wie man versuchte, das dem phönikischen System zugehörige akrophonische Prinzip der fremden Sprache anzupassen.

2.) *Das auf akrophonischer Grundlage aufgebaute System wird übernommen*, indem man die Namen der Zeichen, die diesen ursprünglichen Lautwert gaben, in die eigene Sprache übersetzt und den Zeichen einen Lautwert gibt, der nach dem akrophonischen Prinzip mit dem neuen eigensprachigen Namen übereinstimmt. Hierbei wurden also die Zeichen übernommen, sie bekamen auch einen ihrem ursprünglichen Sinn entsprechenden Namen, aber ihr Lautwert wird durch diese in der anderen Sprache nun ganz anders lautenden Namen vollständig geändert. Dies scheint mir bei der kyprischen Silbenschrift vor sich gegangen zu sein, die doch wahrscheinlich in den großen Kreis der ostmittelmeerischen Linearschriften des zweiten Jahrtausends gehört. Die beigegebene Tafel soll das veranschaulichen.

ϟ ist das indogermanische Sonnenzeichen und trägt als solches den Namen **sauel* usw. In Kyprisch wird das Wort für Sonne mit *pe* angelautet das für Pferd ⋎ mit *ri*, das für Zweig ꟻ mit *to* usw.[86] Daraus ergab sich dann der neue Lautwert.

Es ist deshalb sehr fraglich, ob man kretisch-mykenische Inschriften mit Hilfe der kyprischen Silbenschrift deuten kann, wie es Axel W. Persson bei der spätmykenischen Inschrift von Asine versucht hat.[87] Denn dann müßte man annehmen, die mykenischen Griechen hätten die kyprische Silbenschrift benutzt oder aber die kretisch-mykenische

Kyprisch	
Zeichen	Lautwert
⊓	ko
↑ ↑	ti
F ⊼	to
ϟ	pe
⊽	ra
⋀	re
⋎	ri
ⴳ ꝸ	ro
ϒ M	mi
ɉɼ)(	no
O	ja
⧗	jo?
8	le
‡	pa
Ш	pu
ϒ	u
ϻ	se (še?)
⋳	xe

Tab. 4: Die kyprischen Schriftzeichen und ihre Lautwerte.

Schrift sei mit der kyprischen Silbenschrift identisch, was sich sofort ausschließt, wenn man diese Schriften miteinander vergleicht. Was gleich ist, ist nur ein gemeinsamer Bestand von Grundzeichen, die auf eine gemeinsame Quelle hinweisen. Persson hat nach dieser Methode auch nur darum griechische Worte in der Inschrift von Asine entdecken können, weil er die teilweise sehr undeutlichen Zeichen der Inschrift mit einer gewissen Willkür durch seiner Deutung entgegenkommende kyprische Zeichen ersetzt hat, etwa gerade da, wo er griechische Worte zu finden glaubt.

Ein Blick auf die Originalinschrift zeigt jedoch, daß Perssons Lesart allzu phantasievoll ist: Man kann nicht einfach ƀ mit ‖, nicht ϑ mit ↓ und ⸴ (sonst ist von dem Zeichen nichts übrig) mit ⅄ wiedergeben.

Welche Methode bei der Übernahme der linearen indogermanischen Grundzeichen in das System der kretisch-mykenischen Schrift befolgt worden ist, kann nicht im voraus gesagt werden. Ebensowenig ist sicher, in welcher Sprache die Inschriften geschrieben sind. Das sind lauter Unbekannte, mit denen folglich auch keine Formel aufzulösen ist. Der einzig feste Punkt scheint mir der zu sein, daß in der kretisch-mykenischen Schrift ein System von linearen Zeichen zugrunde liegt, die aus dem Westindogermanischen stammen und deren ursprüngliche Namen und Lautwerte durch Vergleich der phönikischen, griechisch-italischen und runischen Schriftzeichen noch

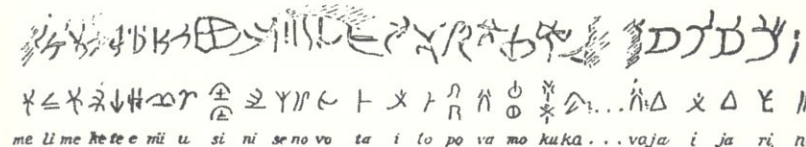


Fig. 5: Die Zeichen der spätmykenischen Inschrift von Asine freistehend nachgezeichnet (nach Persson (1932), Tafel 2).

erschlossen werden können. Bei dem Versuch einer Entzifferung wenigstens der festländischen Inschriften bleibt zunächst kein anderer Weg als der, von diesem uns noch erschließbaren Lautwert der Zeichen auszugehen, wie es oben bereits erfolgreich bei der Bügelkanne von Orchomenós getan wurde. Dieser Erfolg mag aber darauf beruhen, daß jene Zeichen die unveränderte einfache Form der alten Zeichen beibehalten haben, während die eigentlich kretisch-mykenische Schrift diese Grundformen offenbar kalligraphisch und wohl auch nach phonetischen Gesichtspunkten teilweise stark abgewandelt hat – man denke etwa an die verschiedenen Formen des Grundzeichens Λ oder ↑ usw.

Es ist mit der weiteren Möglichkeit zu rechnen, daß nach altminoischem Vorbild die Zeichen nicht nur als Laute, sondern als *Silben*bezeichnung dienten und der Lautwert etwa der ersten Silbe des Namens entspricht, wie vielleicht bei dem *jĕrd*-Zeichen.

Meine eigenen Versuche einer Entzifferung der Inschriften auf den festländischen Vasen halte ich für noch zu problematisch, um sie hier vorzulegen.

Kapitel 3

Die Überlieferungen von der Erfindung der Schrift bei Griechen, Italikern und Germanen

Man könnte einwenden oder annehmen, daß die Schlußfolgerungen betreffs der Vermittlung einer indogermanischen Linearschrift durch die Phoiniker (Φοίνικες) in Phönizien zwar richtig sein mögen, daß aber die nachmykenischen Griechen der geschichtlichen Zeit trotzdem ihre Schrift von den Phöniziern entlehnt haben könnten und daß vor allem die semitischen Namen und die Zeitstellung der Inschriften dafür sprächen. Dann könnte ja immer noch die Möglichkeit bestehen, daß die Italiker ihre Schrift von den Griechen und die Germanen ihre Runen von den Italikern entlehnt hätten. Das bisher Erwiesene brauchte also diese Theorien der Abhängigkeit der Schriften nicht anzutasten.

Wir müßten dann annehmen, daß durch die Stürme der sogenannten dorischen Wanderung jegliche Spur des alten Schriftsystems vernichtet worden wäre und die Ende des zweiten Jahrtausends in Griechenland vordringenden griechischen Stämme überhaupt nichts besessen hätten, was sich zu Schriftzeichen hätte entwickeln können.

Gegen diese Annahme sind aber gewichtige Einwände zu machen. So sind die Gründe für den Schluß dargelegt worden, im griechisch-illyrischen Raume Mittel- und Nordwestgriechenlands und in den umliegenden Ländern sei im zweiten Jahrtausend eine von Indogermanen getragene Schrift im Gebrauch gewesen. Die Stämme, die im Griechenland des ersten Jahrtausends hervortreten, müssen aber mit den griechischen Stämmen des zweiten Jahrtausends im engsten Zusammenhang gestanden haben, wie beispielsweise die Ionier, die Herodot ja in seinem Bericht über den Ursprung der Schrift erwähnt, wobei er die Ähnlichkeit der ionischen Schriftzeichen mit den alten phoinikischen betont. Aber auch die anderen Stämme, selbst die Dorer, können schon um ihrer Sprache willen nicht vom gesamten Grie-

chentum des zweiten Jahrtausends getrennt werden, wo sie um diese Zeit auch zu lokalisieren sein mögen.

Es ist nun aber undenkbar, daß die mykenischen Griechen Zeichen für Losorakel und schließlich auch Schriftzeichen besessen haben, ohne daß die anderen Griechen davon berührt worden wären.

Zweitens aber zeigen die griechischen Schriften in den verschiedenen geographischen, also stammlich unterschiedlichen Räumen eine solche Mannigfaltigkeit der Formen, daß ein vielfältiges Wachstum aus altüberlieferten Zeichen, die diese Stämme mit in ihre Sitze brachten und entwickelten, diese Tatsache am besten erklären kann.

Drittens aber ist hier in die Waagschale zu werfen, was über die Entwicklung der griechischen Sonderzeichen unten in einem besonderen Kapitel herausgestellt wird, daß nämlich den Griechen der frühen geschichtlichen Zeit dasselbe akrophonische Prinzip bei der Bildung von neuen Schriftzeichen bekannt war und Anwendung fand, nach dem auch die alten Zeichen gebildet worden waren.

Das endgültige Gegenargument aber liefert gerade der Gewährsmann, der als der große Zeuge für die phönizische Herkunft der Schrift gilt, nämlich Herodot. Er verknüpft jene alten *grámmata Phoinikäia* oder *Kadmäia*, die laut ihm Kadmos mit den Phoinikern (Φοίνικες) nach Mittelgriechenland gebracht hat, unmittelbar mit dem späteren ionischen Alphabet, wie gleich zu zeigen sein wird.

Herodot entkräftet aber auch das Argument der fehlenden Inschriften zwischen der mykenischen und der späteren geschichtlichen Zeit in Griechenland. Denn er berichtet, daß er selbst Inschriften dieser alten Form gesehen habe und gibt sie sogar im Wortlaut wieder. Es muß also griechische Inschriften aus viel früherer Zeit gegeben haben als die ältesten, die wir kennen. Und es ist durchaus möglich, daß solche auch in Zukunft noch gefunden werden. Man erinnere sich hier daran, daß Festlandinschriften in der kretisch-mykenischen Linearschrift, die jetzt in großer Zahl ans Licht gekommen sind, erst seit ganz kurzem bekannt sind und daß die kretisch-mykenische Kultur und Schrift gänzlich verschollen waren und nur noch in der Sage lebten, die man lange Zeit geschichtlich nicht ernst nahm, und das alles, obwohl die Archäologie den griechischen Raum seit Jahrhunderten durchforscht hat.[88] Das *argumentum ex silentio* ist überall und immer eine verfängliche Sache, am verfänglichsten aber in der Vorgeschichte, wo ja doch immer nur geringe Ausschnitte, oft reine Zufallsfunde, aus dem ungeheuren, im Boden oder – wie in Griechenland – unter der Wasseroberfläche liegenden Material bekannt sind.

Auch die Tatsache der semitischen Namen des griechischen Alphabetes ist nicht so beweiskräftig, wie es zunächst scheint. Denn erstens haben die Griechen und vor allem die Ionier im Verlauf ihrer Handelsbeziehungen zu den Phöniziern von den Semiten eine ganze Reihe von Dingen und deren Namen – wie Musikinstrumente, Kleidung, auch Maße und Gewichte – entlehnt, ohne daß jemand im Ernst annehmen wollte, die Griechen hätten Weben und Musik, Messen und Wägen überhaupt erst von den Semiten gelernt.

Zweitens aber darf die Tatsache nicht vergessen werden, daß die Namen, obwohl dokumentierte Überlieferungen seit Homers Zeit vorliegen, erst spät bezeugt sind, jedenfalls nicht vor der Einführung des ionischen Alphabetes in Attika, nachdem im Archontat des Euklides auf Antrag des Archimos in Athen im Jahre 406 v. d. Ztw. die alten Gesetze in ionischer Schrift neu herausgegeben wurden und damit das ionische Alphabet in der Hauptstadt der griechischen Welt offiziell anerkannt war. Offenbar war das ionische Alphabet neben einem anderen, sicher einheimischen, in Attika schon längere Zeit im Gebrauch. Die Annahme, daß mit diesem ionischen Alphabet die semitischen Buchstabennamen nach Attika gekommen sind, ist eine These, die schon Taylor vertreten hat[89] und die durchaus ansprechend ist. Wahrscheinlich sind aber phönizische Einflüsse auf verschiedenen Wegen nach Griechenland gelangt. Der von Herodot 1,139 erwähnte dorische Name für den *s*-Laut σάν statt des attischen σίγμα (Sigma) könnte auf das semitische *šin* zurückgehen, wie häufig vermutet worden ist. Man müßte dann annehmen, daß auch die phönizischen Buchstabennamen nicht ganz einheitlich waren und in den verschiedenen griechischen Bereichen selbst für denselben Laut zunächst verschiedene Namen bestanden hätten, bis sich das attische Alphabet mit seinen Namen ganz durchsetzte. σίγμα ist zudem ein Name, der nicht aus dem Semitischen erklärt werden kann. Er könnte auch auf eine alte ionische Sondertradition zurückgehen.

Daß die Anordnung des griechischen Alphabetes dem des phönizischen schon im 7. Jahrhundert v. d. Ztw. entsprochen hat, wird durch die etruskischen Alphabetinschriften von Formello und Caere bewiesen.[90] Doch könnte diese Anordnung ja auch schon „phoinikisch" gewesen und von den illyrischen Phoinikern (Φοίνικες) in Syrien eingeführt worden sein.

Die Übernahme semitischer Namen für einheimische griechische Schriftzeichen, die schon längst im Gebrauch waren, ist keine so ausgefallene Sache, wie es zunächst scheint, wenn man bedenkt, wie sich im Laufe des 19. Jahrhunderts etwa englische Ausdrücke im internationalen Handelsverkehr bis hin zu englischen Buchstabenbezeichnungen beim Buchstabieren verbreitet haben. Diese Übernahme bei den Griechen konnte dadurch sehr erleichtert werden, daß die Zeichen weithin dieselbe Form hatten. Man darf nicht vergessen, daß in



Fig. 6: Der griechisch-illyrische Kulturraum in der Antike.

der ersten Hälfte des ersten Jahrtausends v. d. Ztw. die Phönizier das Erbe der mykenischen Herrschaft angetreten haben und sich zur ersten See- und Handelsmacht im Mittelmeer erhoben. Im Verkehr mit den Händlern, beispielsweise beim Abfassen von Verträgen, beim Buchstabieren von Namen usw. werden darum die phönizischen Namen der Buchstaben eine bedeutende Rolle gespielt haben. Und die wendigen Ionier konnten sich dieser Situation leicht anpassen, indem sie zur Erleichterung des Verkehrs diese Namen ebenfalls gebrauchten. So konnten diese neuen profanen Namen die alten sakralen leicht verdrängen. Diese Entwicklung mag durch die Krise innerhalb des religiösen Lebens, die durch die sophistische Aufklärung heraufbeschworen worden war, begünstigt worden sein. So gerieten die alten Namen einfach in Vergessenheit. Aber in derselben Zeit haben die Griechen noch neue Zeichen nach dem alten akrophonischen Prinzip der Indogermanen gebildet. Und selbst die Ionier haben noch im 7. oder 6. Jahrhundert ihr ωμέγα (Omega) aus einem uralten Zeichen gebildet, das sich auch auf der Bügelkanne von Orchomenós findet, wie auch in nordischen und norditalischen Inschriften der Bronzezeit, nämlich ᛟ.

Wenden wir uns nun aber von diesen hypothetischen Erwägungen zu den Dokumenten der griechischen Überlieferung betreffs der Erfindung und Einführung der Schrift selbst.

3.1 Die griechischen Überlieferungen

Wie schon erwähnt, ist die geläufige Meinung – sie ist selbst noch in der zweiten Auflage von Jensens Werk[91] über die Schrift vertreten –, die Griechen hätten ihre Schrift auf die Phönizier, die man als Semiten faßt, zurückgeführt.

Eine genaue Untersuchung der griechischen Überlieferungen wird aber zeigen, daß diese Meinung irrig ist. Vielmehr stimmt die griechische Überlieferung völlig überein, sobald der Irrtum Herodots über die ethnische Herkunft der Phoiniker (Φοίνικες) beseitigt ist, und führt die Schrift auf die einheimischen Kulturheroen der einzelnen Stämme oder Völker zurück. Auch dies ist ein gewichtiges Zeugnis gegen die Entlehnung der griechischen Schrift von den Phöniziern.

3.1.1 Herodot

In Kapitel 5,57 ff. berichtet Herodot: „Die Gephyräer, zu deren Geschlecht die Mörder des Hipparchus gehörten, stammen, wie sie vor-

geben, ursprünglich aus Eretrien. Wie ich aber durch vieles Nachforschen habe ausfindig machen können, stammten sie von den Phöniziern ab, die mit Kadmus nach Böotien kamen. [...]

Diese Phönizier, die mit Kadmus angekommen waren, worunter sich die Gephyräer auch fanden, brachten sowohl verschiedene andere Künste und Wissenschaften als auch besonders die Buchstaben nach Griechenland, die meiner Meinung nach die Griechen vorher nicht hatten. Anfänglich führten sie diejenigen ein, deren sich alle Phönizier bedienen; nach und nach aber änderten sie mit der Sprache auch die Gestalt und Aussprache der Buchstaben.

Es wohnten um sie an vielen Orten Ionier; diese erlernten die Buchstaben von den Phöniziern; sie nannten sie phönizische Buchstaben, wie es auch richtig war, da sie die Phönizier nach Griechenland gebracht hatten. [...]

Ich habe selbst kadmische Buchstaben im Tempel des ismenischen Apollo zu Theben in Böotien gesehen, die auf dem Dreifuß eingegraben sind und den ionischen sehr ähnlich sehen. Die Aufschrift auf dem Dreifuß lautet: Mich hat Amphitryo, der Theleböer, geweiht.

Dies mag ungefähr um die Zeit des Laius, der ein Sohn des Labdakus, ein Enkel Polydorus und ein Urenkel des Kadmus war, geschehen sein. Auf einem anderen Dreifuß aber stehen folgende Zeilen: Skäus, der in dem Faustkampf gesieget,/hat als ein prächtig Geschenk mich dem Apollo gewidmet.

Skäus war ein Sohn des Hippokoon, wenn anders dies der ist, welcher den Dreifuß geschenkt hat und nicht ein anderer, der den gleichen Namen des Sohnes Hippokoon gehabt hat, zu den Zeiten des Ödipus, der ein Sohn des Laius war.

Wieder ein anderer Dreifuß hat folgende Aufschrift: Laodamas der Regent hat diesen Dreifuß/als ein köstlich Geschenk dem wohlzielenden Apollo gewidmet.

Unter diesem Laodamas, des Eteokles Sohn, der die Regierung allein führte, wurden die Kadmäer von den Argivern vertrieben und wandten sich zu den Encheläern. Und die Gephyräer, die den Böotiern verdächtig waren, begaben sich nach Athen. Sie haben Tempel zu Athen erbaut, womit die übrigen Athener nichts zu tun haben und die auch von den anderen Tempeln unterschieden sind. Vor anderen haben sie auch einen Tempel und ein Fest der achäischen Ceres gestiftet."[92]

Aus diesen drei Herodot-Kapiteln entnehmen wir folgende Überlieferungen und Tatsachen:

1.) Es gab einen Kulturheros in Böotien mit Namen Kadmos (latinisiert Kadmus), auf den man neben anderen Kulturgütern auch die Schrift zurückführte, die nach Meinung Herodots vorher bei den Griechen nicht im Gebrauch war.
2.) Die Buchstaben dieser Schrift hatten ursprünglich Formen, wie sie überall bei den Phoinikern (Φοίνικες) im Gebrauch waren.
3.) Im Laufe der Zeit wurde der ῥυθμός, der Rhythmus, dieser Buchstaben durch die Anpassung an die Sprache geändert – dies wird ja wohl die griechische Sprache gewesen sein.
4.) Von den Kadmäern erhielten die damals in Böotien und den umliegenden Ländern wohnenden Ionier diese Buchstaben und nahmen ihrerseits wieder gewisse Änderungen vor. In welche Richtung dies geschah, sagt Herodot allerdings nicht.
5.) Sie nannten diese Buchstaben phönikisch, weil sie diese von den Phönikern gelernt hatten.[93]
6.) Herodot hat selbst in Theben Inschriften mit diesen *Phoinikäia grámmata* gesehen und überliefert uns deren Text. Sie müssen also zu seiner Zeit noch lesbar gewesen sein.
7.) Diese Buchstaben hatten mit den Herodot so wohlbekannten ionischen große Ähnlichkeit.

Daß Herodot der Meinung war, diese Phoiniker (Φοίνικες) seien semitische Phönizier gewesen und ihr Führer Kadmos sei von Phönizien aus – das heißt nach dem Sprachgebrauch des Herodot: von der syrischen Mittelmeerküste – nach Griechenland gekommen; dies geht aus Herodot 2,49 hervor, wo er Kadmos einen „Tyrier" nennt. Herodot muß dann auch angenommen haben, diese Phoiniker (Φοίνικες) hätten ursprünglich Phönizisch – also nach seiner Meinung: Semitisch – gesprochen. Darum sein Satz, daß sie im Laufe der Zeit die Buchstaben in Anpassung an die Sprache (gemeint ist doch wohl die griechische) verändert hätten. Die Tatsache, daß Herodot selbst Inschriften mit diesen „kadmäischen" Buchstaben in Theben gesehen und offenbar auch gelesen und verstanden hat und daß sie den griechischen weithin ähnlich waren, verbietet die Annahme, diese kadmäischen Buchstaben seien Schriftzeichen der kretisch-mykenischen Schrift gewesen, weil sie in großer Zahl im sogenannten Palast des Kadmos in Theben auf Scherben gefunden worden sind, die Arthur Evans in seinem Buche *The Palace of Minos* (1921–36) veröffentlicht hat. Denn in diesen Buchstaben steckt zwar, wie gezeigt, dasselbe Linearsystem wie in der späteren griechischen Schrift, aber die Schrift als Ganzes war doch so verschieden von dieser – also auch von der ionischen Schrift –, daß eine in die Augen fallende Ähnlichkeit nicht bestand. Zudem ist anzunehmen, daß diese Schrift nicht mehr gebraucht und verstanden wurde, da die mykenische Kultur mit ihrer Schrift durch die Einbrüche der Nordwestvölker im letzten Drittel des zweiten Jahrtausends vollständig zugrundegegangen war.

Vielmehr muß der Bericht des Herodot auf eine Schrift gehen, welche als die unmittelbare Vorläuferin der späteren ionischen angesehen werden konnte. Zeugnisse dieser Schrift sind uns aus der Zeit, aus der, den Namen nach zu urteilen, diese Dreifüße stammen, nicht erhalten. Obwohl es nicht mehr möglich ist, die genauen Lebensdaten der erwähnten Personen zu bestimmen, darf doch angenommen werden, daß sie der frühen nachmykenischen Zeit angehörten. Daß aber solche Inschriften existiert haben, kann keinem Zweifel unterliegen, denn Herodot berichtet hier als *Augenzeuge*. Es muß also in der nachmykenischen Zeit eine Schrift existiert haben, die auf die Phoiniker (Φοίνικες) zurückgeführt wurde. Und diese Schrift unterscheidet sich nicht wesentlich von der ionischen zur Zeit Herodots, die wir ja aus der Inschrift der ionischen Söldner Psammetichs II. (593–588) von Abu Simbel kennen.[94]

Nach dem, was oben (s. Kap. 2) über die Phoiniker (Φοίνικες) gesagt worden ist, kann kein Zweifel darüber bestehen, daß sie Illyrer – und folglich Indogermanen – waren. Ihre Einwanderung aus dem Nordwesten Griechenlands nach Mittelgriechenland und ihre weitere Ausbreitung im restlichen Griechenland bis nach Kreta ist durch die Sprach- und Vorgeschichte erwiesen. Ihr Stammesheros war offenbar Phönix, der nach der griechischen Sage der Bruder des Kadmos und der Europa war; und auch Europa ist ein illyrischer Name. – Die Phönix-Kadmos-Europa-Sagen spiegeln, wie schon oben erwähnt, die Schicksale des illyrischen Seevolkes der Phoiniker (Φοίνικες) wider, wenn wir die Sprach- und Vorgeschichte zu ihrer Deutung zu Hilfe nehmen.[95] Kadmos ist somit einfach ein Doppelgänger von Phönix, jedenfalls ist der Name illyrisch[96] und bedeutet (wie schon bei Émile Boisacq) „der Herrliche", „der Strahlende", was ohne Zweifel auch die Bedeutung von Phönix ist.[97] Also ist Kadmos ebenfalls ein Stammesheros der illyrischen Phoiniker (Φοίνικες).

Ist durch diese Untersuchungen der Irrtum Herodots beseitigt, der annahm, daß die Phoiniker (Φοίνικες) und Kadmos Semiten gewesen und aus Phönizien nach Griechenland eingewandert seien, dann lassen sich seine Angaben mit den Ergebnissen der Sprach- und Vorgeschichte ganz in Einklang bringen – Herodot ist wieder einmal als guter Gewährsmann erwiesen: In Mittelgriechenland sind tatsächlich Phoiniker (Φοίνικες) eingewandert und haben sich dort niedergelassen. „Böotien" ist selbst ein illyrischer Name, und so ist es begreiflich, daß die Hauptstadt Theben mit diesen Illyrern aufs engste verknüpft ist. Diese Einwanderung wird wohl in der mykenischen Zeit als eine erste Welle der großen Seevölkerbewegung im letzten Drittel des zweiten Jahrtausend v. d. Ztw. stattgefunden haben (daß man ihre

ethnische Herkunft nicht mehr kannte oder sie irrig auffaßte, hängt neben den Erschütterungen der Tradition durch die Stämme der dorischen Wanderung sicher auch mit dem Stamm der Phoiniker (Φοίνικες) zusammen, dessen Träger zur Zeit Herodots in Phönizien semitisiert worden waren. Mit diesen Einwanderern hat nun die von Herodot bewahrte Tradition die griechische Schrift verknüpft. Und zwar offenbar mit Recht, wie die Bügelkanne von Orchomenós beweist. Die auf dieser Bügelkanne befindliche Schrift ist in der Tat mit der ionischen vergleichbar; zum Beispiel ist, wie schon gezeigt, das ionische Ω aus ᛟ entstanden. Ob nun die Ionier ihre Schrift tatsächlich von den benachbarten Phoinikern (Φοίνικες) übernommen haben oder ob sie in ihrer eigenen Tradition eine der „phönikischen" eng verwandte Schrift hatten, die sie im Anschluß daran weiter ausbildeten, woraus Herodot eine Abhängigkeit kombinierte, ist hier unwesentlich. Sicher ist allerdings, daß die Ionier den Phönix-Kadmos-Mythos in besonderer Weise gepflegt haben, sie müssen also mit den Phoinikern (Φοίνικες) in enger Verbindung gestanden haben.[98] Jedenfalls muß eine Schrift in nachmykenischer Zeit schon sehr früh in Gebrauch gewesen sein, wie die alten Dreifüße beweisen, von denen Herodot schreibt, er habe sie selbst gesehen.

Damit ist durch Herodot eine ungebrochene Schrifttradition von den Phoinikern (Φοίνικες) bis in die klassische Zeit der Griechen bezeugt. Aufgrund der vorgeschichtlichen und sprachgeschichtlichen Forschungen können wir heute sogar sagen: eine rein indogermanische Schrifttradition! – So sieht die griechische Überlieferung aus, wenn der Irrtum über die Phoiniker beseitigt ist.

3.1.2 Palamedes

Einer der hervorstechendsten Kulturheroen der griechischen Tradition ist Palamedes. Ihm wird – neben der Erfindung der Zahlen, der Maße und Gewichte, der Münzen, der Berechnung des Auf- und Untergangs der Gestirne, der Zeitrechnung, der Schlachtordnung, der Musik und Rhetorik, des Brettspiels und der Würfel, ja sogar der Ordnung der Mahlzeiten und der Maßverhältnisse in der Mischung von Wein und Wasser – vor allem die Erfindung der Buchstaben zugeschrieben. Er ist somit ohne Zweifel ein Kulturheros von umfassendem Charakter. Bei ihm ist keine Spur eines nichtgriechischen Einflusses zu bemerken. Die Meinung, Palamedes sei eine Personifikation der phönikischen Kultur, die leider auch in Karl Baedekers *Griechenland* (1888) eingedrungen ist,[99] hat jedoch keinerlei Grundlage. Sie steht offensichtlich unter der irrigen Meinung, alle oben genannten

Kulturelemente seien den Griechen aus der Fremde gebracht worden. Die Beziehungen des Palamedes zur Schrift sind in einem Fragment des Euripides niedergelegt.[100] Auch Tacitus gibt in *Annales* 11,14 die Überlieferung: „temporibus Troianis Palamedem Argivum memorant sedecim litterarum formas, mox alios ac praecipuum Simoniden ceteras repperisse".[101] Nach anderen Quellen soll Palamedes nur die Ordnung der Buchstaben erfunden oder lediglich die von Kadmos erfundene Schrift ergänzt haben.[102] Dies sind aber offenbar Versuche, die Palamedes-Tradition mit der Kadmos-Tradition in Einklang zu bringen. Eine solche Harmonisierung ist aber nicht nötig, da wir in Palamedes die Überlieferung nicht-ionischer griechischer Völkerschaften vor uns haben.

Schon sein nicht-ionischer Name kennzeichnet Palamedes als einen echten Griechen, denn παλάμη ist nach Hesychios τέχνη. Palamedes ist also ein sprechender Name und bedeutet soviel wie „Geber der Kunstfertigkeit" und deutet somit ebenfalls auf einen Kulturheros. Der Mythos des Palamedes ist eng mit der trojanischen Heldensage verflochten: Palamedes beseitigt eine Hungersnot, deutet besorgniserregende Himmelszeichen in günstigem Sinne und ordnet Opfer für Apollon an. Schließlich wird er einer verräterischen Verbindung mit den Trojanern angeklagt und geht durch Odysseus, Agamemnon und Diomedes tragisch unter. Er wird gesteinigt oder in einen Brunnen geworfen und mit Steinen zugedeckt. Auch der Kultus, der ihm zuteil wurde, erweist ihn als echt griechischen, in eine frühe Zeit zurückgehenden Heros oder Halbgott: Bei Methymna auf Lesbos stand ein altes Heiligtum mit einer Bildsäule des Heros in Waffen. Die Bewohner der Küstenstädte kamen dort zusammen, um ihm zu opfern. Eine vor Ort gefundene Bildsäule trug nach Apollonius von Tyana die Inschrift θείω Παλαμήδει, „beim göttlichen Palamedes". Auch in der Troas muß sich ein Heiligtum von ihm befunden haben. Andere Spuren führen nach Euböa und Argolis.

Seine Urheimat war offenbar das äolische Gebiet, denn dort hat sich sein Kult am stärksten ausgebildet und behauptet. Die Äolier gehören zu jenen griechischen Stämmen, die wir mit an den Anfang der nachmykenischen Kultur in Griechenland setzen müssen. Diese Äolier sind ohne Zweifel eine Gruppe indogermanischer Stämme, die aus dem Norden eingewandert sind. Somit ist Palamedes für das äolische Gebiet, was Phönix-Kadmos für die Phoiniker (Φοίνικες) und Ionier ist. Es ist also nicht notwendig, zwischen der Überlieferung, daß Kadmos die Schrift erfunden hätte, und derjenigen, die diese Erfindung dem Palamedes zuschreibt, einen Widerspruch zu sehen, der beseitigt werden müßte; wir haben hier einfach denselben Typus eines Kulturheroen bei verschiedenen griechischen Völkerschaften.

Wir werden noch weitere Vertreter dieses Typus finden. Zudem wird es sich ergeben, daß alle diese Kulturheroen charakteristische Merkmale besitzen, die sie durchweg als Spielarten eines in grauer Vergangenheit liegenden gemeinsamen Ur-Kulturheros ausweisen. Ein hervorstechendes Merkmal dieses Kulturheroen ist immer sein *tragischer Untergang*.

3.1.3 Orpheus

Auf einen weiteren Mythen- und Sagenkreis stoßen wir in der Orpheus-Überlieferung. Orpheus ist in seinem Kreis eine ganz ähnliche Gestalt wie Palamedes in dem seinigen, allerdings mit dem Unterschied, daß die mythischen Züge bei ihm überwiegen. Auch Orpheus ist der Erfinder von allerlei Kunstfertigkeiten. Vor allem wird ihm die Erfindung von Musik, Dichtung und Schrift zugeschrieben. Wir wollen uns hier nur mit der letzteren befassen. Alkidamas „Odysseus" 24 zitiert ein Grabepigramm auf Orpheus, das da lautet: „Μουσάον πρόποδον [...]; ὀργία [...] ὃς Ἡρακλῆ εξεδίδασκεν, εὑρὼν ἀνθρώποις γράμματα καὶ σοφίην"[103], woraus er folgert, daß Orpheus als der erste, von den Musen gelehrt, die Schrift eingeführt habe. Ohne Zweifel hat Alkidamas den Sinn des Grabepigramms richtig gedeutet. Es ist schon längst erkannt, daß Orpheus eine mythische Gestalt ist, die in den Dionysos-Kreis gehört, in den Kreis des Fruchtbarkeits- und Begeisterungsgottes, der uns innerhalb der indogermanischen Welt in verschiedenen Spielarten und Entwicklungsformen begegnet. Das tragische Schicksal dieses Sängerheros spiegelt das Schicksal des großen Wachstumsgottes wider und ebenso das des großen Erfinders und Dichters, der häufig nach demselben ewigen Gesetz auf- und absteigt und in Tragik gehüllt ist. Es steht auch fest, daß Orpheus eine Gestalt der thrakischen Mythologie und Sage ist. Orpheus ist also für die Thraker das gewesen, was Palamedes für die Äolier, Kadmos für die Illyrer und die Ionier gewesen ist. Es handelt sich um dieselbe Urgestalt in einem anderen ethnischen Raume, die im Laufe der Zeit mit den griechischen Gestalten verschmolz.

Ein Zug in der Orpheus-Sage ist in diesem Zusammenhang von besonderer Wichtigkeit: Orpheus wird das Haupt abgeschlagen, und dieses schwimmt auf seiner Leier nach Lesbos, wo es Orakel kündet, bis der eifersüchtige Apollon dem Haupte schließlich Schweigen gebietet. Dieser Sagenzug ist auf einer attischen Vase des 5. Jahrhunderts so dargestellt: In geringer Entfernung vom Erdboden schwebt das weissagende Haupt, dessen Sprüche ein vor ihm sitzender Jüngling auf einer Tafel festhält. Wir erinnern uns, daß auch Mímir das

Haupt abgeschlagen wird und daß auch dieses Orakelsprüche und Runen raunt, die dann von Odin geritzt werden. Das ist ein so eigentümlicher Zug, daß man wohl kaum annehmen kann, er sei in zwei so nahe beieinander liegenden Kreisen wie dem thrakischen und dem germanischen unabhängig voneinander entstanden. Religionsgeschichtlich liegt der Schluß nahe, daß dies ein Zug ist, der auf eine gemeinsame Urgestalt weist, von der sowohl Mímir als auch Orpheus, der ja eng mit Dionysos verknüpft ist, spätere Abwandlungen sind. Denn immer wieder stoßen wir bei diesen Kulturheroen auf diesen Typus: Wachstums-, Quell-, Baum-, Orakelgeist, Weistumskünder. Es handelt sich hier offenbar um eine westindogermanische Urgestalt. Damit findet die seltsame Übereinstimmung in der Orpheus- und Mímir-Sage ihre befriedigende Erklärung. Wenn nach den griechischen Überlieferungen Apollon diesem weissagenden Haupte Schweigen gebietet, so liegt, religionsgeschichtlich betrachtet, die Überwindung einer primitiveren Religionsform durch eine höherentwickelte vor oder – wenn man die in dieser Formulierung mitschwingende Wertung vermeiden will – die Ablösung der einen Form durch die andere. – Daß die Mythenschicht des weissagenden Hauptes älter ist als die Apollon-Schicht, braucht nicht bewiesen zu werden, denn das weissagende abgeschlagene Haupt hängt ohne Zweifel mit uralten Vorstellungen u.a. des Schädelkultes zusammen.[104] Die Überlieferung des Dionysos von Milet, die Diodor 3,67 wiedergibt, berichtet, daß sich Orpheus der pelasgischen Buchstaben bedient hätte. Damit werden wir wieder in jenen alten illyrisch-griechischen Bereich geführt, der in der griechischen und italischen Überlieferung der pelasgische heißt (man denke an den „pelasgischen" Zeus in Dodona), und der vorgeschichtlich heute deutlich genug faßbar ist (vgl. unten Kap. 3.1.6).

3.1.4 Danaos

Eine weitere Überlieferung schreibt dem Danaos, dem Heros der achäischen Danaer, die Erfindung der Buchstaben zu.[105] Für diese Überlieferung werden eine ganze Reihe von Gewährsmännern angegeben, so etwa Pythodoros, ferner die milesischen Geschichtsschreiber Anaximander, Dionysos, Hekataios u.a. Da sowohl Hekataios unter ihnen ist, der zu den milesischen Logographen des 6. Jahrhunderts gehört, als auch Anaximander, ist dieser Tradition Gewicht zuzuschreiben. Jedenfalls ist nicht anzunehmen, daß sie neben der alten Kadmos- und Palamedes-Tradition neu entstanden wäre, denn dann ginge sie nicht bis ins Altertum zurück.

Danaos weist, wie sein Mythos und sein Name erhellen, in erster Linie die Züge eines Quellgeistes auf. Denn der Name hängt ohne Zweifel mit der indogermanischen Wurzel **dā* zusammen, die „fließen", „naß sein" usw. bedeutet.[106] Die Töchter des Danaos sind Brunnennymphen. Sie bewässern das trockene Argos durch Brunnenanlagen, und noch in späterer Zeit wurden ihnen dort Brunnen geweiht. So haben wir es hier mit einer halb mythischen, halb sagenhaften Gestalt zu tun, die ihre Nährkraft ebenfalls aus jener indogermanischen Urgestalt zieht. Daß Danaos aus Ägypten gekommen sein soll, ist ein Parallelfall zu der Meinung des Herodot und seiner Zeitgenossen, die Phoiniker (Φοίνικες) und Kadmos seien aus Phönizien, nämlich aus Syrien gekommen. Doch auch hier verhält es sich tatsächlich umgekehrt, denn Aigyptos, der Zwillingsbruder des Danaos, ist ja ebensowenig ein Ägypter wie Kadmos ein Semit, sondern er ist Indogermane mit einem Namen, der mit dem Indogermanischen durchaus erklärbar ist; nach Aigyptos benannten die Griechen Ägypten, das seinen Namen wahrscheinlich aufgrund indogermanischer Siedlungen erhielt, so wie Phönizien seinen Namen von indogermanischen Einwanderern bekam.

Im Danaiden-Mythos spiegeln sich Auseinandersetzungen zwischen argivisch-achäischen Stämmen, die zur Auswanderung und Besiedlung von Nordägypten geführt haben. Aigyptos ist der Heros dieser Auswanderer. Der mit seinen Söhnen flüchtende Danaos wird in Argos aufgenommen, wo Pelasgos herrscht, erhält dort die Herrschaft und wird später von Lynkeus getötet. Lynkeus hat einen Schild des Danaos, der die Macht hat, Volksaufstände zu beschwichtigen. Auf dem Marktplatz zu Argos wurde Danaos als Heros verehrt.

Setzt man alle diese Stücke der Überlieferung zusammen, so erscheint Danaos wiederum ganz klar als ein Kulturheros, dessen Völkerschaft in der Argolis eingewandert ist und von einem „pelasgischen" Fürsten die Herrschaft gewann. Auch Danaos endet – wie Palamedes und die anderen – tragisch. Der Grundcharakter, der sich immer wieder zeigt, ist auch hier nicht ganz verloren, obwohl etwa im Vergleich mit Orpheus die Gestalt des Danaos viel weiter ins Geschichtlich-Sagenhafte entrückt ist. Danaos ist Kulturheros der Völkerschaften, die unter dem Namen Danaer in der mykenischen Epoche eine große Rolle gespielt haben. Daß auch ihm die Schrift zugeschrieben wird, bestätigt die bereits mehrfach vorgetragene Hypothese: Diese Völkerschaften waren im Besitz von Zeichen, die sich zur Schrift entwickelten; und diese Zeichen wurden zurückgeführt auf einen Heros, der wenigstens noch einige Grundzüge des uralten gemeinsamen westindogermanischen Kulturheros trug. Es wäre eine reizvolle Aufgabe, diese verschiedenen Gestalten in ihren graduell so

verschiedenen Beziehungen zu Mythos, Sage und Geschichte nachzuzeichnen. Doch dazu ist hier nicht der Ort. Es muß an dieser Stelle genügen, einige gemeinsame Grundzüge aufzuzeigen, die zur Begründung unserer These nötig sind.

3.1.5 Kekrops

In die Mythen- und Sagenwelt der alten Griechen ragt eine seltsam urtümliche Gestalt hinein: Kekrops. Kekrops ist der älteste Kulturheros Attikas. Eine sehr späte Auffassung läßt auch ihn aus Saïs in Ägypten kommen. Es sind dieselben Gründe, die Kadmos aus dem in Syrien gelegenen Phönizien kommen ließen und den Danaos aus Ägypten: *ex oriente lux*.[107] Eine befriedigende etymologische Deutung von Kekrops' Namen ist noch nicht gefunden. Aber die mit Kekrops verknüpften Gestalten, Söhne und Töchter sind ihren Namen nach alle indogermanisch-griechisch, weisen auf Ackerbau und nährende Feuchtigkeit, auf Tau usw. hin. Seine Gemahlin Agraulos, „die auf dem Acker Nächtigende", ist eine Kornmutter indogermanischer Herkunft, wie der Name besagt. Sie wird auch geopfert oder gibt sich freiwillig zum Opfer – dies sind lauter folgerichtige Charakterzüge. Die Töchter des Kekrops sind ihren ebenfalls indogermanisch-griechischen Namen nach in der Tat Taunymphen oder Göttinnen, die mit dem Dienst der Athene zusammenhängen. Kekrops selbst ist ebenso mit einer Quelle verknüpft, die Poseidon mit seinem Dreizack auf der Akropolis in Athen entspringen ließ. Wie Danaos in Argos gründet auch Kekrops in Attika Tempel, richtet Kulte für Zeus und Athene ein, schafft eine staatliche Ordnung, baut die erste große Burg usw. Er war der Heros einer altpelasgischen, über Attika, Böotien und Umgegend verbreiteten Völkerschaft, der pelasgische Städte mit dem Namen Athen gegründet haben soll. – Von dem indogermanischen Charakter der Pelasger wird weiter unten noch die Rede sein.

Verbinden wir diese Überlieferungen und die Ergebnisse der sprach- und vorgeschichtlichen Forschung, so erkennen wir in Kekrops einen Kulturheros jener frühen Wellen indogermanischer Einwanderer, die schon in der frühhelladischen Zeit Griechenland besiedelt und dort die Herrschaft über die Grundschicht der Bewohner Griechenlands gewonnen und sich schließlich mit diesen vermischt haben. Daß sie Indogermanen gewesen sind, geht u.a. daraus hervor, daß ja Kekrops den Zeus-Kult auf Attika eingeführt hat.

Sein Doppelgänger Erichthonios,[108] der den Kriegswagen in Griechenland eingeführt hat, gehört einer jüngeren Schicht attischer Besiedler an, denn der Kriegswagen taucht erst im Laufe des zweiten

Jahrtausends mit einer neuen indogermanischen Welle auf, also in mittelhelladischer Zeit (Streitwagenbewegung!).

Eine weitere Parallelgestalt ist Erechtheus, der offenbar mit den Ioniern zusammenhängt. Kekrops wird mit dem Unterleib eines Drachen dargestellt. Hier geht also die Sagengestalt unmittelbar und bildlich in die Mythengestalt über.[109] Erechtheus ist die göttlich-riesische Urmacht, von dem die Kulturträger dieser Einwanderungsschicht ihre Kultur herleiten. Daß diesem Kulturheros ebenfalls die Erfindung der Schrift zugeschrieben wurde, bezeugt Tacitus in *Annales* 11,14: „quidam Cecropem Atheniensem litteras repperisse."[110]

Das heißt also, daß auch diese sehr frühe Schicht indogermanischer Einwanderer, deren Kulturheros Kekrops war, eine Überlieferung hatte, wonach ihr Kulturheros γράμματα bzw. στοιχεῖα erfunden habe. Diese beiden Worte tauchen in den Überlieferungen über die Erfindung der Schrift immer wieder auf und werden, wie mir scheint, synonymisch gebraucht. Ursprünglich ist eine Unterscheidung aber wohl anzunehmen: Die στοιχεῖα brauchen keine Schriftzeichen zu sein, es können irgendwelche heiligen Zeichen (σήματα) sein, die aber die Grundlage zu einer Schrift abgeben können, während γράμματα die eigentlichen Schriftzeichen sind.

3.1.6 Linos

In der eben angeführten Überlieferung des Tacitus findet sich auch der Name des Linos. Diese Überlieferung ist bei Diodor 3,67 ausführlicher erhalten. Dort heißt es, Dionysios aus Milet überliefere, daß unter den Hellenen zuerst Linos Rhythmus und Melodie erfunden habe. Und als Kadmos die phönikischen Buchstaben aus Phönizien mitgebracht habe, habe er diese zuerst für die hellenischen Sprachen eingerichtet und eines jeden Buchstabens besonderen Namen und seine Form bestimmt. Diese Buchstaben seien nun gemeinhin „phoinikäische" genannt worden, weil sie den Hellenen aus dem Lande der Phönizier gebracht worden seien, doch seien sie auch als „pelasgische" bezeichnet worden, weil die Pelasger sich dieser übertragenen Schriftzeichen zuerst bedient hätten. Linos habe in pelasgischen Schriftzeichen die Taten des ersten Dionysos aufgezeichnet und auch die übrigen Sagen in seinen Denkwürdigkeiten hinterlassen. Auch sollen sich Orpheus und Pronapides, der Lehrer des Homer und ein trefflicher Meister des Gesanges, der pelasgischen Schrift bedient haben, desgleichen Thymoites, ein Enkel des Laomedon. Dieser habe zur Zeit des Orpheus gelebt, viele Gegenden der bewohnten Erde durchstreift und sei auch in den westlichen Teil Libyens gekommen.

So habe er auch Nyssa besucht und dort die Taten des Gottes Dionysos von den Eingeborenen erfahren, worüber er das sogenannte „phrygische Gedicht" verfaßt habe, in dem er sich eines altertümlichen Sprachausdruckes und auch einer altertümlichen Schrift bediente.

Es ist hier nicht möglich, das Gewirr der Überlieferungsfäden in diesem Kapitel des Diodor ganz zu entwirren – vielleicht ist das überhaupt nicht möglich. Aber eines geht daraus klar hervor: daß es einen Kulturheros Linos gab – Tacitus nennt ihn Thebanus –, der in den Dionysos-Kreis gehört und irgendwie mit der Erfindung der Musik und der Schrift zu tun gehabt haben muß.

Nun ist interessant, daß Tacitus diesem Linos die Erfindung der Schrift zuschreibt, während Dionysos von Milet ihm dagegen nur die Anordnung der von Kadmos erfundenen Buchstaben zuweist. Doch soll er sich pelasgischer Buchstaben bedient haben, so wie auch Orpheus und andere. Hier ist ein gewisser Widerspruch, der sich aber so erklären läßt, daß Dionysos von Milet eine Überlieferung vorlag, nach der Linos mit der Schrift, und zwar mit der Schrift in pelasgischen, also ganz urtümlichen Buchstaben zu tun hatte; eine Überlieferung, die offensichtlich auch Tacitus kannte. Dionysos jedoch versuchte diese Überlieferung mit der Kadmos-Überlieferung zu harmonisieren. – Wir müssen bei der Untersuchung dieser Überlieferungen immer die Tatsache im Auge behalten, daß in der Spätzeit im Anschluß an Herodot die Meinung, Kadmos sei der einzige Erfinder der Buchstaben gewesen und habe diese aus Phönizien mitgebracht, sozusagen geläufig geworden war und daß darum häufig der Versuch unternommen wurde, die anderen Überlieferungen hiermit zu harmonisieren. Das ließ sich am besten so machen, daß man dem Erfinder der Buchstaben in anderen Überlieferungen zumindest noch die Anordnung oder Ergänzung der kadmäischen Zeichen zuwies. Sieht man von dieser Harmonisierung ab, so ergibt sich aus dem von Diodor 3,67 Berichteten recht deutlich, daß es einen Kulturheros Linos gegeben hat, dem man die Erfindung der Schrift zuschrieb. Zudem habe er, so Diodor, auch die Form eines jeden Zeichens und seinen jeweiligen Namen festgelegt.

Von größter Wichtigkeit scheint mir, daß die Herkunft dieser Schrift auf die Pelasger zurückgeführt wird, und zwar gemäß einer Überlieferung, die Diodor mit ἰδία gibt (er muß also eine *besondere* Quelle dafür gehabt haben), während die Benennung dieser Buchstaben als phönikische – nach geläufiger Meinung – als κοινῇ bezeichnet wird. Daraus ergibt sich, daß sich neben der geläufigen Kadmos-Tradition eine pelasgische Tradition zäh erhalten hat und von dem pelasgischen Raume ausgehend nach Griechenland eingedrungen ist.

Die Spuren dieses Linos und eines mit ihm verknüpften Kultes sind in Griechenland weit verbreitet – wie das bei einem „Pelasger" auch zu erwarten ist – und ebenso in Theben, im herakleischen Namenkreis, in Argos usw. Geht man den verschiedenen Überlieferungen über den Kulturbringer Linos bis zur ältesten Schicht nach, so gelangt man zur Gestalt eines ewig sterbenden und wiederauferstehenden Wachstumsgeistes.

Ich glaube übrigens, daß auch sein Name nicht so dunkel ist, wie es zunächst scheint. Der Zusammenhang mit λίνον, lat. *linum* „Lein", idg. **lino*, ist nicht zufällig. Der Flachs beziehungsweise Lein ist bekanntlich eine der ältesten Kulturpflanzen der europäischen Indogermanen. Er ist durch vorgeschichtliche Funde in Deutschland wohlbelegt und spielt im Volksbrauch eine große Rolle. Das Ernten des Flachses, überhaupt sein ganzes Wachstum, ist mit besonderen Fruchtbarkeitszeremonien verknüpft.[111] Seine Aussaat muß an heiligen Tagen geschehen.

Flachs ist eine „Pflanze der Frauen" und wird in christlicher Zeit insbesondere mit Maria verknüpft. Er ist eng mit Orakeln verbunden, beispielsweise auch mit dem Eiszapfenorakel (lange Eiszapfen an Weihnachten, Neujahr, Dreikönig, Fastnacht bedeuten, daß auch der Flachs lang wird; wachsen die Eiszapfen zwieselig, so wird auch der Flachs zwieselig usw.). Beim Säen muß man die Kopfbedeckung abnehmen, damit die Haare im Winde fliegen. Der Sämann muß eine blaue Schürze tragen oder aus einer solchen säen, damit der Flachs schön blau wird usw. Man bringt dem Flachs auch eine Art Opfer: Die Schwarten des Schinkens oder des Specks, den man zum Frühstück ißt, werden in die Furche geworfen. Der Sämann muß ein Ei beim Säen auf dem Flachsfeld essen. Auch kultische Nacktheit spielt eine große Rolle, ebenso erotische Liedchen und Analogiezauber. Sprünge oder auch Tänze befördern das Wachstum des Flachses usw. Tatsächlich gibt es einen ganzen Kult, der mit dem Flachsbau zusammenhängt. Der Flachs dient auch zur Förderung der menschlichen Fruchtbarkeit. Der Braut steckt man heimlich Leinsamen in die Schuhe, sie selbst bindet sich Flachs um das linke Bein. Auch in den Brautkranz wird Flachs gebunden, das gibt eine glückliche Ehe. Flachsbreiten im Traum deutet auf glückliche Liebe. Im weiteren Sinne bedeutet Flachssegen auch Glück und Reichtum überhaupt. So werden Flachsknoten und -samen in Gold verwandelt. Stirbt jemand, so muß auch der Flachs gerührt werden, sonst stirbt er ab. Dem Flachs sagen die Menschen den Tod der Hausfrau mit den Worten an: „Die Hauswirtin ist gestorben." Auch vertreibt Flachssamen böse Geister und Hexen. Flachs wird als Opfergabe gebraucht. – Der Flachs steht also geradezu im Mittelpunkt eines Fruchtbarkeitskultes.

Verfolgen wir diese Linie in die Tiefe, so kommen wir in bezug auf Linos zu einer Art „Flachsgeist". Ich deute ihn als den sich insbesondere im Flachs darstellenden Wachstumsgeist. Linos zu Ehren wurden in Griechenland, besonders in Argos und Böotien, jährliche Feste gefeiert. Schon Homer erwähnt in Ilias 18,570 den Linos-Gang und Linos-Reigen:

Rosige Mädchen und Knaben mit jugendlich heiterem Sinne
trugen die liebliche Frucht in zierlich geflochtenen Körben.
Mitten im Schwarm entlockte der tönenden Leier ein Jüngling
hell anmutige Weisen und sang mit melodischer Stimme
Linos' herrlichen Reigen; zugleich auch tanzten die anderen,
ihn mit Gesang und Jauchzen und hüpfenden Sprüngen begleitend.[112]

Diese Beschreibung erinnert durchaus an die Fruchtbarkeitstänze, die auch im Volksbrauch beim Flachsbau oder der Flachsernte erwähnt werden. In Griechenland sind die Linos-Zeremonien, Gesänge und Reigen eng mit der Weinernte verknüpft. Wir müssen an eine Verschmelzung verschiedener Feste des sterbenden und auferstehenden Wachstumsgottes denken; Dionysos und Linos sind im Grunde verwandte Gestalten und verbinden sich.

Häufig steht Linos mit Apollon und Herakles in einem Wettkampf und findet in der Auseinandersetzung den Tod. Auch diese Züge

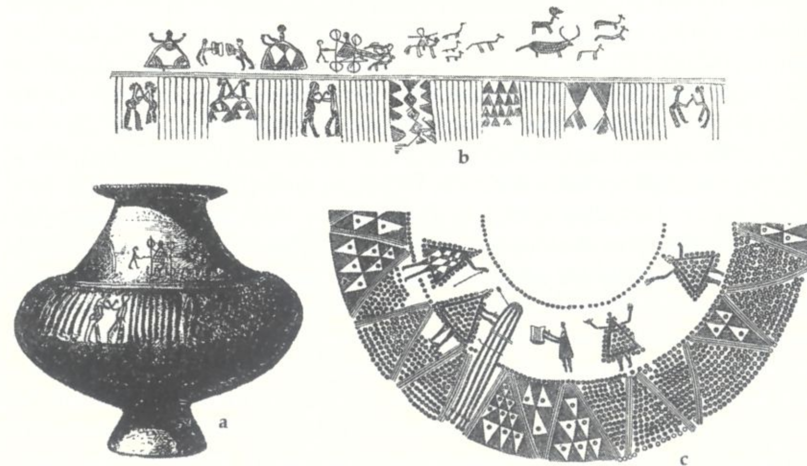


Fig. 7: Das bekannte Ödenburger Urnenbild (a und b) zeigt einen kultischen Umzug, der sich in ähnlicher Darstellung auf mehreren Tongefäßen (etwa c, ebenfalls aus Ödenburg in Ungarn) findet (nach Hoernes (1925)).



Fig. 8: Kultische Umzüge mit Wagen und/oder tanzenden Gestalten finden sich auf vielen Tongefäßen aus der Hallstattzeit. Diese Abbildungen können mit dem Linos-Mythos in Verbindung gebracht werden (nach Ebert (1924–32), Bd. 3, Tafel 119).

weisen in dieselbe Richtung wie die schon weiter oben angeführten Belege.

Ich wage es hier, das bekannte, aber bisher noch nicht gedeutete Ödenburger Urnenbild (siehe Fig. 7) aus der Hallstattzeit mit dem Linos-Mythos in Verbindung zu bringen. – Auf der Urne ist ein kultischer Umzug dargestellt, der auch auf Scherben anderer Urnen (siehe zum Vergleich Fig. 8) auftaucht. Es handelt sich um einen Kultwagen, auf dem eine Säule oder etwas ähnliches steht. Vor dem Wagen auf Fig. 7 sind ein Vorreiter und verschiedene Tiere (Hirsch, Rind usw.) zu erkennen. Zwischen tanzenden Frauen steht eine Figur mit

einem leierartigen Instrument. In einem anderen Ausschnitt sind zwischen zwei tanzenden Frauen zwei solcher leierspielenden Figuren. Die Gestalt mit der Leier wendet sich gegen einen langgestreckten Gegenstand, an dessen linker Seite eine Frau steht. Offenbar ist es ein Webstuhl, an dem die Frau arbeitet, denn links von ihr steht eine zweite Frauengestalt mit einem lang herunterhängenden Faden, an dem unten eine Art Kugel zu sehen ist, so daß es sich wahrscheinlich um eine mit einer Spindel spinnende Frau handelt. Diese Zusammenstellung von Tanz, Leierspiel, Spinnen und Weben weist wohl auf einen Gedankenkreis hin, in dem die Bearbeitung des Flachses als ein sakraler Dienst aufgefaßt wird. Sollte es sich hier nicht vielleicht um ein „Flachsgeistfest", also eine Feierlichkeit zu Ehren des Linos handeln? Die Ödenburger Vase weist auch in dieselbe Richtung, aus der dieser „pelasgische" Kulturheros gekommen ist: Wir sind hier im Bereich indogermanischer Völkerschaften, die aus Mitteleuropa in die Donauländer und auf den Balkan vorgestoßen sind.

Es ist offensichtlich, daß Linos eine der vielen Verkörperungen des urtümlichen Wachstums- und Weisheitsgeistes ist, der in Westindogermanien beheimatet gewesen sein muß. Es ist auch begreiflich, daß der Flachs in seiner zarten blauen Blüte, die so kurze Zeit dauert, zum Sinnbild des wundersam aufblühenden und wieder vergehenden Lebens werden mochte. Daher kommt ja auch idg. **lĭno-*, das keineswegs, wie häufig gemutmaßt wurde, aus der Fremde eingeführt wurde, sondern rein indogermanisch ist. Es hängt mit der indogermanischen Wurzel **lei* zusammen, die „tröpfeln", „abfallen", „dahinschwinden" bedeutet. In der Tat ist das Blühen und Vergehen eines Flachsfeldes ein beeindruckendes Erlebnis: Noch steht das Feld in wundersamer Bläue, doch schon nach kurzer Zeit tropfen die Blüten dahin, und alle Herrlichkeit entschwindet. Es ist gut möglich, daß in diesem Flachsgeistmythos noch ein tieferer Gehalt steckt, da ja λίνον zugleich auch „Faden des Schicksals" bedeutet.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß die Heraushebung jener Überlieferung bei Diodor, die sowohl mit Linos „pelasgische" Buchstaben verknüpft als auch mit Orpheus und nach der es sogar Aufzeichnungen in dieser Schrift in altertümlicher Sprache gegeben habe, in der Tat gerechtfertigt ist. Diese pelasgische Schrift wird in den griechischen Traditionen immer wieder erwähnt, und so konkrete Überlieferungen wie die des Diodor können unmöglich Erfindungen sein. Daraus kann geschlossen werden, daß die Völker, die man als „pelasgische" bezeichnete, eine urtümliche Schrift besaßen, die einst weit verbreitet gewesen war – es wird noch zu zeigen sein, daß diese Völker Indogermanen waren, die in den Balkan und nach Nordgriechenland eingewandert sind und sich dort wahrscheinlich mit band-

keramischen, das heißt westischen (also indogermanischen!) Bevölkerungselementen vermischt haben. In welcher Beziehung diese Schrift zur kadmäischen stand, ist kaum heute mehr zu beurteilen. Sie kann aber von dieser, die ja ursprünglich demselben Raume zugehört hatte, nicht weit entfernt gewesen sein. Und somit werden wir wiederum in Richtung der Zeichen auf der Bügelkanne von Orchomenós gewiesen.

Daß also in jener Zeit, auf die diese Mythen weisen, nämlich jene Zeit der frühen indogermanischen Einwanderer in Griechenland, Zeichen vorhanden waren, die dann auf dem Balkan und im griechischen Raume als Schriftzeichen verwendet wurden, ist also auch durch die hier behandelten Überlieferungen bezeugt. Nun muß im Anschluß an diese Erkenntnisse nach dem Ursprung der griechischen und der italischen Schriften gesucht werden. Und zwar müssen wir jetzt schon bis ins frühe zweite Jahrtausend, ja vielleicht sogar bis ins dritte Jahrtausend v. d. Ztw. zurückgehen.

An dieser Stelle ist es notwendig, kurz auf die Bedeutung des Wortes „Pelasger" bei Griechen wie auch bei Italikern einzugehen: Die Griechen bezeichnen damit nicht griechisch sprechende Völkerstämme, vornehmlich im Nordwesten des Landes und in Arkadien. Πελασγός (Pelasgos), der mythische Stammherr der Pelasger, ist in Arkadien autochthon; er ist Sohn des Zeus und der Niobe und Vater des Lykaon. Ferner gab es einen Zeus, Πελασγικός (Pelasgikos), der beispielsweise in Ilias 16,233 angerufen wird. Er lebt in Dodona, wo die Σελλοί (Selloi) seine Priester sind.[113] Daß wir es hier mit einem im Bereich der Illyrer liegenden urtümlichen Zeus-Kult zu tun haben, ist längst erkannt. Dodona selbst ist ein illyrischer Name.[114] Die Illyrer gehören demnach wohl zu den Völkern, die von den Griechen „Pelasger" genannt wurden. Daß mit diesem Namen auch noch andere, ältere Einwohner bezeichnet wurden, ist sehr wahrscheinlich. Dies werden all jene schon im zweiten und dritten Jahrtausend auf den Balkan und in Nordwestgriechenland bis nach Thessalien und sogar bis Mittelgriechenland vorgedrungenen Indogermanen gewesen sein, die sich zum Teil mit Bandkeramikern vermischt hatten und diese indogermanisierten, sofern sie nicht zuvor schon in den bandkeramischen Kreis aufgenommen worden waren. Daß die Pelasger eine nichtindogermanische Sprache gesprochen hätten, wird durch nichts bewiesen und ist, wenn wir den sprach-, vor- und religionsgeschichtlichen Forschungsstand berücksichtigen, vollkommen unwahrscheinlich. Das Wort πελασγοί ist meiner Ansicht nach schon von Paul Kretschmer richtig erklärt als πελαγ-σκοί, das heißt „die Seedurchschneider". Das Wort ist gut auf die „Seevölker" des ausgehenden zweiten Jahrtausends zugeschnitten, die in erster Linie illy-

rische Elemente enthielten und durch ihre kühnen Seefahrten sowie später auch durch ihre Piraterie ebenso berühmt wie berüchtigt waren. Daß sich diese illyrischen Völkerschaften an der ganzen Ostküste des Adriatischen Meeres auch mit Griechen mischten und bis weit nach Italien hineingriffen, ist sprachgeschichtlich bewiesen und neuerdings von Mattias N. Valmin auch vorgeschichtlich ganz klar herausgearbeitet worden.[115] Dieser spricht sogar von einer „adriatischen Kultur" an den östlichen und westlichen Küsten der Adria. In diesem Raum müssen einst große Gemeinsamkeiten bestanden haben, und gerade Arkadien wird ein Kernbereich dieser „adriatischen Kultur" gewesen sein. So wundert es nicht, daß Pelasgos in Arkadien als autochthon angesehen wurde.[116]

Da nun diese Völkerschaften für die Griechen Barbaren waren und eine den Griechen unverständliche Sprache sprachen, zudem in ihrem Kult viel Urtümliches erhalten war, wie zum Beispiel die Verehrung des dodonischen Zeus, wurde das Wort πελασγοί auf all jene Stämme und Völkerschaften innerhalb der griechisch-balkanischen Halbinsel übertragen, die nicht dem griechischen Völkerverband angehörten oder sich als deutlich erkennbare Stämme wie etwa die Thraker fassen ließen. So konnte der Name auch auf alte Völkerschaften, von denen man nur noch verschwommene Kunde hatte, übertragen werden.

3.1.7 Prometheus

Prometheus als Kulturbringer gehört ohne Zweifel einer sehr alten Schicht an. Er ist der Sohn des Titanen Iapetos, der selbst wieder ein Sohn des Uranos und der Gaia ist. Auf seine Gestalt im einzelnen einzugehen, erübrigt sich hier. Schon sein Name kennzeichnet ihn als Kulturheros. Er ist Feuerbringer, wird in Athen neben Hephaistos, dem großen Erfinder, verehrt, der im Prometheus-Mythos häufig auftaucht. Mit seinem Kult in Athen ist ein Feuer- und Fackellauf verknüpft. Sein Grab wird an verschiedenen Orten gezeigt. Diesem Prometheus schreibt Aischylos neben vielen anderen Kulturgütern auch die Erfindung der Schrift zu.[117]

Man hat gemeint, annehmen zu müssen,[118] dies sei eine Willkür des Dichters, der auf Prometheus übertragen habe, was sonst dem Kadmos oder dem Palamedes zugeschrieben worden sei. Man hat hier nicht erkannt, daß mehrere Überlieferungsschichten und -bereiche unterschieden werden müssen. Prometheus ist ein typischer Kulturheros, eng verbunden mit Hephaistos, dem Schmied,[119] und Athena, der Weisheitsgöttin. Im Mittelpunkt des Prometheus-Mythos steht

der Feuerraub. Daß dieser urindogermanische Überlieferung ist, hat Adalbert Kuhn in seiner bekannten Arbeit nachgewiesen.[120] Auf diese urindogermanische Tradition weist zudem die enge Verbindung des Prometheus mit Uranos, denn letzterer ist (daran haben auch die Einwände gegen die Gleichsetzung des griechischen Uranos mit dem vedischen Varuṇa nichts geändert) ein indogermanischer Urgott, und sein Kampf mit Zeus, wie auch die Kämpfe der Titanen sowie jene des Kronos usw. spiegeln die Auseinandersetzung verschiedener religionsgeschichtlicher Epochen wider. Prometheus steht merkwürdigerweise einmal für, einmal gegen Zeus. Es handelt sich also auch um Auseinandersetzungen zwischen den frühesten indogermanischen Einwanderern in Griechenland, die wahrscheinlich zunächst nur in vereinzelten Scharen gekommen sind. Zu diesen Einwanderern gehören Uranos und Prometheus. Aber Prometheus ist offenbar dennoch auch in die Zeus-Schicht eingegangen, so daß es eine Versöhnung mit Zeus gegeben haben muß. Über diese Schichten wird weiter unten noch einiges zu sagen sein. Festzuhalten ist zunächst, daß Aischylos nicht persönlich die Erfindung der Schrift auf Prometheus übertragen hat, sondern daß diese Erfindung in den großen Kreis der Kulturgüter gehört, die diesem uralten Kulturheros zugeschrieben worden sind. Wir dürfen annehmen, daß wir in ihm eine der ältesten, wenn nicht die älteste Schicht der Kulturheros-Überlieferungen in Griechenland erfaßt haben. Hinzuzufügen bleibt nur noch, daß auch Prometheus ein tragisches Schicksal ereilt.

3.1.8 Die Moiren und Hermes

Ehe wir versuchen, diese verschiedenartigen Überlieferungen zu überblicken und mit vorgeschichtlichen Tatsachen zu verbinden, sei noch darauf hingewiesen, daß auch Überlieferungen bestehen, nach denen Gottmächten die Erfindung der Buchstaben oder von Teilen des Buchstabensystems zugeschrieben wird, wie beispielsweise den Moiren die sieben Vokale. Oder die Buchstaben erscheinen in den Zügen der Kraniche... auf diese Weise sind sie von Hermes (nach einer Überlieferung von Palamedes) erfunden worden. Auch Hermes ist eine sehr alte Gestalt des Weistumsgottes. In ihm stecken nämlich sowohl Züge des indogermanisch-germanischen Urgottes Irmin wie auch Züge des germanischen Wodan. Im Nordgermanischen haben die Nornen, die germanischen Parallelgestalten zu den griechischen Moiren, mit den Runen insofern zu tun, als sie Schicksalsrunen schneiden und die Lebensrunen legen, ganz wie ihre griechischen Schwestern.[121]

Vielleicht haben die sieben Vokale, die die Moiren erfunden haben, mit den sieben Sphären zu tun, die ja auch im Zusammenhang mit der großen Anankē in Platos *Staat*, Buch 10 erscheinen. Hier scheinen noch die Überreste einer Überlieferung vorzuliegen, die nicht mehr zu einem Ganzen zusammengesetzt werden können.

3.1.9 Zusammenfassung

Überblicken wir noch einmal kurz die sich scheinbar widerstreitenden Überlieferungen von der Erfindung oder Einführung der Schrift in Griechenland, so zeigt sich ein überraschend einheitliches Ergebnis. Sobald der Irrtum Herodots beseitigt ist, daß es sich bei Kadmos und seinen Phoinikern (Φοίνικες) um Phönizier im späteren Sinne handle, ist zu erkennen, daß die Griechen ursprünglich die Erfindung ihrer Schrift ausnahmslos auf Kulturheroen zurückgeführt haben, die sich alle als Spielarten eines alten, in den indogermanischen Bereich zurückreichenden Typus erklären lassen. Alle Namen der Kulturheroen, denen die Erfindung der Schrift zugeschrieben wird, sind indogermanisch.

Die Vielfalt der griechischen Kulturheroen erklärt sich durch die wellenweise Besiedlung Griechenlands und durch die Stammes- und Völkerunterschiede. Überlieferungen aus den verschiedenen Schichten haben sich bis in späte Zeit ebenso erhalten, wie die entwickelten Sonderüberlieferungen der einzelnen Stämme oder Völker. Diese Vielfalt mußte bei einem Zusammenströmen dieser Überlieferungen schon die Griechen der klassischen und späteren Zeit verwirren, wie auch die Forscher der Neuzeit, die zunächst diese Überlieferungen nur flächenhaft betrachteten. Unter diesen ist die des Herodot die ausführlichste und bei der Rolle, die Herodot im griechischen Leben spielte, auch die wirksamste gewesen. So kam es durch seinen und seiner Zeitgenossen Irrtum zu der bekannten irrigen Auffassung von der Herkunft der Schrift aus Phönizien, die zweieinhalb Jahrtausende hindurch fast unangetastet vorherrschte. Die anderen Überlieferungen wurden entweder mit dieser harmonisiert oder durch sie entkräftet und beiseitegesetzt. Daß sich trotz der Vorherrschaft der Herodotschen Fassung die Überlieferungen von der einheimischen Herkunft der Schrift so zäh bis in die späteste Zeit gehalten haben, beweist ihre tiefe Verwurzelung im Gedächtnis der griechischen Völker und ihre Kraft, ihre Ursprünglichkeit und Richtigkeit.

Die Verschiedenheiten und scheinbaren Widersprüche erklären sich, sobald man die vor-, sprach- und religionsgeschichtliche Forschung zu Rate zieht. Durch diese Forschungsergebnisse der letzten

Jahrzehnte zeichnen sich in der Besiedlungsgeschichte Griechenlands folgende Linien ab: Wir haben eine breite Grundlage, die durch die Kulturschicht einer bemalten Keramik der neolithischen Zeit gebildet ist. Sie reicht vom Iran über Mesopotamien, Armenien, Nordsyrien bis nach Griechenland und ist mit der donauländischen Bandkeramik verzahnt.

Die donauländische Bandkeramik hat ihren Ausgangspunkt im westischen Bereich, ist dann wahrscheinlich in zwei Strömen in das Donaugebiet eingedrungen, einmal direkt von Westen her. Dieser Strom ist vorgeschichtlich noch nicht richtig faßbar. Der andere geht über Nordwestdeutschland, wo die Linearbandkeramiker westischer Rasse, wie Gerhard Heberer durch eingehende Untersuchungen festgestellt hat,[122] als eine der ältesten neolithischen Schichten auftauchen und sich dann, wie Heinrich Butschkow gezeigt hat,[123] langsam nach Südosten vorschieben, auf diese Weise mehr und mehr in das indogermanische Gebiet vorstoßend. Sie sind wahrscheinlich, bis sie schließlich die Donaugegend erreichten, schon indogermanisiert gewesen und haben dort den gesamten bandkeramischen Kreis ihrerseits indogermanisiert. Auch rassisch wird das nordische Element im Süden innerhalb der Bandkeramik immer vorherrschender, wie Otto Reche belegt hat.[124] Bald schieben sich dann auch im dritten Jahrtausend die Schnurbandkeramiker nach Süden und Südosten, und gewisse Elemente gelangen bis nach Griechenland, wie Siegfried Fuchs feststellt.[125] So kommt es in den Donauländern bis hinein in den Balkan und Nord- und Mittelgriechenland zu einer Mischung von Kulturen. Tordos, das wir im Zusammenhang mit einem Sinnbildzeichensystem kennenlernen werden, ist ein Beispiel dieser Vermischung.

In Griechenland entsteht so die frühhelladische Kultur, die ursprünglich vornehmlich von Menschen westischer Rasse, wahrscheinlich schon mit nordischen Einsprengseln, getragen war, die schon sehr früh weitere starke nordisch-indogermanische Rassen- und Kulturelemente wie beispielsweise des Megaron-Zeus usw. aus Mitteleuropa erhält. Der Prozeß der Indogermanisierung wird dadurch fortgesetzt und wahrscheinlich vollendet. Ein Beispiel für diese Kultur ist etwa Sesklo, wo das Megaron-Haus nachzuweisen ist. Eine andere Schicht dieser frühhelladischen Kultur ist in der Diminikultur faßbar. Man hat dieser Schicht den Namen „frühhelladische Kultur“ gegeben.[126]

Wahrscheinlich sind ihre Träger von Schnurkeramikern nach Süden geschoben worden, denn im dritten Jahrtausend setzen starke Schübe aus dem schnurkeramischen Raum ein. Etwa um 2400 v. d. Ztw. sind in Thessalien Angehörige der mitteleuropäischen Streitaxtkulturen festzustellen, Troja I und II gehört in diese Epoche. Indogerma-

nische Wanderungen setzen um die Wende des dritten zum zweiten Jahrtausend v. d. Ztw. in Italien ein. Von dieser Zeit an ist die indogermanische Welt in einer gewaltigen Bewegung begriffen; das Ende der frühhelladischen Ausgleichskultur ist gekommen. Die Kunde von dieser alten Kultur ist nach meinem Dafürhalten in die Pelasger-Überlieferung eingegangen. Es vollzieht sich nun die Spaltung zwischen den italischen und illyrisch-griechischen Völkerschaften.

Etwa um 1900 v. d. Ztw. entsteht die sogenannte mittelhelladische Kultur unter kriegerischen Ereignissen. Die frühhelladischen Siedlungen sind nun teilweise zerstört. Diese mittelhelladische Kultur, die dann hinüberführt zu der großen mykenischen Epoche, kann als rein griechisch bezeichnet werden. Doch darf man nicht vergessen, daß im ganzen Norden und Nordwesten Griechenlands nicht-griechische indogermanische Stämme und Völker ständig auf der Warte standen, um nach Süden vorzustoßen. Die Aktivsten in diesem Raume waren die Illyrer, die in diesem Gesamtbereich ebenfalls als Pelasger erscheinen. Die Hauptträger der mittelhelladischen Kultur sind wohl die Ionier gewesen. Im Laufe der Zeit bilden sich dann die griechischen Stämme klar heraus.

Um 1700 v. d. Ztw. schreitet der Übergang zur späthelladischen (eigentlich jedoch mykenischen) Kultur friedlich fort. Es handelt sich um Verschiebungen und Auseinandersetzungen zwischen offenbar verwandten Völkern. Schon jetzt haben wir den ersten großen Vorstoß nach Kreta, denn diese Bewegungen hängen eng mit der Streitwagenbewegung des zweiten Jahrtausends zusammen, die vor allem die indogermanische Südwelt mit einer ungeheuren Dynamik erfüllt, die die Indogermanen bis weit hinein nach Vorderasien, nach Ägypten und über das Meer treibt. Der Ausgleich zwischen der altminoischen und der indogermanischen Kultur – die zur kretisch-mykenischen Mischkultur geführt hat – kommt um 1400 v. d. Ztw. zu seinem Ende. Die mykenische Vorherrschaft wird gesichert.

Sie bricht aber nach etwa 200 Jahren unter dem Einfluß der neuen Schübe von Nordwesten, die jetzt hauptsächlich von „Illyrern" getragen sind, zusammen, also etwa um 1200 v. d. Ztw. Die dorische Wanderung ist der Ausklang. Die Dorer, offenbar ein außerordentlich hartes kriegerisches Volk, schieben sich durch den griechischen Bereich hindurch weiter nach Süden bis zu den fernen Inseln Kreta und vielleicht noch weiter vor, und führen dann zum Teil auf abgelegenen Inseln wie Thera und Melos ein isoliertes Leben.

Auch die Religionsgeschichte spiegelt die Besiedlungsgeschichte des griechischen Raumes wider. Die Gaia des Hesiod gehört ohne Zweifel zu jener westischen Grundschicht frühhelladischer Muttergottesidole.

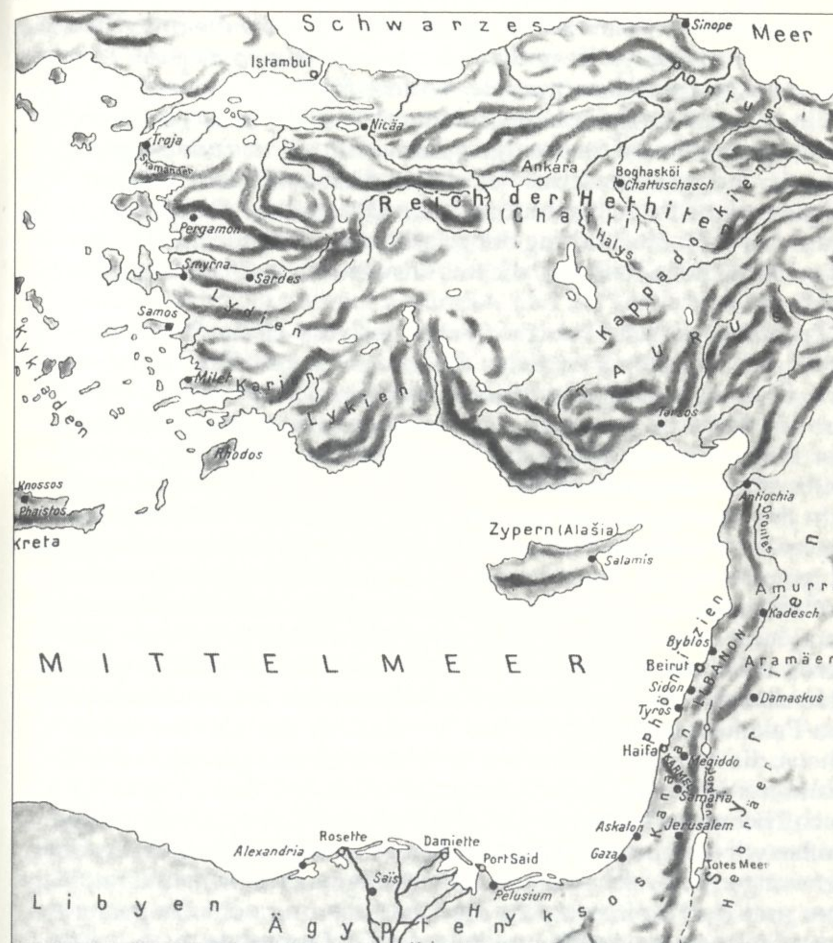


Fig. 9: Alle griechischen Überlieferungen, die von der Erfindung der Schrift berichten, weisen ausnahmslos in den Kulturbereich der Indogermanen und kommen ohne den Bezug auf die (semitischsprachigen) Phönizier aus, wie der Sammelbegriff für die maßgeblich in den bedeutenden Handelsstädten Byblos, Sidon und Tyros ansässigen Bewohner lautet. Lange galt der Schulwissenschaft der Vordere Orient als Wiege der Schriftentwicklung.

Uranos gehört in eine uralte Schicht indogermanischer Frühzeit, und zwar zur Schicht jener Indogermanen, die in die bandkeramisch-buntkeramische Kultur eingedrungen sind und sie teilweise ganz neu geschaffen haben: Es kommt zur Versöhnung mit Gaia; Uranos und Gaia zeugen zusammen Kinder. – Gegen diese Schicht stößt eine ost-

mediterran-kleinasiatische Gegenbewegung vor, die mit Kronos-Rhea zu verknüpfen ist und zu einem zeitweiligen Sieg der Grundschicht und somit zum Sturz des Uranos führt.

Ein neuer Vorstoß der Indogermanen schnurkeramischer Herkunft, an deren Spitze der Streitaxtgott Zeus steht, führt zum endgültigen Sieg der indogermanischen Religion in diesem Bereich, nämlich zum Sieg des Zeus Pater, des indoarischen Dyaus Pitar. Daraus erwächst dann durch Herausbildung der griechischen Stämme und Völker die griechische Zeus-Religion, die uns aus den Werken Homers so wohlbekannt ist.

Zusammenfassend kann zur Frage nach der Herkunft des griechischen Schriftsystems zunächst folgendes festgehalten werden: Alle griechischen Traditionen weisen ohne Ausnahme in jenen Bereich, der mit den Indogermanen seit alters her verknüpft ist. Alle Namen der Kulturheroen, denen die Erfindung der Schrift zugeschrieben wird, sind indogermanisch.

In das skizzierte vor- und religionsgeschichtliche Schema und in diese verschiedenen Völker und Stammbereiche lassen sich nun die unterschiedlichen Kulturheroen nach dem Vorausgegangenen ohne Schwierigkeit einfügen: Jeder bedeutende Stamm oder Stammverband hatte eine eigene Tradition, in der ein schriftbringender Kulturheros auftaucht. Die Phoiniker (Φοίνικες) haben ihren Kadmos, den „Herrlichen", der auch bei den Ioniern verehrt wurde; die Äoler ihren Palamedes, den „Schenker der Kunst"; die Thraker ihren Orpheus; die Argivier ihren Danaos; die ältesten indogermanischen Einwanderer in Attika ihren Kekrops; die Pelasger ihren Linos, der bis nach Theben und weiter nach Griechenland vordrang. In Prometheus stoßen wir auf eine noch ältere indogermanische Schicht, deren Überlieferungen in Griechenland noch mächtig nachwirken; und mit Hermes und den Moiren taucht die Überlieferung vom Ursprung der Schriftzeichen in das Dämmerlicht des Göttermythos.

Bei einsichtiger Prüfung dieser Traditionen lassen sich aber nicht nur vorgeschichtliche Schichten und stammlich-völkische Bereiche erkennen, sondern auch eine geschichtlich-sagenhafte und eine mythische Schicht unterscheiden. So gehören sicherlich Kadmos und wohl auch Palamedes mehr der ersteren, aber Orpheus, Linos, Kekrops, Prometheus, vielleicht auch Danaos und sicher Hermes der letzteren an.

Diese beiden Schichten sind keineswegs streng getrennt, sondern vielmehr miteinander verwoben, was wohl am besten bei Palamedes zu erkennen ist. Das heißt aber, man hat geschichtliche Persönlichkeiten mit mythischen Zügen ausgestattet – die Sage ist ja das typische Beispiel dieses Verschmelzens von Geschichte und Mythos –, wie man andererseits uralten Mythengestalten wie etwa Prometheus, Kekrops und Danaos insofern geschichtliche Züge verlieh, als man ihnen bestimmte geschichtliche Geschehnisse und Taten, so etwa die Erfindung der Schrift und anderer Kulturgüter, zuschrieb.

Sieht man die hier betrachteten griechischen Überlieferungen in diesem Licht, so stellen sich drei Erkenntnisse klar heraus:

1) Im „pelasgisch"-griechischen Bereich muß eine herausragende geschichtliche Persönlichkeit aufgetreten sein, die eine Schrift schuf. Diese geschichtliche Persönlichkeit hat in der Kadmos-Palamedes-Sage ihre Darstellung gefunden und hat alten Mythen über kulturschaffende Götter den neuen Zug der Schrifterfindung gegeben. Diese Schrift muß schon im zweiten Jahrtausend v. d. Ztw. im griechisch-illyrischen Raum im Gebrauch gewesen sein.
2) Es muß einen Mythos gegeben haben, in dessen Mittelpunkt ein Wachstums-, Quell- und Baumgeist beziehungsweise -gott mit tragischem Charakter stand; er war zu jenem Kreis des sterbenden und auferstehenden Gottes gehörig, der ebenfalls aufs engste mit Grundelementen der Schrifterfindung verbunden war. Daraus kann aufgrund religions- und kulturgeschichtlicher Erwägungen nur der *eine* Schluß gezogen werden: daß sich nämlich die Erfindung der Schrift im Zusammenhang mit einem Kult vollzog, in dem seit Urzeiten heilige, sinntragende Zeichen eine Rolle spielten, und die durch sie vermittelte Weisheit wurde als Offenbarung des Gottes oder des göttlichen Weisheitsgeistes angesehen. Aus diesen Zeichen muß sich die Schrift entwickelt haben.

   Wir sind damit in den Bereich gelangt, in dem uralte Sinnbildzeichen im Gebrauch waren, in deren heiligen, geheimen Sinn die junge Generation stets aufs neue eingeweiht wurde. Mit und in diesen Zeichen muß auch das altüberlieferte Weistum vermittelt worden sein. Darum sind der Gott und seine Verkörperung auf Erden Kulturbringer, Zeichenersinner, Offenbarer von Weistum und letztlich Schrifterfinder.
3) Die mythische Urgestalt, um die es sich hier handelt, muß den westindogermanischen Völkern gemein gewesen sein, wie ein Vergleich mit den italischen und germanischen Überlieferungen beweist.

3.2 Die italischen Überlieferungen

Allgemein besteht die Ansicht, die italischen Alphabete seien vom etruskischen Alphabet abgeleitet. Aber bis jetzt ist es keiner noch so emsigen Forschung gelungen, einen Stammbaum der italischen

Schriften aus der Wurzel der etruskischen zu rekonstruieren. Vielmehr zeigen die italischen Schriften eine charakteristische Unterschiedlichkeit nach stammlicher und sprachlicher Herkunft. Wären die italischen Schriften einfach vom etruskischen Alphabet abgeleitet, so hätte eine Entwicklung zu einer solchen Mannigfaltigkeit, die sogar eine Reihe von unmöglich voneinander abzuleitenden Zeichen für denselben Laut enthält, nicht stattfinden können. Wie in Griechenland, so weist auch in Italien die Mannigfaltigkeit der Alphabete viel eher auf eine alte Wurzel, aus der sich im Laufe der sprachlichen und ethnischen Entwicklung verschiedene Stämme erhoben haben.

In der Diskussion über die Herkunft der verschiedenen italischen Alphabete hat man sich merkwürdigerweise um die einheimischen Überlieferungen hinsichtlich der Einführung der Schrift in Italien nicht gekümmert. Und doch hätten diese Überlieferungen in die richtige Richtung weisen können. Sie sind von so ausgezeichneten Gewährsmännern wie Tacitus und Plinius bewahrt worden.

Tacitus schreibt, nachdem er eine Reihe von Überlieferungen über die Einführung der griechischen Schrift aufgeführt hat, in *Historiae Annales* 11,14: „at in Italia Etrusci ab Corinthio Demarato, Aborigines Arcade ab Evandro didicerunt; et forma litteris Latinis quae veterrimis Graecorum."[127] Es ist zu beachten, daß Tacitus nicht sagt, er gäbe eine *traditio* oder *fama* wieder. Sein Satz steht im Indikativ eines Berichterstatters, der offensichtlich den Inhalt seiner Überlieferung als geschichtliche Wahrheit ansieht und übermittelt.

Nach dieser Überlieferung führt also Tacitus die in Italien gebräuchlichen Schriften auf zwei ganz verschiedene Wurzeln zurück. Die Etrusker haben ihre Schrift von dem Korinther Demeratus, also aus Griechenland. Die *Aborigines* aber, womit Tacitus niemand anderen als die alten Latiner und die ihnen verwandten Italiker meinen kann, haben ihre Schrift von Evandrus, der aus Arkadien stammt. Und doch war sich Tacitus darüber klar, daß die italischen Schriftzeichen den ältesten griechischen der Form nach gleich waren. Wenn er sie aber trotz dieser Gleichheit oder Ähnlichkeit nicht von den griechischen Schriftzeichen herleitet wie die etruskischen, muß er dafür einen guten Grund gehabt haben.

Damit ist die Überlieferung des Plinius des Älteren zu vergleichen, der in *Naturalis historia* 7,57 sagt: „Nach Latium aber brachten sie [die Schrift] die Pelasger." Ich halte es für völlig ausgeschlossen, daß diese von zwei so guten Gewährsmännern gegebene Überlieferung bloße Erfindung ist. Wer hätte in späterer Zeit die Schrift, den Inbegriff der höheren Kultur, ausgerechnet auf die „barbarischen" Pelasger zurückgeführt? Freilich sind die beiden Überlieferungen auf den ersten Blick nicht identisch, außer der Arkadier Evandrus bei Tacitus dürf-

te mit den Pelasgern des Plinius in nähere Verbindung gebracht werden. Darüber unten weiteres.

Zunächst ist die Überlieferung, daß die etruskische Schrift von den Griechen, genauer von den Korinthern abgeleitet sei, einer Kritik zu unterziehen. Demaratus ist ein von dem korinthischen Tyrannen Kypsilos – der etwa um 700 v. d. Ztw. an die Herrschaft gekommen sein soll und sie 658 seinem Sohn übertrug – vertriebener Korinther, der nach Tarquinii in Etrurien floh. Das müßte also, wenn die Zeitangaben der griechischen Überlieferungen ernst zu nehmen sind, kurz nach 700, jedenfalls aber in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts gewesen sein. Von Korinth hätte Demeratus dann das Alphabet jener Zeit mitgebracht. Vergleicht man nun das Alphabet von Formello und die anderen ihm verwandten Alphabete im etruskischen Gebiet,[128] so ergibt sich in der Tat, daß dieses Alphabet sowohl in seiner Reihenfolge als auch in seinen Zeichen *mit dem altgriechischen identisch ist*. In ihm sind alle griechischen Zeichen vorhanden mit Ausnahme des Omega. Dies ist für die Angabe der griechischen Tradition ein gutes Omen, denn das Omega ist ja in der Tat erst im 6. Jahrhundert im ionischen Gebiet entstanden. Vor allem ist wichtig, daß die etruskischen Alphabete die Zeichen +, ⩛, Ύ, ↓ für *ch, kh*, ɸ für *ph* und Ψ für *ps* haben, die – abgesehen von dem venetisch-messapischen und dem Bozen-Trienter Alphabet, die mit dem griechischen in engerer Verbindung stehen – in den italischen Schriften in dieser Form und Bedeutung nicht vorkommen. Sie fehlen im Oskisch-Umbrischen, wo das × zwar vorkommt, aber die Bedeutung *æ* hat, wie auch im Falisk-Latinischen, in Picenum, in Novilara usw.[129]

Zudem haben die etruskischen Alphabete ein Zeichen für *ks*, das eine dem Korinthischen ähnliche Form hat: 田 (kor. Ξ). Die Demaratus-Überlieferung ist also durch die Schriftenforschung bestätigt. Das älteste in Etrurien gefundene Alphabet ist das griechische, und zwar in sehr archaischer Form. Da die Formello-, Caere- und Siena-Alphabete in das 8. bis 7. Jahrhundert v. d. Ztw. gehören, muß das griechische Alphabet vor 600 in Etrurien eingeführt worden sein. Da es auf der anderen Seite sämtliche Zusatzzeichen des griechischen Alphabetes außer Omega enthält, von denen einige in den archaischen Alphabeten von Thera und Melos noch fehlen, sie sich also dorthin noch nicht verbreitet hatten, kann das etruskische Alphabet auch nicht ein viel höheres Alter als das 7. Jahrhundert haben, denn die ältesten Inschriften von Thera und Melos stammen aus dieser Zeit. So wird also auch von dieser Seite her die Zeitangabe über die Demaratus-Überlieferung bestätigt. Die engeren Beziehungen des Etruskischen zum Korinthischen um die Wende des 8./7. Jahrhunderts müßten im Lichte dieser Überlieferung noch genauer geprüft werden.

Wenn trotz der Überlieferung, die das etruskische Alphabet vom griechischen abstammen läßt, das altitalische bei Tacitus von dem Arkadier Evander, bei Plinius d. Ä. von den Pelasgern abgeleitet wird, so ist diese Überlieferung durchaus ernst zu nehmen. Ist es also möglich, die Überlieferungen des Tacitus und des Plinius in Einklang zu bringen?

Hier ist eine Bemerkung in Wilhelm Heinrich Roschers Lexikon herauszugreifen,[130] nach der Evander eine pelasgische Kolonie von Pallantion in Arkadien nach Italien überführt und die erste ausländische Ansiedlung an der Stelle des nachmaligen Rom auf dem Pantheon gegründet haben soll.

Evander wird also nach dieser Überlieferung in der Tat mit den arkadischen Pelasgern in Verbindung gebracht – somit besteht kein Widerspruch zwischen Tacitus und Plinius d. Ä., wie auch immer dieses Verhältnis geschichtlich ausgesehen haben mag. Die Forschung Mattias N. Valmins über die „arkadische Kultur" zu beiden Seiten der Adria und die Verbreitung dieser Kultur in Italien verlangen, daß diese Evander-Tradition im Lichte der Vor-, vielleicht auch der Sprachgeschichte genauer untersucht wird, und damit die Zusammenhänge der älteren Kulturschichten in Westgriechenland und im ältesten indogermanischen Italien klarer gemacht werden. Schon Eduard Meyer hat ja die Ansicht geäußert, daß die Besiedlung der Mittelstriche der italischen Halbinsel am ehesten aus den adriatischen Küstenstrichen der griechischen Halbinsel erfolgt sein könnte. Valmins Untersuchungen bestätigen diese Vermutung. Sei es, daß die latinisch-faliskischen Terramare-Leute sich in Norditalien teilten und ein Teil entlang der adriatischen Küste allein weiterzog – im Lande der „Pelasger" –, sich dort mit diesen und den Griechen vermischte und dann von Arkadien nach Latium vorstieß, oder daß von hier eine zweite Welle ausging, wie sich in der Evander-Sage widerspiegeln könnte.[131]

Für die Richtigkeit der oben geäußerten These spricht die Tatsache, daß der arkadische Kulturheros und Schriftbringer Evander sich in Latium mit dem alteinheimischen Faunus-Silvanus aufs engste verbunden hat. Ob Evander nun eine geschichtlich-sagenhafte oder eine mythische Gestalt war, ist unerheblich; jedenfalls folgt die Entwicklung auch hier einem strengen religionsgeschichtlichen Gesetz, nach dem einander verwandte Gestalten sich – wenn sie auch wandern – mit Notwendigkeit anziehen und unter Umständen ganz vereinigen. Dies kommt daher, daß den Alten diese Götter lebendige Wesen mit festgelegtem Charakter waren, dessen Eigenart nicht verkannt werden konnte und wirksam erlebt wurde.

Auch daß die Verschmelzung der beiden Gestalten Evander und Faunus-Silvanus nicht restlos war, ist eine folgerichtige Entwicklung

denn Faunus-Silvanus war eine alteinheimische Gottheit der Latiner, die sie, wie noch zu zeigen sein wird, aus ihrer westindogermanischen Heimat mitgebracht hatten. Evander wanderte aus einem anderen Bereich in Latium zu einer Zeit ein, als die Mythenbildung nicht mehr so lebendig war. So kam es zwar zu einer engen Verbindung dieser verwandten Gestalten, aber nicht zu einer restlosen Verschmelzung. Dabei hat Evander eine Reihe von Funktionen des Faunus-Silvanus an sich gezogen.

Faunus ist Herr der im Walde vernehmbaren geheimnisvollen Stimmen der Natur, ein zukunftskundiger und weissagender Gott. Er erteilte seine Orakel in Versen und wurde so zum Archetypen der Dichter. Silvanus ist nun nichts anderes als die andere, die urtümliche Seite dieses Gottes, der zum „Wilden Mann" herabsinkt. Wir haben hier dieselbe Gestalt, wie sie uns als Mímir / Mime im Germanischen begegnet. Es ist der uralte Wachstums-, Baum- und Quellgeist, der zugleich auch Weisheitsgeist ist, und darum Spender der Orakelsprüche, der Runen, der Schrift usw. Daß Evander, dessen Mutter oder Gattin die Weissagegöttin Carmenta ist (sicher abgeleitet von lat. *carmen*, dem Weissagegesang), sich mit Faunus eng verbindet und daß sein Altar im Zusammenhang mit dem Hercules Invictus und dem Jupiter Inventor steht, wird auf diese Weise begreiflich. Der Altar des Herkules, der unterhalb der Westecke des Palatins im Forum Boaricum lag, wurde als eine Stiftung Evanders betrachtet. Und Georg Wissowa ist der Meinung, daß dieser Altar in der Tat alt ist.[132]

Wir haben hier eine Reihe von Einzelheiten, die zusammen mit vorgeschichtlichen Zeugnissen die Voraussetzung zu einer gründlichen Erforschung der Zusammenhänge zwischen der griechischen und italischen Schrift bieten. Es kann keine Frage sein, daß sich in diesen Überlieferungen geschichtliche Vorgänge verbergen, die vielleicht mit Hilfe der Vorgeschichte noch aufgedeckt werden können. Sie müssen also ganz ernst genommen werden. Das hier Gebotene soll nur Hinweis und Anregung sein.

Als Ergebnis aus diesen Überlieferungen kann festgehalten werden: Auch die italischen Überlieferungen verknüpfen den Ursprung der italischen Schriften, insbesondere der lateinischen Schrift, mit jenem „pelasgisch"-illyrischen Bereich, mit dem die Mythen und Sagen der Griechen sie immer wieder in Verbindung bringen. Dieser Raum wurde ja schon als ein indogermanischer erkannt. Und das, obwohl die etruskische Schrift, die doch der latinischen ganz benachbart war, unmittelbar auf die Griechen zurückgeführt wurde. Jener Bereich muß also seit der gemeinsamen Zeit der Italiker und Griechen als das Ursprungsgebiet der Schrift angesehen worden sein.

Alphabettabelle

	a	b	g	d	e	v	z (= ts)	h	θ	i	k	l	m	n	⊞
Tarentinisch-ionisch 3. Jh.	Α und Α	B	..	Δ	E	C	..	Ͱ	..	I	K	Λ	M und M	N	..
Messapisch 5. Jh.	Α +Α Α	B	Γ	Δ	+Ǝ E	+ꟻ F ⊏	I Z	⊟H Ӿ Ͱ	⊗ ⊙	I	K	Λ	M	+И N	+
Grecchio 6. Jh.	+ᑯ? +Λ? +V? P? Ψ? Λ?	B	Ͱ?	P? mit R?	Ɛ	+ɿ?	+ɿ?	⊏⊐		I	K	L und +˥	+W M	N	
Picenum 6. Jh.	Α Λ?		<?	D? R? +ꟼ +D	+Ǝ E		ɪ	⊟? ⦀?	⊠? ◊?	I	K	L und +˥	+M? W?	+И N	
Novilara 5. Jh.	+Α	+ꟻ? +8?	+Ↄ	+Я?	+Ǝ	+ꟻ	+ɪ?	+ꟻ?	+⊗	+I	+K	+˩	+M	+И	+O1?
Venetisch 6. Jh.	+Α +ꟼ +Α +Α (selten)				+Ǝ	+ꟻ	+X (= d?)	+⊟ +⦀ +·I·	+⊠ +⊙	+I	+K	+˥	+M	+И	+(? ?)
Magrè 3. Jh.	+Α und Α ∀				+Ǝ E	+ꟻ F	+ɪ?	+⊟	+8 und +8 (= þ engl. th?)	+I	+K	+˥	+M	+И	
Phocis 6. Jh.	Α	B?	Γ < C	D D	E	F	..	⊟ H	⊗ ⊕ ⊙	I	K	Ͱ	M	M N	
Cumae 6. Jh.	+Α Α	B	+>	+◁ D D	+Ǝ Ɛ	..	..	+⊟ H	⊕	I	+K K	+˩ L	+M M	+И N	
Formello 6. Jh.	Α	B	< mit C	D	E	F	ɪ	B	⊕	I	K	L	M	N mit M	⊞
Kampanoetruskisch 4. Jh.	+Α +Α		+)		+Ǝ	+ꟻ	+ɪ +I	+⊟	+⊗ +O	+I +I	+()	+˩	+M +H	+И +H	
Etruskisch 7. Jh.	+Α und +Α +Α		+> +)	? +Я + (T)	+Ǝ +Ǝ	+ꟻ +ꟻ	+I +ɪ +ɪ	+⊟ mit +⊟	+⊗ +⊙	+I	+K +(>)	+˩ +˩	+M +H +M +M +Λ	+M +H +И	⊞ +(M …) +(M …) +(? …) +(ɪ …)
Oskisch 4. Jh.	+Α und +Α +Α	+8 und +8	+>	Я+ +Я	+Ǝ +Ǝ +Ǝ	+ɿ +ɿ +ɿ	+I	+⊟	+(T) +(⊟T) cf. +Ↄ = 100	+I	+K	+˩	+H +M	+H +N	(+? ?)
Umbrisch 4. Jh.	+Α +Α	+8	+(K)	+(Ͱ)	+Ǝ +Ǝ +Ǝ	+ɿ +ɿ +ɿ	+ɪ +ɪ	+⊘	+⊙ = t	+I	+K +K +ↃI +K	+˩	+H +W +Λ	+H +W	
Faliskisch 3. Jh.	+Я und +Α	+(ꟻ)	+> und +Ↄ = k	+D	+Ǝ +Ǝ +II	+(V)	+ɪ +ɪ ɪ	+⊟		+I	(+>) und +Ↄ)	+˩	+M	+И	
Latein 7. Jh.	+Α	B?	? C = k	+◁ mit +D	+Ǝ	(V)		+⊟		+I	+K	+˩	+M M	+M N	
Kolonialschrift 268 v. d. Ztw.	Α Α und Α	B B	C und G = g	D	E mit II	(V)		H		I	(K und C = k) (selten K)	L	M	N	
Stadtschrift 133 v. d. Ztw.	A	B	G	D	E	(V)	Z	H	cf. C = 100	I	(C = k)	L	M	N	

	o	p	San	ϙ	r	s	t	u	χ	φ	ψ	f	ɪ	ü	đ (ř)	ś (?)	j (?)	z (stimmhaftes s)
Tarentinisch-ionisch 3. Jh.	siehe unter ü	Π			P	ϟ; Σ und C	T	Y und (OY)	X = χ	Φ	Ψ = ψ und (ΠΣ)	+S ? (Φ) (O-H ?) (B)	(EI)	? Y O Ω und (OY)				(Σ)
Messapisch 5. Jh.	O	+Π Γ	+M	Ϙ Φ?	+ꟼ +ꟼ P	Σ ϟ ξ	T		X = χ? und x ?		Ψ (= χ. or. germ. -g)	-				(x)	siehe unter ψ	
Grecchio 6. Jh.	O	+Γ L	M		P? D? +ᑯ?	+ϟ ϟ ?	+ɪ ?	V				∝?	Ͱ? I·?	+V? Λ? +Λ? Ψ?				
Picenum 6. Jh.	◻	Γ Π	M? ⊠? ⋈? ⋈?		+ꟼ? +D? P? D?	+M? Ͱ? +Ʒ ξ	T ɪ	Λ				⋈? ⋈? +⋈?	˧?	Λ? (= ɪ?)				
Novilara 5. Jh.	o mit +O	+˥	+M? mit +M?	+O1? +ꟼ?	+◁ mit +D	+M?	+T und T	+V	+ψ ?			+O1? +↑?		Ψ? (= ɪ?) V?	+ꟼ?			
Venetisch 6. Jh.	siehe unter ü	+˥	+M		+◁ +D	+ϟ +ϟ	+X	+Λ		+Φ +Φ (= β?)	Ψ (= γ?)	(F ⊟) +(⦀ ꟻ)	+II	◊				
Magrè 3. Jh.		..	+M		+ꟼ +◁	+ϟ +ϟ	+X +ɪ	+Λ		+Φ +Φ	+Ψ							
Phocis 6. Jh.	O	Γ	M?	..	P R P	M? Σ	T	V Y	+ = x	Ø Φ	Ψ Ψ							
Cumae 6. Jh.	∘ O	Π und Γ		+Ϙ	+Я R P	+ϟ +ϟ ϟ	T	V	+ = x	Φ	Ψ = χ							
Formello 6. Jh.	◎	P	M	ꟼ und Ϙ	P	Ʒ mit ξ	T	Y	+ mit X = x	Φ	Ψ = χ							
Kampanoetruskisch 4. Jh.		+Λ +Λ	+⋈ +(I)	+Ϙ?	+D	+ϟ +ϟ	+ɪ	+V +V		+Φ +(ꟻ)	+Ψ = χ	+8 +8						
Etruskisch 7. Jh.		+Π +Λ +Π und +˥	+⋈ +M	+Ϙ und +ꟼ	+◁ +D und +ꟼ	+ϟ +Ƨ und +Ʒ	+X +ɪ +˥ +T	+V +Y +K			+Ψ = χ +(⊟ >)	+8 +8 +(⊟ ꟻ)						
Oskisch 4. Jh.	siehe unter ü	+Π +Π			+◁ +D +D	+ϟ +Z	+ɪ +T	+Y +V	+(ᑯK) = x +X = 10	+(⊟Π)	+(K) cf. +Ψ	+8 +8 +8 und +8	+Ͱ +Ͱ	+Ÿ +Ÿ +Ψ +V				+(?)
Umbrisch 4. Jh.	siehe unter ü	+˥	+M		+D +D	+Ƨ	+ɪ +Ͱ +˥	+V	+(ƧK) = x +X = 10			↑ +8	+(I) +(ꟻ) und +(Iꟻ)	+(V)	+ꟼ	+d	? +(I)	
Faliskisch 3. Jh.	+O	+˥		(+V D)	+ꟼ +Я und Я	+ϟ +S	+Ͱ	+V	+X = x			+↑						
Latein 7. Jh.	+O	+˥		Ϙ	+ꟼ mit P (5. Jh.)	+ϟ	T	+V und +Y	X			+(⊟ ꟻ)						
Kolonialschrift 268 v. d. Ztw.	∘ Ω	Ͱ Γ und P		Q	R und R R und R	ϟ Ç Ƨ und S	T und T	V	..		Ψ = 50	F und I'				Ↄ (Volsc.)		
Stadtschrift 133 v. d. Ztw.	O	Ͱ mit P		Q	R	S	T T und T	V V	X = x	cf. CIↃ = 1000	(CH) = χ (Pael.) Ψ und L = 50	F	(I)	siehe unter o	(RS) (umbr.)	Ś (umbr.) ꟻ (Pic.)	(S) Ͽ (Pael.)	Z (osk.)

Tab. 5: Vergleich verschiedener Alphabete. Wenn mehr als eine Form eines Schriftzeichens in einem Tabellenfeld zu finden ist, ist das erstgenannte das älteste; sind jedoch beide durch „mit" verbunden, handelt es sich um zeitgleich auftretende Varianten, sind sie durch „und" verbunden, kann über ihre chronologische Abfolge keine Aussage getroffen werden (nach Bury e.a. (Hrsg.) (1926), Bd. 4, S. 402).

Diese Überlieferung wird, sobald man sich davon befreit, daß die italischen Schriften von der etruskischen abzuleiten sind, durch die Inschriftenforschung bestätigt. Die Formen der ältesten italischen Schriftzeichen führen, abgesehen von der griechisch-italischen Gemeinsamkeit, die bei der Abhängigkeit des etruskischen Alphabetes vom griechischen ja immer zu bedenken ist, keineswegs zum etruskischen Alphabet,[133] so wenig wie ja die Reihenfolge des latinischen Alphabetes und die Buchstabennamen einfach dem etruskisch-griechischen entsprechen.

Alle diese Dinge hätte man nicht übersehen dürfen. Dann wäre man auch nicht darauf verfallen, sämtliche norditalischen Schriften als „nordetruskisch" zu bezeichnen. Die Gesamtheit der norditali-

schen Alphabete darf keineswegs einfach aus dem etruskischen abgeleitet werden, so wenig wie die latinisch-faliskische und die oskisch-umbrische Schrift. Vielmehr liegen hier verschiedene Schriftbereiche vor, von denen jeder seine eigene Zeichenüberlieferung besitzt, die aber auf eine gemeinsame italisch-griechisch-westindogermanische Wurzel zurückgehen – außer der etruskischen, die unmittelbar von den Griechen herkommt. Die Räume gliedern sich also, abgesehen vom etruskischen, der unmittelbar mit dem griechischen zusammenhängt, in den venetisch-messapischen Raum, den man ohne Zweifel als illyrisch bezeichnen muß, wozu wohl auch Bozen und Trient zu rechnen sind; in den weiteren norditalischen Raum, dessen Alphabete von Lugano, Sondrio usw. eine Gruppe für sich bilden; den oskisch-umbrischen Raum; den latinisch-faliskischen oder im Süden den oskrolischen Raum. Gerade auch das unterschiedliche Verhältnis dieser Gruppen zu den griechischen Sonderzeichen und zu denjenigen, die als gemeinsam illyrisch-griechisch angesehen werden müssen,[134] ordnet diese Räume sprachgeschichtlich und vorgeschichtlich klar ein.

Diese teilweise verwickelten Verhältnisse sind nur verständlich, wenn man die These von der gemeinsamen westindogermanischen Herkunft der alten Zeichen zugrundelegt, so wie auch diejenige von der Weiterbildung alter, im Westindogermanischen lautlich noch nicht festgelegter Zeichen in der italisch-griechischen, der illyrisch-griechischen und der alleingriechischen Epoche. Das klare Herausarbeiten der Stellung der italisch-griechischen Alphabete in diesem Entwicklungsschema ist, wie mir scheint, eine der wichtigen Aufgaben der Schriftforschung. Dafür muß aber die irreführende These von der Ableitung der italischen Schriftzeichen von den etruskischen ebenso verschwinden wie diejenige von der Ableitung des griechischen Alphabetes vom phönizischen. Diese falschen Hypothesen haben die Forschung lange genug genarrt. Die hier angestrebte Betrachtungsweise wird diese starren Entlehnungshypothesen durch die eines organischen Wachstums aus einer einheimischen Wurzel ersetzen und die rein formgeschichtliche Forschung durch eine sinnbildkundliche ergänzen.

Kapitel 4

Die germanische Überlieferung von den Runen

Im Nordischen haben wir für die Schriftzeichen dieselbe Bezeichnung wie für die heiligen Sinnbildzeichen, die in magisch-sakralem Sinne neben den eigentlichen Schriftzeichen beispielsweise auf Waffen und Geräten eingeritzt wurden. Das Wort, das für beide Zeichenarten in beiden Verwendungen steht, ist im Nordischen bekanntlich *rúna*. Dieses Wort hängt zusammen mit einer Wurzel, die in unserem „raunen" steckt, von der indogermanischen Wurzel **ru, *reu*. Diese Wurzel bedeutet „rufen", „flüstern", „raunen". *Rúna* (eine *n*-Bildung aus der Wurzel) ist also ursprünglich „das Geraunte". Es bedeutet somit auch „geheimnisvolles Geflüster", „geheime Zwiesprache" und schließlich „das Geheimnis".[135]

Was für ein „Gerauntes", welche „Geheimnisse" gemeint sind, wird klar, wenn man die Anwendung des Wortes *rúnar* in der Edda und in den Sagas betrachtet. Es ist all das, was bei einer magischen Handlung oder auch bei der Einweihung gesprochen oder gesungen wird. Aber auch all das gehört dazu, was man aus der Natur raunen hört, von den Vögeln, sofern man deren Sprache versteht, aus den Bäumen des Waldes, den murmelnden Quellen und rauschenden Flüssen, aus geheimen Weiten, wie Loddfáfnir, der am offenen Tor der Halle Hárs Runen erlauscht, also alles, was hergeraunt wird aus der Natur, aus Welten- und Gottestiefe. Vielleicht ist das Wort in diesem Sinn schon indogermanisch. Ähnliche Worte mit der Bedeutung „geheimes Geflüster", „Geheimnis" kommen nämlich nicht nur im Germanischen, sondern auch im Keltischen vor; und auf Sanskrit heißt *rúta* von derselben Wurzel „die Vogelsprache", und der *rutajña* ist derjenige, der die göttlichen Geheimnisse kennt. So können wir zusammenfassen: *rúna* bedeutet ursprünglich das geraunte Wort, den geraunten Spruch, das erlauschte und mündlich überlieferte „Geheimnis" in Weistum und magischem Brauch.

Da man aber diese Weistumsgeheimnisse nicht nur in Worten, sondern auch in Zeichen darstellte – wahrscheinlich ist schon von früher Zeit an mit dem Wort ein Zeichen verknüpft gewesen –, konnte man auch diese Zeichen *rúnar* nennen. Das Parallelwort für *rúnar* im Nordischen ist *stafir*, „die Stäbe". Diese „Stäbe" waren ursprünglich Holzstäbchen, auf die bestimmte Sinnbildzeichen geschrieben waren, denen eine geheimnisvolle, nur den Eingeweihten bekannte Bedeutung innewohnte; so stand beispielsweise ↑ (t) für Týr, ᚨ (a) für Ase usw. Man mußte, wenn man Runen wirklich kennen und anwenden wollte, selbstverständlich sowohl das Zeichen als auch das Wort, das heißt den Namen kennen. Erst dann wurde die heilige Handlung voll wirksam. Vom Sinn eines „Stabes" her konnte *stafr* denn auch die gesprochene Rune bezeichnen.

Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes „Gerauntes" verbietet die Annahme, die Germanen hätten das Wort *rúna* ursprünglich auf geritzte oder geschriebene Zeichen angewendet, etwa auf die von den Italikern vorgeblich entlehnten Schriftzeichen. Vielmehr muß das Wort geschaffen worden sein, als im Vordergrund noch das akustische „Geraunte" stand, also lange vor der Verwendung der Zeichen als Schriftzeichen.

Dabei ist es nach phonetischen Gesichtspunkten selbstverständlich, daß Konsonanten allein auf keinen Fall *rúna* genannt werden konnten, denn diese kann man nicht raunen. *rúnar* müssen also – ursprünglich wenigstens – Vokale, Silben und Worte gewesen sein. Wenn darum irgendein Zeichen, das als Konsonant gelesen werden muß, *rúna* genannt worden ist, so muß dieses Zeichen ursprünglich für ein ganzes Wort und einen Begriff gestanden haben, die man kennen mußte, um das Zeichen zu verstehen. In den germanischen Runennamen ist die alte Überlieferung über diesen geheimen Sinn der Zeichen bewahrt. Ohne in diesen Namen eingeweiht zu sein, konnten Runen im magisch-sakralen Sinne nicht mit Erfolg angewendet werden. Wer trotzdem mit ihnen hantierte, richtete Unheil an. In den Sagas wird von Beispielen dieser Art berichtet, etwa in der Egil-Saga.

Daß die Runen in diesem sakralen Sinn als Mittel zur Erkundung des Willens der Götter angewendet wurden, wird unten in dem Abschnitt über die Losorakel (Kap. 5) gezeigt werden.

Schon mit dem Wort *rúna* sind wir also in jene indogermanische Vorzeit gelangt, in die auch die griechischen und italischen Überlieferungen immer wieder geführt haben und in der jene mythische Urgestalt vorauszusetzen ist, der die Erfindung der heiligen Zeichen (und die Offenbarung des damit verknüpften Weistums) zugeschrieben wird, jener Zeichen, aus denen sich zu irgendeiner Zeit im indo-

germanischen Raum die Schrift entwickeln konnte und auch entwikkelt hat.

Nirgends kann diese mythische Urgestalt klarer erkannt werden als in der Überlieferung der Edda. *Der* nordische Gott, der in der Edda vor allen anderen den Runen verbunden ist, ist bekanntlich Odin. Auf ihn konzentriert sich in der eddischen Zeit alle Runenkunde und die damit verbundene Weisheit.

Trotzdem wird die Erfindung der Runen in der Edda *nicht Odin* zugeschrieben, sondern jener urtümlichen Gestalt, die zur Zeit der Edda[136] schon im Verblassen ist und die in die Anfänge der urgermanischen Göttermythen, ja in westindogermanische Zeit zurückgeführt werden muß. Diese urtümliche Gestalt ist Mímir, dessen anderer Name auch Mimi oder Mim ist.[137]

Ganz deutlich ist Mímir als Erfinder der Runen in den Sigrdrífumál erkennbar, in denen eine reiche Fülle runischer Überlieferung gesammelt ist. Dort heißt es in Str. 14 von Hroptr = Odin:

Á biargi stóð	Auf dem Berge stand er,
með brimis eggiar,	mit Brimirs Schwert,
hafði sér á höfði hiálm;	auf dem Haupte trug er den Helm.
þá mælti Míms höfuð	Da murmelte *Míms Haupt*
fróðlikt it fyrsta orð,	erstmals Weisheitswort
ok sagði sanna stafi.	und wahrhaftige Stäbe.[138]

Míms Haupt ist es also, das *erstmals*, denn *fyrsta* heißt „zum ersten Mal überhaupt" – vor ihm hat niemand Runen gekannt –, Runen murmelte und „wahrhaftige Stäbe". Von Míms Haupt kommt die ursprüngliche Kündung der Runen. In voller Rüstung zu Anfang des großen Götterdramas auf dem Weltenberge stehend, hört Hroptr-Odin Míms Haupt Runen raunen, der fernen Zeiten Kunde. Sie sind nach Str. 15 überall geritzt, wo Macht und besondere Fähigkeit sich kundtun; in ihnen wohnt Form- und Wirkkraft.

Auch in Sigrdrífumál 13 stoßen wir auf das Bruchstück eines Mythos von einem erleuchtenden Haupt:

Þær of réð,	Sie erriet er,
þær of reist,	sie ritzte er,
þær um hugði Hroptr,	sie ersann *Hroptr*
af ðeim legi, er lekit hafði	aus dem Trank, der getropft war
ór hausi Heðdraupnis	aus dem Schädel Heiðdraupnirs
ok ór horni Hoddrofnis.	aus dem Horn Hoddrofnirs.[139]

Ich habe an anderer Stelle gezeigt,[140] daß der Schädel Heiðdraupnirs mit „Míms Haupt" identisch ist und daß Erleuchtung vom Haupte des Lebens- und Weltenbaumgeistes, der zugleich auch Weisheitsgeist ist, kommt. Erst nachdem Hroptr (d.i. Odin) von diesem Haupte erleuchtet ist, kann er Runen ersinnen, ritzen und raten.

Denselben Mythos von der Herkunft der Runen und Runenlieder von Mímir in einer etwas anderen Fassung liegt in dem tiefsinnigen Gedicht von Odins Selbstopfer am Weltenbaum vor (Hávamál 138 ff.):[141] Odin hängt

a þeim meiþi, er mangi veit, hvers hann af rótom renn.	an jenem Baum, da jedem fremd, aus welcher Wurzel er wächst.
Við hleifi mic seldo ne viþ hornigi, nysta ec niþr, nam ec up runar, opandi nam, fell ec aptr þaðan.	Sie spendeten mir nicht Speise noch Trank; nieder neigt ich mich, nahm auf die Runen, nahm sie stöhnend auf, dann stürzte ich herab.
Fimbullióð nío nam ec af enom fregia syni Balþorn Bestlo fadur; oc ec dryc of gat ens dyra miaðar asinn Oðreri.	Neun Fimbul-Lieder nahm ich vom hochberühmten Bruder der Bestla, dem Bölthornssohn, aus Oðrörir, dem edelsten Met, tat ich einen Trunk.[142]

Nun beginnt Odin zu wachsen und zu gedeihen. Er wird weise, wird von Wort zu Wort, von Werk zu Werk geführt. Die Erkenntnis ist heute allgemein akzeptiert, daß wir in dem Mythos von Odins Selbstopfer die Spiegelung eines Einweihungsritus vor uns haben, dessen Hauptstück die Einführung in Runenkenntnis und Runenweisheit ist. Der an dieser Edda-Stelle Odin einweiht, ist der „Bölthornssohn". Das ist kein anderer als Mímir, wie mit Recht allgemein angenommen wird. *Er* lehrt Odin die *fimbul*-Lieder, das sind die ungeheure Macht in sich tragenden Lieder, die eben nur ein Gott erlernen kann, der mit ihrer Hilfe Gewaltiges vollbringt. Dieser Mímir ist auch der *fimbulþulr*, „der ungeheure Thul" der Weisheitsgesänge, der in Hávamál 142 genannt ist;[143] in dieser Strophe wird der Einzuweihende aufgerufen, Runen zu lernen, zu entdecken, zu „raten":

Runar munt þu finna oc raðna stafi, mioc stóra stafi, mioc stinna stafi, er fáþi fimbulþulr oc gorðo ginnregin oc reist hroptr ragna.	Runen sollst du lernen und rätliche Stäbe, Stäbe gar stark, Stäbe gar streng, wie sie färbte der Fimbulþulr, wie sie wirkten die Weihgötter (*ginnregin*), wie sie ritzte der Raterfürst.[144]

Also auch nach dieser Überlieferung ist es Mímir, der am Anfang aller Runenkunde und des Runenritzens beziehungsweise -färbens steht. Erst in seiner Folge können Odin und die „Rater der Weltenweite" (*ginnregin*) sie ersinnen und ritzen.

Der Befund dieser in verschiedenen Fassungen auftauchenden Überlieferung hinsichtlich der Erfindung der Runen ist absolut eindeutig: Die Runen wurden nach germanischer Überlieferung auf Mímir zurückgeführt. Odin, der so oft als der Runengott bezeichnet wird, hat die Runen erst durch Mímirs Vermittlung erhalten. Nirgends in der ganzen Überlieferung des Nordens gibt es auch nur die Spur einer anderen Auffassung.

Mímir ist eine uralte Gestalt der germanischen Mythen, die in der Zeit, als Odin an der Spitze der Götterwelt stand, nur noch als ein urtümliches Überbleibsel in die Welt der Asen hineinragte. Auch Mímirs Verbindung mit dem Mythos vom Asen-Vanen-Krieg kennzeichnet ihn als zur urgermanisch-indogermanischen Schicht gehörig.[145]

Aus all dem ergibt sich, daß die Erfindung der Runen auch von den Germanen selbst in eine Zeit zurückgeführt wurde, die wir als indogermanisch bezeichnen müssen. Diese Mímir-Überlieferung kann bei den Germanen ebensowenig nachträglich konstruiert sein wie etwa die Palamedes-Überlieferung bei den Griechen oder die Pelasger-Überlieferung bei den Griechen-Italikern. Wenn in der Edda der „Runengott Odin" von Mímir in die Runenweisheit eingeweiht wird, so muß dies vor dem geschichtlichen Hintergrund stehen, daß in der Tat die Erfindung der Runen seit alters mit Mímir verknüpft ist und daß sie bis in die westindogermanische Zeit zurückreicht. Die Frage, wann und wo diese Zeichen erstmals als Schrift gebraucht wurden, soll an dieser Stelle noch offen bleiben. Die Tatsache, daß Mímirs Haupt zum ersten Male Runen raunte, obwohl Odin, der Fürst der Asen, so eng mit ihnen verknüpft wurde, beweist die Ursprünglichkeit der Mímir-Überlieferung. Wäre nämlich Odin selbst der Erfinder der Runen gewesen, wäre niemand auf den Gedanken gekommen, dem hohen Gotte diese Ehre zu nehmen und sie statt dessen einer Gestalt zuzuweisen, die schon völlig im

Verblassen begriffen gewesen sein muß, als man im nordischen Raum Runen ritzte.

In Mímir steht die westindogermanische mythische Urgestalt des Künders verborgener Weisheit, des Erfinders heiliger Zeichen, auf die alle griechischen und italischen Überlieferungen vom Schrifterfinder hinweisen, in genügend deutlichen Umrissen vor uns.

Daß es sich in der Tat um eine *westindogermanische Mythengestalt* des Künders verborgener Weisheit und Erfinders heiliger Zeichen handelt, wird insbesondere durch einen Vergleich des Mímir-Mythos mit jenem des Orpheus bezeugt. Es ist schon oben auf den seltsamen Zug des abgeschnittenen, orakelsprüchekündenden Hauptes im Orpheus-Mythos hingewiesen worden, der im germanischen Mythenraum seine genaue Entsprechung im Mímir-Haupt hat. Eine Entlehnung, in welche Richtung auch immer, ist wohl ausgeschlossen, denn dafür sind die Mythen doch wieder zu verschieden. Es bleibt somit nur die Annahme einer westindogermanischen Urverwandtschaft, also einer gemeinsamen Überlieferungs*grundlage*. Auch der römische Faunus-Silvanus-Mythos zeigt eine so auffallende Verwandtschaft mit dem Mímir-Mím-Überlieferungen im germanischen Mythenraum, daß nur eine westindogermanische Verwandtschaft als Erklärung genügen kann.

Die enge Verbindung dieses Mímir-Hauptes mit dem Asen-Vanen-Krieg in der Völuspá und in Snorris Königsbuch 1,4 erweist, daß der Zug vom runenkündenden Haupt Mímirs in die westindogermanische Zeit zurückreicht. Der Mythos vom Asen-Vanen-Krieg spiegelt die Auseinandersetzung zwischen den Megalithleuten und den Schnurkeramikern in der Jungsteinzeit und die Versöhnung und letztliche Verschmelzung zweier indogermanischer Völker, aus denen die Germanen entstanden sind; dies kann aufgrund der neueren vorgeschichtlichen und anthropologischen Forschungsergebnisse als erwiesen betrachtet werden.[146] In diesem Mythos spielt ja Mímir, der von den Asen als Geisel zu den Vanen geschickt wird, als Weisheitsträger eine wichtige Rolle: Er hatte Hoenir beraten, und nachdem die Vanen ihm das Haupt abgeschlagen und es Odin zurückgeschickt hatten, salbte Odin es, und es spendete ihm fortan Orakelsprüche (*rúnar*). Das weissagende Haupt des Mímir kann also vom Mythos des Asen-Vanen-Krieges nicht getrennt werden. Somit kommen wir auch vom Asen-Vanen-Krieg aus zur selben Folgerung, die sich uns schon beim Vergleich zwischen Orpheus- und Mímir-Haupt aufgedrängt hat.

Das Ergebnis aus diesen Untersuchungen und Überlegungen ist ganz eindeutig: Die Traditionen der Griechen, Italiker und Germanen (und bei genauer Prüfung wahrscheinlich auch die der Kelten) weisen darauf hin, daß schon in der Zeit der Gemeinsamkeit dieser Völker, also in der Jungsteinzeit, eine Mythengestalt vorhanden war, die im besonderen Sinne als Macht der Kündung verborgener Weisheit galt. Mit dieser Kündung sind geheimen Sinn tragende Zeichen verbunden – an. *rúnar*, grch. σήματα oder γράμματα, lat. *litterae* –, deren Erfindung ebenfalls dieser Weisheitsmacht oder einer eng mit ihr verbundenen Sagengestalt zugeschrieben wird.

Diese mythische Gestalt trägt ursprünglich den Charakter eines Baum-, Wald-, Quell- und Wachstumsgeistes oder -gottes, der in den weiteren Kreis des sterbenden und auferstehenden Gottes gehört – deshalb der tragische Charakter dieser Gestalt. Mit ihr sind Einweihungszeremonien verbunden, bei denen der Leiter der Einweihungen den Gott vertritt oder darstellt.[147] Jene alten Zeichen und ihr Sinn gehören zur Weistumsüberlieferung bei den Einweihungszeremonien.[148]

In diesem Kreis muß sich auch die Entwicklung der alten heiligen Zeichen zur Schrift vollzogen haben, weshalb der Schrifterfinder und der die alten Weisheitszeichen kündende Gott aufs engste miteinander verknüpft, ja teilweise verschmolzen sind.

Wann diese Entwicklung zur Schrift stattgefunden hat, ist eine offene Frage. Nach dem Bisherigen ist für die Griechen, Illyrer und Italiker die Zeit ihrer Gemeinsamkeit oder der engen Nachbarschaft die wahrscheinlichste. Das führt uns an die Wende des dritten und zweiten Jahrtausends, jedenfalls aber in das frühe zweite Jahrtausend v. d. Ztw. Der Raum dieser Entwicklung sind die Länder des nordwestlichen Balkan, mit Südwest- und Mittelgriechenland und Norditalien. Bezüglich des Zeitpunktes, zu dem die Germanen von ihren westindogermanischen Überlieferungen her zur Schrift gelangt sind, fehlen uns bis heute – da wir die derzeitige Datierung der Inschriften nicht als endgültig ansehen können – die Grundlagen zu einem Urteil.

Jedenfalls ist hier zu bedenken, daß im Germanischen dasselbe Wort für die Schriftzeichen und die alten heiligen Sinnbildzeichen gebraucht wird, nämlich *rúna*. Es gibt nirgends in der germanischen Überlieferung auch nur die geringste Andeutung, daß die Germanen den Schritt zur Schrift als einen entscheidenden Einschnitt betrachtet hätten. Wenn das nämlich so empfunden worden wäre – und wenn die Germanen ihre Schriftzeichen aus der Fremde übernommen hätten, so hätte sich dies unweigerlich als starker Einschnitt dargestellt –, so müßte irgendwo in ihrer Überlieferung doch wenigstens eine Spur davon aufzuspüren sein. Denn über die *rúnar*, wie ja die Schriftzeichen im Nordischen genannt werden, haben wir in der Edda und in den Sagas ausgiebige Überlieferungen.

Ehe wir aber darüber ein weiteres Urteil abgeben, soll anhand der Betrachtung des Losorakels der Weg gezeigt werden, auf dem sich die immanente Entwicklung vom heiligen Sinnbild zum Schriftzeichen sozusagen von selbst ergab.

Kapitel 5

Das Losorakel

Das Vorhandensein von heiligen Zeichen im westindogermanischen Bereich, die zu sakralen Handlungen, zum Beispiel zur Erkundung des Willens der Götter durch Lose, benutzt wurden, kann im Vergleich auch aus dem erschlossen werden, was wir über die Losorakel der Germanen, der Italiker, der Griechen und der Skythen wissen und was uns auch sprachgeschichtlich über die Kelten und die Baltoslawen überliefert ist. Die antiken Zeugnisse und sprachgeschichtlichen Vergleiche werden durch vorgeschichtliche Funde auf wertvolle Weise ergänzt und bestätigt; dies insbesondere durch Forschungsergebnisse aus jüngster Zeit, so daß wir hier auf recht sicherem Boden stehen.

Ehe aber dieses Material für unsere Beweisführung genutzt werden kann, müssen einige methodologische Bemerkungen über kultur- und religionsgeschichtliche Beweisführung eingeschoben werden, und zwar im Anschluß an Georg Baeseckes Bemerkungen[149] und an Franz Altheims Schlußfolgerungen aus den Zeichen auf Loshölzern, die auf der Kelchalpe bei Kitzbühel von Ernst Preuschen und Richard Pittioni gefunden worden sind.[150]

Nachdem Baesecke die auffallende Ähnlichkeit der altitalischen und germanischen Losorakel dargelegt hat, stellt er die Frage: „Das Futhark und die Losung mit dem Futhark sind also südliche Einfuhr?“ In der Tat scheint nur ein Glied in der Schlußkette zu fehlen: „Antike Lostäfelchen mit norditalischen, statt lateinischen Zeichen.“[151] Er ist also offenbar der Meinung, daß der Beweis der Entlehnung des germanischen Losorakels vom Süden erbracht wäre, wenn solche antiken Lostäfelchen gefunden würden.

Nun sind zwar in Italien selbst noch keine Lostäfelchen mit altitalischen Zeichen zum Vorschein gekommen, die nach Ciceros Bemerkungen über Losorakel vorauszusetzen sind (siehe unten, S. 100). Da-

gegen sind auf der Kelchalpe bei Kitzbühel Lostäfelchen mit Sinnbildzeichen und mit Zeichen eines altitalischen Alphabetes gefunden worden.[152]

Da wir den Zusammenhang zwischen diesen norditalischen und den mittelitalischen alten Alphabeten annehmen müssen, wäre die Forderung von Baesecke erfüllt, und er müßte schließen: ‚Das Futhark und die Losung mit dem Futhark bei den Germanen sind südliche Einfuhr.'

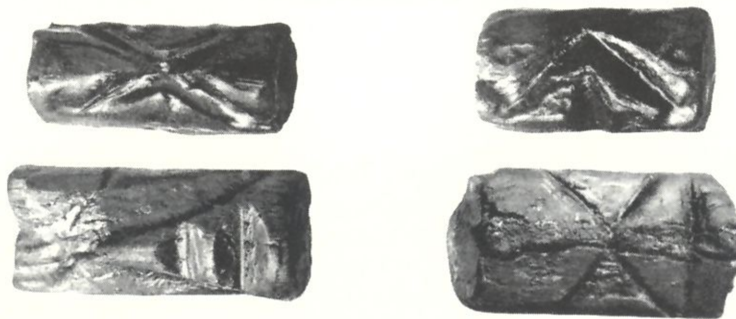


Fig. 10: Losstäbchen von der Kelchalpe, Kitzbühel (nach Altheim/Trautmann-Nehring (1942), S. 51).

Gegen eine solche Schlußfolgerung sind jedoch schwere Bedenken zu erheben. Wenn Baesecke etwa in seinen Sätzen die Vermutung hätte ausdrücken wollen, daß die Germanen nicht nur die Zeichen für das Losorakel, sondern auch dieses selbst aus dem Süden entlehnt hätten, so wäre gegen diese Annahme geltend zu machen, daß so wichtige religiöse Bräuche von artbewußten Völkern – und zu ihnen gehören ja die Germanen – grundsätzlich nicht übernommen werden, es sei denn, durch ein nachbarlich-freundschaftliches Zusammenleben, durch das der Brauch sozusagen langsam Gemeinbesitz wird.

Des weiteren ist es vom religionsgeschichtlichen Standpunkt aus undenkbar, daß die Germanen kein eigenes Losorakel mit Stäbchen oder Täfelchen besessen hätten, da dieser Brauch sowohl durch die antiken Überlieferungen als auch durch die Sprachgeschichte bei allen westindogermanischen Völkern, ja sogar bei den (Balto-)Slawen und den iranischen Skythen nachgewiesen ist.

Aber auch die Entlehnung der Zeichen, die auf die Holzlose eingegraben wurden, ist von vornherein unwahrscheinlich. Denn wenn die Germanen ein Orakel mit Holzlosen kannten, lange ehe sie mit dem Süden in Berührung kamen, so müssen sie auch Zeichen gekannt haben, die auf diese Holzlose eingeschnitten wurden. Denn Losen mit unbeschriebenen Stäbchen ist eine äußerst primitive Art des Orakels, wie sie den Germanen, aber auch schon den Indogermanen, nicht zuzuordnen ist.

Ferner wäre religionsgeschichtlich nicht zu begreifen, warum die Germanen, wenn sie ihre Loszeichen in geschichtlicher Zeit entlehnt hätten, die Erfindung der Runen, die doch beim Losorakel die wichtigste Rolle spielten, dem uralten riesischen Mímir und nicht dem Runengott Odin zugeschrieben hätten (vgl. oben Kap. 4).

Dabei kommt aber als letzter durchschlagender Einwand gegen die in Aussicht gestellte Schlußfolgerung Baeseckes, daß eine ganze Anzahl von Zeichen der Runenreihe, die beim Losen mit Stäbchen eine so wichtige Stelle innegehabt hat, auf vorgeschichtlichen Gefäßen, Geräten und Waffen eingeritzt sind, die lange vor der Zeit liegen, in der die Germanen mit den Italikern in engere Berührung kamen.[153]

Franz Altheim zieht dann auch aus der von ihm erschlossenen Tatsache, daß die Zeichen der Kitzbüheler Loshölzer rätischen Ursprungs sind – und somit zu den Inschriften der Val Camonica Beziehung haben, von denen die Kimbern Altheim zufolge ihre Schrift entlehnt haben sollen –, nicht den von Baesecke angedeuteten Schluß. Nachdem Altheim versucht hatte aufzuzeigen, daß die Kimbern in der Val Camonica Felsbilder und Sinnbildzeichen vorfanden, die ihnen aus ihrer nordgermanischen Heimat bekannt waren, schreibt er: „Aber auch in Norditalien, und zwar im rätischen Gebiet, trafen sie die hölzernen *sortes*, die ihnen geläufig waren, an; abermals stießen sie auf eine ihnen bereits gewohnte Einrichtung."[154] Diese Stellungnahme kann man gelten lassen – vorausgesetzt, daß man die Kimbernthese überhaupt gelten läßt. Nach Altheim war gerade der Umstand, daß die Kimbern auf eine ihnen gewohnte Einrichtung, also Losstäbchen mit Sinnbildzeichen, trafen, der Grund zur Akzeptanz der norditalischen Schriftzeichen gewesen.

Aber auch Altheim zieht aus seiner Entdeckung Schlüsse mit Bezug auf die Zeitstellung der rätischen Lostäfelchen, und diesen Schlüssen kann ich nicht beipflichten. Diese Zeitstellung ist strittig. Richard Pittioni weist die Kitzbüheler Täfelchen der Urnenfelderkultur zu und setzt sie in das 8., vielleicht auch noch das 7. Jahrhundert v. d. Ztw., obwohl er selbst erklärt, daß eine Reihe von Unsicherheitsfaktoren vorhanden seien.[155] Altheim setzt sie in die Jahrhunderte zwischen 400 und 200 v. d. Ztw., und zwar aufgrund der Tatsache, daß er die auf den Loshölzern vorhandenen Zeichen als Zeichen des rätischen Alphabetes erkannt hat. Er meint, damit sei der zeitliche Ansatzpunkt gegeben. Denn die Denkmäler des norditalischen Alphabetes gehörten meist ins vierte bis zweite Jahrhundert. Altheim verweist noch auf ein Zeichen, das *möglicherweise* ein lateinisches *F* darstelle, womit der

Zeitpunkt noch weiter heruntergedrückt wird. Lassen wir zunächst das fragliche lateinische Zeichen weg, und betrachten wir die Schlußfolgerung Altheims aufgrund der Tatsache, daß die Kitzbüheler Lostäfelchen rätische Zeichen tragen. Kann daraus geschlossen werden, daß sie aus der Zeit der rätischen Inschriften stammen? Diese rätischen Zeichen können doch seit Jahrhunderten überliefert gewesen sein. Sie können sogar in die Jahrtausende der Bronze- und Jungsteinzeit zurückgehen, wenn wir bedenken, wie getreu solche heiligen Zeichen überliefert werden. Ich will hier, um die Zählebigkeit der Überlieferung von heiligen Zeichen im indogermanisch-germanischen Raum zu zeigen, nur darauf hinweisen, daß sich sämtliche von Altheim auf den Loshölzern der Kelchalpe festgestellten rätischen Zeichen schon auf dem frühjungsteinzeitlichen Bernsteinanhänger von Soenderho finden.[156]

Die Kitzbüheler Losstäbe können also, wenn ihr Material sehr beständig war und sie vorsichtig aufbewahrt wurden, Jahrhunderte vor den rätischen Inschriften liegen. Doch selbst wenn die Stücke, die uns heute vorliegen, so jung wären, wie Altheim annimmt, könnten ihre Vorgänger und Vorbilder viel älter sein. Und selbst wenn die Sache mit dem lateinischen *F* stimmen sollte, wäre damit ein so niedriger Ansatz nicht für alle Täfelchen, sondern nur für dieses eine bewiesen, was ja Altheim nicht unbedingt annimmt, da dieses eine Neuerung darstellen könnte, wie wir solche Neuerungen hundertfach in heiligen Bräuchen der Völker beobachten können.

Wenn aber so der Zeitansatz der besprochenen Täfelchen offen gelassen werden muß, dann ist die Möglichkeit einer westindogermanischen Herkunft der Zeichen durchaus zu erwägen.

Der reine Philologe mag da Halt machen, wo er sich nicht mehr auf datierbare Dokumente stützen kann. Aber in der vergleichenden Kultur- und Religionsgeschichte darf hier nicht einfach Halt gemacht werden, wie es Altheim selbst in seiner ausgezeichneten Darstellung der römischen Religionsgeschichte bewiesen hat.[157] Auf keinen Fall darf in Angelegenheiten der Religionsgeschichte das Alter eines Fundes, auch wenn dieses unbedingt feststeht, mit dem Alter des Brauches und der sinnbildhaften Elemente, die der Fund aufweist, gleichgesetzt werden; wenn man dies täte, müßte man vergleichende Kultur- und Religionsgeschichte überhaupt verneinen. Gerade in solchen Fällen, wie dem vorliegenden, hilft uns die vergleichende Kultur- und Religionsgeschichte weiter. Wenn wir beispielsweise an so ähnlichen Erscheinungen wie dem Losorakel bei den verschiedenen indogermanischen Völkern auffallende Ähnlichkeiten entdecken, so ist selbstverständlich bei diesen Völkern, die vorgeschichtlich und rassisch so eng zusammengehören, in erster Linie die Möglichkeit einer Urverwandtschaft dieser Völker zu erwägen, besonders, wenn es sich um religiöse Bräuche handelt, die so allgemein über die Erde verbreitet sind wie das Loswerfen. Diese Urverwandtschaft ist nur dann zu bezweifeln, wenn es sich um Dinge handelt, die unmöglich in die Zeit der gemeinsamen Sprache und Kultur zurückgehen können, wobei das *argumentum ex silentio* sehr vorsichtig angewendet werden muß, da es nie zwingend ist.[158] Niemand wird behaupten, das Losorakel gehöre zu den Erscheinungen, die nicht in die gemeinsame indogermanische Zeit zurückgehen können; schließlich ist das Losorakel selbstverständlich Bestandteil des Orakelwesens, muß also auch bei den Indogermanen vorausgesetzt werden.

Ferner wäre eine Entlehnung von bestimmten Zeichen für dieses Losen dann erwiesen, wenn auf den germanischen Lostäfelchen oder in den zum Losen gebrauchten Runen etwa Buchstaben oder Namen erschienen, die sicher als beispielsweise spätrömische nachgewiesen sind. Dann dürfte aber nur für diesen kleinen Teil des Brauches, der eine Neuerung darstellen könnte, Entlehnung als sicher angenommen werden. Wenn dagegen auf den italischen Lostäfelchen und in den germanischen Runen, die zum Losen gebraucht wurden, dieselben Zeichen erscheinen, die nicht mit Sicherheit als spät nachgewiesen sind, dann muß auch bei ihnen die Möglichkeit des gemeinsamen Ursprungs in erster Linie in Betracht gezogen werden. Der gemeinsame Ursprung dieser Zeichen dürfte aber überhaupt nur dann in Frage gestellt werden, wenn es sicher wäre, daß nirgends im germanischen Raum solche Zeichen existierten, ehe die Germanen mit den Runen in Berührung kamen. Doch auch hier müßte das *argumentum ex silentio* gescheut werden, solange der germanische Raum nämlich noch so wenig sinnbildgeschichtlich durchforscht ist, wie das bis heute der Fall ist. Die Tatsache, daß man den Kreis der vorrunischen Begriffszeichen aufgrund vorgeschichtlicher Funde immer mehr erweitern konnte – auch auf eine Reihe von Zeichen, die man früher für entlehnt hielt – sollte sehr vorsichtig stimmen. Erst neuerdings ist es Wolfgang Krause gelungen, wieder ein solches Zeichen zu entdecken und zwar ein der *r*-Rune so ähnliches, daß ein Zusammenhang kaum von der Hand gewiesen werden kann.[159]

Wenn aber schon eine Reihe von Zeichen, von denen man annehmen muß, daß sie für das Losen gebraucht wurden, gemeinsamer Besitz der Italiker und Germanen waren, dann drängt sich die Frage nach einer Verwandtschaft – nicht nur für diese allein, sondern für das ganze System – von alleine auf.

Nach diesen methodischen Überlegungen, die vor nicht genügend gesicherten Schlußfolgerungen in bezug auf Entlehnung warnen sollen, ist es nun aber nötig, den positiven Beweis dafür anzutreten, daß

nicht nur Losorakel mit Stäbchen oder Täfelchen als westindogermanisch anzusehen sind, sondern daß auf diesen westindogermanischen Losstäbchen oder -täfelchen auch Zeichen eingegraben waren. Und endlich muß deutlich werden, daß gerade die Zeichen, die auf den Lostäfelchen der Kelchalpe ans Licht gekommen sind, uralter Besitz im indogermanisch-germanischen Raum sind.

Auszugehen ist von dem Bericht des Tacitus über das Losen bei den Germanen in der *Germania* 10: „virgam frugiferae arbori decisam in surculos amputant eosque notis quibusdam discretos super candidam vestem temere ac fortuito spargunt. mox, si publice consultetur, sacerdos civitatis, sin privatim, ipse pater familiae, precatus deos caelumque suspiciens ter singulos tollit, sublatos secundum impressam ante notam interpretatur.“[160] Die entscheidende Frage ist hier: Was ist die Bedeutung des Ausdrucks *nota*? Nach dem angeführten Text wurden *notae* ja in die beim Losen gebrauchten Holzstäbchen eingegraben (sicher geschnitten). Diese *notae* müssen Zeichen mit Sinn gewesen sein, sonst hätten sie ja nicht gedeutet werden können. Das Wesen der *notae* ist von Arthur Mentz[161] eindeutig erklärt worden, nachdem man lange über deren Bedeutung gestritten hatte: *nota* ist eine Bezeichnung für Buchstaben, die einen Namen bedeuten, dessen Initial sie sind, zum Beispiel *S* für Senatus, *PR* für Populus Romanus, *M* für Marcus usw. Dies entspricht ganz genau der „Begriffsrune“, wo ᚦ für *þurs*, ᚨ für *áss* usw. stand – besser als mit *notae* konnte man diese „Begriffsrunen“ gar nicht bezeichnen. Die Germanen benutzten also Runen bei ihrem Losorakel.

Diese Schlußfolgerung wird durch das gestützt, was wir in der Edda über das Losen beim Gerichtsthing erfahren, zum Beispiel Sigrdrífumál 12:

Málrúnar skaltu kunna,	Gerichtsrunen lerne,
if þú vilt, at mangi þér	wenn du vor der Rache deiner Feinde
heiptom gialdi harm;	willst sicher sein.
þær um vindr,	Die bindet man ein,
þær um vefr,	die wickelt man ein
þær um setr allar saman,	und setzt die alle zusammen
á því þingi,	auf dem Thing,
er þióðir skolo	da die Männer zieh'n
í fulla dóma fara.	zu gerechtem Gericht.

Das Einwickeln und Zusammensetzen der Runen erklärt sich am besten, wenn man sich vorstellt, daß es sich um Stäbe oder Täfelchen handelte, die in ein Tuch gewickelt waren und die man dann herausschüttelte, um sie wieder zusammenzusetzen – durch dreimaliges Aufheben, wie Tacitus berichtet.[162] Die Ermahnung, daß man diese Gerichtsrunen lernen solle, ergibt nur dann einen Sinn, wenn auf diesen Stäbchen oder Täfelchen Runen eingegraben waren. Das Schütteln der Lose und ihr Lesen ergibt sich auch aus Hýmiskviða 1, wo es von den Göttern, die nach Trank verlangen, heißt:

[...] hristo teina	[...] sie schüttelten Loszweige,
oc a hlat sa, [...]	sie beschauten die Lose, [...]

Und der alte Hoenir, der mit dem Runen-Mímir im Mythos vom Asen-Vanen-Krieg so eng verknüpft ist, wird nach Völuspá 63 den Loszweig in der neuen Welt wählen, das heißt also das Losorakel verwalten.

Auch für Altitalien sind ähnliche Losorakel bezeugt. Hier ist vor allem wichtig, was Cicero in seinem Werk über die Orakel, *De Divinatione,* berichtet.[163] Nach dieser Überlieferung war im Fortuna-Tempel in Praeneste ein Losorakel in Gebrauch, bei dem Losstäbchen oder Täfelchen aus Eichenholz benutzt wurden, in die *notae* eingegraben waren, die aus archaischen Schriftzeichen bestanden (*sortes in robore insculptas priscarum litterartum notis*). Cicero berichtet auch vom Mischen und Ziehen (*ducere*) der Lose.[164] Aus einer Elegie Tibulls wissen wir, daß sie dreimal gehoben, also „aufgelesen“ wurden, wie auch bei den Germanen.

Daß das Orakel alt war, ist keine Frage, denn schon im Jahre 241 v. d. Ztw. hatte der römische Senat die Befragung der Runen von Praeneste abgelehnt, und nach der Polemik Ciceros gegen dieses Orakel muß dieses im Gemüt des Volkes tief verwurzelt gewesen sein. Wir haben hier eine so auffallende Ähnlichkeit mit dem germanischen Losorakel, daß ein Zusammenhang offensichtlich scheint. Eine Entlehnung aus Italien durch die Germanen ist nach dem eben Gesagten unbedingt abzulehnen; deshalb kommt nur eine Verwandtschaft in Frage.

Auch weitere Überlieferungen im italischen Raum lassen auf Losorakel ähnlicher Art schließen.[165] Wichtig für unsere Beweisführung ist das, was wir über das Losorakel westlich von Padua unfern der Fons Aponi wissen. Dort wurden länglich-rechteckige Metalltäfelchen gefunden, vielleicht zu einem Fortuna-Tempel gehörig, jedes mit einem Orakelvers beschrieben, der es durch seinen Anlaut in ein Gesamtalphabet einordnete. Vier von diesen Täfelchen sind erhalten, andere in Abbildungen, die Mehrzahl der Verse sind aus handschriftlicher Überlieferung bekannt.[166] Es muß angenommen werden, daß die Verse erlost wurden.

Die das Losorakel lehrenden – und wohl auch ausübenden – „Dreie" des homerischen Hymnus auf Hermes können mit den drei Moiren der Griechen, den drei Parzen (*Parcae*) der Römer und den drei Nornen der Germanen, ebenso mit den drei Priesterinnen, so an der Zeus-Eiche von Dodona, die das Orakel verwalten, den πέλειαι, den „Altersgrauen"[167], verglichen werden. Sie alle sind sicher auch loswerfende und -deutende Frauen gewesen, wie ja auch die Nornen „Lose legen" und „wählen" und damit das Geschick bestimmen. Das dreimalige Aufheben mag mit den „Dreien" zusammenhängen: Jede liest ein Los und kündet in einem Vers ihre Deutung, dies tun alle drei der Reihe nach. Auch die Namen dieser Schicksalsfrauen, wie Lachesis, Moira (μορος, „Los"), Parcae (möglicherweise von idg. **perk*, „erfragen"), Norna (von idg. **sner*, „murmeln", „raunen", „heimliche Kunde geben"; vgl. oben zur Bedeutung von *rúna*) könnten damit zusammenhängen. Daß die Dreizahl der Schicksalsfrauen indogermanisch ist, wird auch durch eine Dreiheit von Geburts- und Schicksalsfrauen bei den Indoariern erwiesen.

So wäre das Losorakel *eine* Wurzel des Mythos von den drei Schicksalsfrauen; so sind ja zum Beispiel auch bei Caesar in *De bello Gallico* 1,50 „matres familiae" als orakelgebend genannt. Man kann wohl annehmen, daß bei einem öffentlich zelebrierten Orakel ursprünglich drei Frauen mitwirkten.

Auf die Losorakel des homerischen Griechenland wurde schon weiter oben hingewiesen. Daß in die Loshölzer Zeichen eingegraben waren, beweist das von Homer gebrauchte Wort εσημήναντο.

Auch in dem homerischen Hymnus an Hermes 550 ff. wird ein Losorakel erwähnt, das die Θρίαι, „die Dreie", gelehrt hätten, in dem offenbar mit Zeichen versehene Lose verwendet wurden, die ebenfalls Θρίαι genannt wurden. Georg Wissowa[168] setzt auch in Delphi ein altes Losorakel voraus, das nach ihm sogar vor dem der weissagenden Pythia gelegen haben muß, weil für deren Weissagung der Ausdruck αναιρίν, „aufheben" oder „auflesen" gebraucht wurde, was ja nur einen Sinn hat, wenn ursprünglich bei diesen Orakeln Lose aufgehoben und gedeutet wurden. Das für „Los" gebrauchte griechische Wort κλῆρον weist ebenfalls darauf hin, daß es sich hier um einen alten indogermanischen Brauch handelt.

Auch sonst sind im griechischen Bereich eine Reihe von Losorakeln nachgewiesen, bei denen Buchstaben verwendet wurden.[169] Es ist anzunehmen, daß das Losorakel an der Zeus-Eiche zu Dodona, das dort von drei Priesterinnen verwaltet wurde, eine ähnliche Form hatte.

Doch die Gemeinsamkeiten beim Losorakel der indogermanischen Stämme und Völker gehen noch weiter. Herodot berichtet in seinen *Historien* 4,67 über ein Losorakel bei den pontischen, also den Iraniern

nahe verwandten Skythen. Aus Herodots etwas verworrener Beschreibung, die zeigt, daß er offenbar nicht als Augenzeuge berichtet, läßt sich folgendes entnehmen: Die Skythen hatten Wahrsager, die mit Hilfe von Weidenstäbchen weissagten. Diese waren zu einem Bündel gepackt, das aufgelöst wurde, und man warf die Stöcke auf die Erde; dann las man sie einzeln auf – wie viele, sagt Herodot nicht –, und aus diesen wurde geweissagt, wonach die Stäbe wieder zusammengebunden wurden. Diese Beschreibung ähnelt durchaus jener des germanischen Losens, über das Tacitus schreibt. Das Auswickeln und Wiedereinwickeln erinnert an die oben angeführte Strophe Sigrdrífumál 12.



Fig. 11: Bei diesem Fund aus dem wikingischen Haithabu bei Schleswig handelt es sich vermutlich um ein ähnliches Losholz wie bei jenen Funden von der Kitzbüheler Kelchalpe (nach Altheim/Trautmann-Nehring (1942), S. 26, Abb. 12).

Auch von den mit den Skythen verwandten Alanen wird ähnliches berichtet.[170] Dort ist ebenfalls von „Stöcken" oder „Zweigen" (*vimen*) die Rede, die gedeutet (*discernentes*) werden. Wir müssen also an einen ähnlichen Brauch denken wie beim skythischen und germanischen Orakel.[171]

Betrachten wir alle diese Zeugnisse zusammen und erinnern wir uns daran, daß das bei Homer beschriebene Losorakel der mykenischen Zeit angehört hat, für die auch durch die Bellerophon-Sage sinntragende geheime Zeichen bezeugt sind, dann ist die Annahme einer Entlehnung aus einem anderen Raume sehr unwahrscheinlich. Denn die Skythen und Alanen können diese Orakelform ja unmöglich von den Römern oder den Germanen übernommen haben, und das Losorakel der mykenischen Griechen liegt geschichtlich bezeugt vor allen diesen anderen. Sie müßten im Falle einer Entlehnung sämtlich von den Griechen entlehnt worden sein, wofür nicht der geringste Anhaltspunkt vorliegt. Ferner: Bei aller Ähnlichkeit unterscheiden sich manche Einzelheiten bei den verschiedenen Völkern dann doch so, daß auch dieses gegen eine Entlehnung spricht. Vielmehr kann man hier der Annahme einer indogermanischen Urverwandtschaft bei dieser Art von Losorakeln nicht mehr ausweichen.

Diese indogermanische Verwandtschaft wird aber auch durch sprachgeschichtliche Vergleiche sichergestellt. Der slawische Name für „Los“, aksl. *žerebij* , russ. *žrebij*, „das Kerbzeichen“ kann nicht durch Entlehnung erklärt werden. Auch das germ. *hlōt*, an. *hlautr*, „Los“ (genauer: „das geschnittene Pflöckchen“), vielleicht ursprünglich „gegabeltes Zweiglein“ von idg. **qleu*, **qlau*[172] und das griechische κλῆρον von idg. **qel, qelā*, „abhauen“, „abspalten“[173] weisen auf eine gemeinsame Quelle des Wortes für „Los“: Es war dies ein abgeschnittener Zweig, auf den Zeichen eingeritzt wurden. Auch die Kelten haben offenbar an dieser Form des Staborakels teilgenommen, denn das irische Wort für „Los“ heißt *chrann-chur*, wörtlich: „das Werfen des Baumes“, also der Zweige. Und bei Elias Steinmeyer und Eduard Sievers ist über Irland bezeugt,[174] daß beim Wahrsagen viereckige Hölzchen in eine Urne geworfen wurden, auf die die Namen der Teilnehmenden geschrieben worden waren.[175] Auch sonst haben wir Nachrichten über Losorakel mit Stäben oder Täfelchen bei den Kelten.[176]

Der vorgeschichtliche Beweis für den Gebrauch solcher Loshölzer ist durch den bedeutsamen Fund von der Kelchalpe bei Kitzbühel erbracht. Dieser Fund gehört in den westlichen illyrischen Bereich, auf den wir ja im Zusammenhang mit der Schriftentwicklung immer wieder hingewiesen werden. Dort muß diese Art des Losorakels also bis weit in das erste Jahrtausend nach Beginn der Zeitrechnung hinein lebendig gewesen sein.

Ein glücklicher Fund aus der nordischen Hafenstadt der Wikingerzeit Haithabu nahe der schleswig-holsteinischen Stadt Schleswig, den Helmut Arntz ans Licht gebracht hat,[177] bringt uns das Beispiel eines ähnlichen Täfelchens, das aufgrund der Kitzbüheler Funde wohl als Losholz gedeutet werden darf.

Das Ergebnis dieser vergleichenden Betrachtung des Losorakels bei den westindogermanischen Völkern ist also folgendes: Schon bei den Westindogermanen, ja wahrscheinlich schon bei den Indogermanen, war ein Losorakel im Gebrauch, bei dem auf Stäbchen sinntragende Zeichen eingeritzt waren, bei dem also „Begriffsrunen“ benutzt wurden.

Über die Art der bei den Griechen eingeritzten Zeichen wissen wir nichts Genaueres. Da aber Palamedes, der Erfinder der Schrift, auch Erfinder des Losorakels ist, und da mit einer anderen Erfindergestalt in diesem Zusammenhange, nämlich Orpheus, das weissagende Haupt auftaucht – das ja auch bei der germanischen Runenfindung und den damit verbundenen Orakelsprüchen eine herausragende Rolle spielt –, folgt daraus, daß die bei diesen Orakeln gebrauchten Zeichen auch im griechischen Raume mit den späteren Schriftzeichen

zusammenhängen, wie das nach der Überlieferung des Cicero bei den Italikern der Fall war. Denn die *priscae litterae* auf den Eichentäfelchen vom Fortuna-Tempel in Praeneste müssen ja die alten Schriftzeichen gewesen sein. Der endgültige Beweis aber für den Zusammenhang der Zeichen auf den Loshölzern und den späteren Schriftzeichen wird durch die Kitzbüheler Funde und durch den Gebrauch der Runen im germanischen Losorakel erbracht.

Aufgrund all dieser Erwägungen ist es also möglich, zu einem ganz sicheren Schluß zu kommen: Auf den Stäbchen oder Täfelchen des gemeinindogermanischen, insbesondere des westindogermanischen Losorakels waren Zeichen eingegraben, die mit den späteren Schriftzeichen gleichzusetzen sind.

Wir müssen also für das westindogermanische Losorakel ein ausgebildetes Zeichensystem voraussetzen, aus dem sich die Schrift immanent entwickeln konnte. Es wird weiter unten zu zeigen sein, daß ein solches System in der Tat bestand. Hier ist noch an die vielbesprochene Erklärung des griechischen, lateinischen und deutschen Wortes für „lesen“ zu erinnern: griech. λέγειν, lat. *legere*, nhd. lesen. Man hat das Wort, das für das Aufheben der mit Zeichen versehenen Losstäbchen verwendet wurde – im Sinne von „etwas auflesen“ –, auch als *pars pro toto* auf das Deuten der aufgelesenen Zeichen angewendet. Danach, als die Schrift erfunden war, auf das Deuten von Buchstaben – im Sinne des heutigen „etwas lesen“. Im Lichte des hier Vorgetragenen können, wie mir scheint, die Einwände nicht mehr aufrechterhalten werden, die gegen eine solche Deutung der drei Worte gemacht worden sind, denn man hat bei diesen Einwänden den Gesamtzusammenhang nicht genügend beachtet.

Die erwähnten Orakelverse von Padua sind darum von besonderer Wichtigkeit, weil sie den Stabreim (Alliteration) aufweisen, wie die von Georg Baesecke gebrachten Beispiele zeigen:

De incerto certa ne fiant, si sapsis, caveas.
Hüte dich, wenn du klug bist, daß nicht aus Unsicherem Sicheres werde.

Est equos perpulcer, sed tu vehi non potes istoc.
Das Pferd ist wunderschön, aber du kannst nicht darauf reiten.

Cur petis postempus consilium? Quod rogas non est.
Warum fragst du zu spät um Rat? Was du bittest, gibt es nicht.

Betrachten wir den ersten Orakelspruch, so haben wir offensichtlich eine dreimalige Stabung auf *c*, im zweiten Vers eine dreimalige

auf *p*, im dritten Vers scheinen Stabungen auf *c* und auf *p* beabsichtigt zu sein. Daß diese Stabung altertümlich ist, nimmt auch Baesecke an.

Nun wird schon lange vermutet und ist heute allgemein akzeptiert, daß auch beim germanischen Losen die drei gehobenen „Stäbe" zu stabenden Versen ausgebaut wurden. Diese Annahme sollten wir aufgrund des Gebrauchs des Wortes „Stab" in der germanischen Verskunst unbedingt teilen. Wir haben also nicht nur die Übereinstimmung der dreimal „gehobenen", mit alten Zeichen beschriebenen Stäbe oder Täfelchen, sondern wir haben im germanischen und italischen Bereich sogar die Gleichheit des Stabreimes in den Orakelversen, die als Antwort auf die an die göttlichen Mächte, an das Schicksal gestellten Fragen zu denken sind. Der italische Brauch zeigt eine gewisse Flachheit: Die Tatsache, daß man die Antworten auf Täfelchen bereit hatte und offen erlosen konnte, weist auf eine Mechanisierung und Auslegung des Brauches hin. Der germanische Priester oder Hausvater hatte es nicht so leicht. Er mußte seine Verse aufgrund der von ihm aufgelesenen Stäbe selbst machen – unter dem Einfluß göttlicher Inspiration, wie wohl anzunehmen ist. Wir haben also hier noch den alten Brauch in lebendiger Ausübung mit seinem ganzen religiösen Wert erfüllt.

Soll nun aus dieser Gleichheit der stabreimenden Orakelverse etwa auch der Schluß gezogen werden, daß die Germanen ihren Stabreim von den Italikern entlehnt hätten? Das wird doch wohl niemand ernsthaft annehmen wollen, wenn man die Bedeutung des Stabreims bei den Germanen bedenkt, der, wie Felix Genzmer nachgewiesen hat, schon in den uralten Überlieferungen über Tuisto und Mannus angewendet wurde.[178]

Zudem zeigt der Stabreim auf den Orakeltäfelchen der Fons Aponi ohne Zweifel die Verwilderung einer alten Verskunst, die zu jener Zeit, als die Germanen mit den Römern in Verbindung kamen, bei diesen in der Dichtkunst allgemein fast ganz außer Gebrauch gekommen war. Was sich hiervon in Griechenland noch an Stabreimen findet, ist deutlich der Ausklang einer vergangenen Zeit.[179]

Diese auffallende Übereinstimmung der stabenden Orakelverse bei den Italikern und den Germanen kann nur aus einer westindogermanischen Urverwandtschaft erklärt werden, an der die beiden Völker noch teilhaben und die auch durch Reste des Stabreimes bei den Kelten, den Griechen und sogar bei den Indoariern (im Ṛgveda und im Atharvaveda) bezeugt ist.

Wir dürfen also den Schluß ziehen, daß die Antwortsprüche der Verse beim westindogermanischen Losorakel seit alters her in stabenden Versen gegeben wurden und daß der westindogermanische, vielleicht sogar schon der gemeinindogermanische Stabreim aus dem

heiligen Brauch der Erkundung des Willens der Götter durch das Staborakel erwachsen ist.

Dies hat durchaus nichts auffallendes, denn die Religionsgeschichte bezeugt, daß die früheste Dichtung verschiedener literarischer Gattungen fast durchweg aus sakralen Wurzeln erwachsen ist. Die griechische Tragödie ist dafür das große weltgeschichtliche Beispiel.

Die folgerichtige, ja notwendige Entwicklung von heiligen Sinnbild- und Begriffszeichen zum Lautwert beim Losen und überhaupt in den damit zusammenhängenden sakralen Bräuchen wie Weistumsüberlieferung usw. kann aufgrund dieser Tatsachen noch ohne Schwierigkeit deutlich gemacht werden, sobald wir uns nämlich die Vorgänge bei diesen Bräuchen klar vor Augen führen.

Das Wort „Stab" in der germanischen Verskunst, isl. *stafr* (Pl. *stafir*) – auch andere germanische Sprachen zeigen Entsprechungen –, erklärt sich am besten aus dem Vorgang des Losens: Der Priester oder Hausvater nimmt drei Stäbe auf, mit deren Hilfe er drei stabende Verszeilen bildet, indem er jeweils zu dem aufgenommenen „Stab" einen (oder zwei?) weitere „Stäbe" zu finden hatte, also Worte, die mit demselben Laut anlauteten wie das den Sinn des auf dem Stab eingeritzten Zeichens enthaltende Wort. Durch die Namen der Zeichen waren die drei Hauptstäbe gegeben. Die Nebenstäbe hatte er kraft seiner Intuition zu finden. So entstand im Zusammenhang mit jedem „Stab", sozusagen mit Notwendigkeit, eine Verszeile mit zwei (oder drei?) „Stäben".

Diese Verszeile war selbstverständlich gewissen rhythmischen Regeln unterworfen; dies muß allerdings nicht unbedingt mit Silbenzählung zu tun haben. Man kann für diesen Rhythmus vielmehr einen indogermanischen Zwei- oder Dreiheber voraussetzen.[180]

Da drei Stäbe aufgelesen wurden, von denen je der Hauptstab einen oder zwei Nebenstäbe forderte, ergaben sich daraus drei solcher Verszeilen, also eine Dreierstrophe. – Aus einer Verdoppelung dieser drei in sich stabenden Verszeilen mag der eddische *ljóðaháttr*, „das Spruchgefüge" entstanden sein, das gerade auch in jenen Edda-Liedern in hervorragender Weise verwendet wird, die die alte Weistumsüberlieferung vermitteln, wie zum Beispiel die Grímnismál oder die Vafþrúðnismál; vor allem gehören in diesen Zusammenhang die Sprüche (*runar, stafir*), die Loddfáfnir an der Halle Hárs, auf dem Sessel Þulstóll sitzend, in schweigender Besinnung erlauscht hat und die in den Hávamál überliefert sind. – Auch in den Fluchstrophen der Skírnismál scheint mir diese Doppeldreierstrophe erkennbar.[181]

Der die Sprüche beim Losorakel aufgrund seiner drei aufgelesenen Stäbe dichtende Priester oder Hausvater mußte sein ganzes Augenmerk beim Betrachten des aufgelesenen Stabes auf den Anlaut des

Wortes oder Namens richten, der den Sinn des auf dem Stab eingegrabenen Zeichens enthielt. Dieser Vorgang mußte sich im Laufe seines Lebens viele Male und im Bande der Generationen Tausende von Malen wiederholen. Um nun beim Losen nicht Gedächtnishemmungen unterworfen zu sein, mußte man sich im Auffinden und Bereithaben von gleichanlautenden Worten üben. Solche Worte mußten gesammelt und dem Gedächtnis eingeprägt werden (wie der reimende Dichter – und Dichterling! – sich um einen Schatz von bereitliegenden Reimworten bemühen mag).

Wir dürfen annehmen, daß solche Dinge auch bei der Einweihung der jungen Generation in die Runenweisheit gelehrt wurden. – Da die Grundlage für die Hauptstäbe bei den Germanen ohne Zweifel die gemeingermanischen Runennamen waren, das heißt die Sinnworte für die Zeichen, werden diese Namen bei ihnen in besonderer Weise überliefert und gepflegt worden sein. Und die Tatsache, daß das Stab-Losorakel bei den Germanen offenbar bis in die geschichtliche Zeit hinein in lebendiger Übung blieb – wie Tacitus bezeugt –, wird ein Hauptgrund dafür gewesen sein, daß die alten Namen der überlieferten Zeichen bei den Germanen so treu bewahrt worden sind; denn ohne ihre Kenntnis konnte man ja das Losen gar nicht ausüben.

Wenn nun der den Spruch dichtende Priester oder Hausvater den Anlaut des von ihm aufgehobenen Stabes in besonderer Weise zu berücksichtigen und Worte mit demselben Anlaut zu finden hatte, mußten sich Anlaut des Sinnwortes oder des Namens der Zeichen auf dem Losholz und die Zeichen selbst im Bewußtsein des Losenden ganz eng verknüpfen. So bekam das Zeichen im Bewußtsein und Gedächtnis des Losenden ganz von selbst einen bestimmten Lautwert, nämlich denjenigen des Anlautes im Begriffsnamen des Zeichens. Der Schritt von der Begriffsrune zur Lautrune war im Losorakel nicht etwa eine erschütternde Neuerung, sondern eine ganz natürliche Entwicklung.

Aber damit war ein entscheidender Schritt in Richtung zum Schriftzeichen getan. Denn in dem Maße, in dem Zeichen und Lautwert im Bewußtsein und Gedächtnis des Wissenden eine Einheit bildeten, war das Zeichen geeignet, als Lautzeichen benutzt zu werden. Es lag sozusagen zum Gebrauch als Schriftzeichen bereit.

Die Entwicklung zur Schrift im eigentlichen Sinn wurde dann auch durch die Erkenntnis gefördert, daß Worte nicht nur sinnbezeichnende Einheiten, sondern auch aus Lauten bestehende Gebilde sind. Diese grammatische und phonetische Urerkenntnis wird man den Indogermanen nicht absprechen können; sind es doch die indogermanischen Völker gewesen, die die grammatische und phonetische Wissenschaft in einer Weise entwickelt haben, wie keine andere Völkerfamilie der Erde. Ja, diese Erkenntnis muß, wenn man die indoarische Wort- und Lautphilosophie, die schon in den Brahmaṇas beginnt – und zudem Platos Wort- und Lautphilosophie (etwa im *Kratylos*) – bedenkt, für die indogermanische Zeit vorausgesetzt werden.

Wir sehen also, wie von innen her der Gebrauch der heiligen Sinnbildzeichen für sakrale Zwecke im Losorakel und in der gesamten Weistumsüberlieferung mit Notwendigkeit die Entwicklung vom Sinnbild zum Lautzeichen und vom Lautzeichen zum Schriftzeichen und damit zur Schrift hervorrief.

Diese immanente Entwicklung im Zusammenhang mit dem alten, heiligen Brauch kann hinlänglich beweisen, daß die Indogermanen zu einer klar ausgeprägten Laut- und Buchstabenschrift vorgestoßen sind.

Wir sehen also, wie die schon weiter oben vorgetragenen Ergebnisse der Untersuchung über die griechisch-italisch-germanischen Überlieferungen von der Schrifterfindung durch die Untersuchungen über das westindogermanische Losorakel bestätigt werden.

Nun bleiben noch zwei Aufgaben zu erfüllen: Erstens ist zu zeigen, daß es westindogermanische Sinnbildzeichen gab, die zu Recht als Vorbilder für die Schriftzeichen der westindogermanischen Völker gelten können, und zweitens sind die indogermanischen Sinnworte oder Namen dieser Zeichen zu erschließen, auf denen ja ihr gemeinsamer westindogermanischer Lautwert beruht.

MEGALITH-KULTUR			DÄN.	SALZMÜNDER KULTUR									NORDITALIEN	
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15
JRLAND	JRLAND	ALVÃO	SÖNDERHO	HORNSÖMMERN	HORNSÖMMERN	(schematisiert)	(schematisiert)	(schematisiert)	(schematisiert)	(schematisiert)	(schematisiert)	HORNSÖMMERN	GENICAI	VAL CAMONICA

SKANDINAVIEN					TORDOS			TROJA	LIBYSCH		TUAREG			GRIECH.
16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26	27	28	29	30
HJULATORP	LÖKEBERG	LÖKEBERG	LÖKEBERG	EKENBERG					LAUTWERT ǯ	LAUTWERT ǯ	LAUTWERT ǯ, ž	LAUTWERT ǯ, ž	LAUTWERT z	THERA, MELOS LAUTWERT z, x

GRIECH. SCHRIFT		JTALISCHE SCHRIFTZEICHEN										GERMAN. ZEICHEN		
31	32	33	34	35	36	37	38	39	40	41	42	43	44	45
KORINTH LAUTWERT z, x	ATHEN, MILET, BÖOT. LAUTWERT z	ETRUSK., UMBR. LAUTWERT z	ETRUSKISCH LAUTWERT z	ETRUSK., FALISK LAUTWERT z	ETR., UMBR., FAL. LAUTWERT z	CLUSIUM LAUTWERT z	VENETISCH LAUTWERT z	MESSAPISCH u.a. LAUTWERT z	NOLA LAUTWERT z	NORDITALISCH LAUTWERT z	SONDRIO LAUTWERT z			

Tab. 6: Das Baumzeichen ist im indoeuropäischen Raum bis in die frühe Jungsteinzeit zurückzuverfolgen.

Kapitel 6

Die Entwicklung der illyrisch-griechisch-italischen Sonderzeichen aus indogermanischen Sinnbildern

Es scheint mir methodisch richtig, bei der Entstehung von Laut- beziehungsweise Schriftzeichen aus Sinnbildzeichen von jenem Schriftbereich auszugehen, der dokumentarisch am ältesten bezeugt ist, nämlich vom griechischen, der – wie oben gezeigt – mit dem illyrisch-italischen eng zusammenhängt. Unter „Sonderzeichen" verstehe ich jene Schriftzeichen, die dem germanischen Raum zugehörig, jedoch keine Runen sind.

Damit greife ich auch eines der schwierigsten Probleme der Schriftforschung auf, denn die Entstehung der griechischen Sonderzeichen hat bis heute allem Fleiß und Scharfsinn getrotzt und ist nun seit etwa einem Jahrhundert ein ungelöstes Rätsel. Die bisher gemachten Lösungsvorschläge widersprechen einander vehement, und kein Forscher konnte sich durchsetzen; doch das Problem ist nicht so verfahren, wie es zunächst scheint: Ich beginne mit jenem Sinnbild, das im indogermanischen Raum bis in die frühe Jungsteinzeit – vielleicht sogar bis in die Mittelsteinzeit – zurückverfolgt und durch die Jahrtausende im gesamten Raum als zentrales Sinnbild festgestellt werden kann, und zwar mit vielfachen Abstufungen von naturalistisch anmutender Darstellung bis zur strengsten Stilisierung. Es handelt sich um das Baumzeichen.

Ein solches Baumzeichen wird in norditalischen Alphabeten, beispielsweise in Sondrio, als Lautzeichen für *z* (Lautwert: *ds*) gebraucht. Ein Vergleich mit weiteren italischen und griechischen Zeichen für *z* beweist, daß alle diese Zeichen mit einem aufrecht stehenden Stamm und zwei oder drei Querästen als stilisierte Baumzeichen anzusehen sind (vgl. dazu Tab. 6). Hiermit sind noch die zahlreichen Baumzeichen auf Scherben der linear- und stichbandkeramischen Kultur Mitteldeutschlands zu vergleichen, die Heinrich Butschkow ans Licht gebracht hat.[182]

Tabelle 6 zeigt, daß sich eine Stilisierung des Zeichens auch schon in der Megalith- und der Salzmünder Kultur findet, wobei die Entwicklung von der naturalistischeren Zeichnung zum stilisierteren Zeichen nachvollzogen werden kann. Ähnliche Zeichen finden sich auch in der Tordoskultur und schließlich mit demselben Lautwert wie im Griechischen in den nordafrikanischen Alphabeten, die wir schon oben als Überreste von Überlieferungen der „Seevölker" erklärt haben. Daß das phönizische Alphabet dieses Zeichen enthält, ergibt sich aus seinem phoinikischen Ursprung von selbst.

Die Formgeschichte des Zeichens liegt also genügend klar vor Augen: Ausgehend von dem Bereich der indogermanischen Megalith- und der Salzmünder Kultur läßt sich das Zeichen in seinen zwei Formen, der naturalistischen und stilisierten, auf dem Wege der indogermanischen Wanderung bis zu seiner Entwicklung zum Schriftzeichen im illyrisch-griechisch-italischen Raum verfolgen. Dabei ist auffallend, daß die vorgeblich über das Etruskische vom griechischen Alphabet abgeleiteten norditalischen Zeichen ein viel weniger streng stilisiertes Baumzeichen haben als die etruskischen und griechischen Alphabete. Das weist somit eher auf eine eigene altitalische Überlieferung aus westindogermanischer Zeit als auf eine Entlehnung hin. Denn ein hochstilisiertes Zeichen wird sich bei Entlehnung bestimmt nicht wieder zur naturalistischeren Darstellung zurück verändern.

Nachdem das Formgeschichtliche geklärt ist, muß das Problem gelöst werden, wie dieses alte indogermanische Baumzeichen im illyrisch-griechisch-italischen Raum zum Lautwert *z* kommt. Die Lösung dieser Frage ist auf rein formgeschichtlichem Wege selbstverständlich nicht zu erwarten. Sie muß durch die sinnbildkundliche und religionsgeschichtliche Forschung ergänzt werden: Diese Forschungen erweisen das Baumzeichen einwandfrei als Sinnbild des Lebens- und Weltenbaumes.

Der Mythos vom Weltenbaum ist ein Hauptstück der Welt- und Götterschau der indogermanischen Völker und ist von ihnen auf ihren Wanderungen in den Räumen verbreitet worden, durch die sie gezogen sind oder in denen sie sich niedergelassen haben. Eng verwandt mit dem Mythos und Symbol des Weltenbaumes sind Mythos und Symbol der Weltensäule. Die gedankliche Verbindung ist die, daß der Weltenbaum einerseits die aus dem Gottkeim wachsende Welt ist, anderseits die Stütze dieser Welt.

Religionsgeschichtliche Vergleiche ergeben, daß in diesem indogermanischen Mythos der höchste Himmelsgott mit dem Lebens-Weltenbaum und der Weltenstütze gleichgesetzt wird, ja daß er geradezu Baum oder Säule genannt wird, wie etwa der indoarische Varuṇa, eine alte Form des Dyaus Pitar. Auch der dodonische Zeus ist

mit der Zeus-Eiche in Dodona eins, denn er wohnt ἐν πυθμένι, „im Wurzelstamm“ des Baumes und gibt aus seinem Wipfel Offenbarungen. Durch Vergleiche ist sichergestellt, daß die Eiche in Dodona ein Symbol des Weltenbaumes war.[183] Auch in den Fragmenten des Pherekydes über den im Weltenraum schwebenden beflügelten Baum ist dieser eng verknüpft mit Zeus.[184] Aus diesen Zusammenhängen ergibt sich, daß das Baumsymbol das Symbol des Himmelsgottes werden und somit auch seinen Namen tragen konnte.

Der Name des alten indogermanischen Himmelsgottes war *di̯ēus*. Das muß somit auch der Name des Symbols für den Himmelsgott als Weltenbaum gewesen sein, dessen Name und Sinn dem Einzuweihenden zusammen mit dem ganzen zugehörigen Mythos mitgeteilt worden sein wird. So gehörten für Generationen dieses heilige Baumzeichen und sein Name *di̯ēus* aufs engste zusammen.

In der Entwicklung der indogermanischen Sprachen wurde das alte *di̯ēus* im Griechischen zu Ζεύς (Zeus). Das also muß der heilige Name des indogermanischen *di̯ēus*-Zeichens in der alten (illyrisch-)griechischen Überlieferung gewesen sein. Da in der Entwicklung vom Sinnbild zum Laut- und Schriftzeichen das akrophonische Prinzip herrschte, wie die Runennamen und das phoinikische Zeichensystem beweisen – das heißt der erste Laut des Sinnwortes oder Namens gab den Lautwert des Zeichens ab –, erhielt das alte Baumzeichen bei den Griechen den Lautwert *z*. Und so ist in den alten griechischen Inschriften „Zeus“ so geschrieben: ≢⊧ᛚM.[185]

Die Entwicklung des Schriftzeichens mit einem bestimmten Lautwert aus den alten „voralphabetischen Sinnbildzeichen“ ist hiermit aus dem formgeschichtlichen, sinnbildkundlichen und religionsgeschichtlichen Gesamtzusammenhang folgerichtig erklärt. – Diese Entwicklung kann nicht nur für alle griechischen Sonderzeichen, sondern auch weithin für alle westindogermanischen Schriftzeichen geklärt werden.

Ich glaube, daß auch bestimmte Formen der germanischen Týr-Rune aus diesen Zusammenhängen erklärt werden müssen. Die gewöhnliche Týr-Rune hat die Form eines Pfeiles oder Speeres. Es wird weiter unten zu zeigen sein, daß dieses Zeichen und sein Lautwert bis in westindogermanische Zeit zurückgeht und wohl den Namen **tekþ* getragen hat.

Neben dieser „einfachen“ Týr-Rune finden sich aber auch doppelte, drei- und mehrfache. Man hat sie als Vervielfachungen der Týr-Rune angesehen. Sie können aber auch anders erklärt werden, nämlich als Baumsymbole, die den Namen Týr (gemeingerm. *tíwaz*) trugen. *Tíwaz* hat sich durch die erste germanische Lautverschiebung aus dem idg. *dieus* oder *dei̯u̯os* ergeben. Dies also war gemeingermanisch

der Name des uralten indogermanischen Baumzeichens, das eine so umfassende Bedeutung hatte, daß es offenbar zunächst nicht in die westindogermanische Lautzeichenreihe eingeordnet worden war, und deshalb auch noch keinen feststehenden Lautwert aus westindogermanischer Zeit hatte.

Das *t*-Zeichen war in indogermanischer Zeit unter anderem ein Speer geworden (die verschiedenen *t*-Zeichen stehen alle unter dem indogermanischen Begriff *tekþ*; vgl. unten Kap. 6.5.3). Als durch die Lautverschiebung das indogermanische *t* zu *d* geworden war, konnte der bisherige Name für das Speerzeichen als *t* nicht mehr verwendet werden. Dafür bot sich aber das *tíwaz* genannte Baumzeichen als Parallele und Ersatz, wobei fördernd gewirkt haben mochte, daß der Gott *Tíwaz* mittlerweile zum Kriegsgott geworden war und so der Speer als Symbol gut zu ihm paßte. Auf diese Weise wurde das alte einfache *t*-Zeichen neben dem alten Baumzeichen verwendet, und beide Zeichen erhielten den Namen *tíwaz*, der mit dem Lautwert *t* übereinstimmt. – Diese Erklärung löst eine Reihe von bisher im Raume stehenden Problemen.

Nach demselben Prinzip können auch alle anderen griechisch-italischen Sonderzeichen erklärt werden, vor allem auch die Tatsache, daß ein und dasselbe Zeichen in den verschiedenen griechischen Bereichen einen unterschiedlichen Lautwert hat,[186] weil zwar das Zeichen als Sinnbild alter gemeinsamer Besitz war, die Schriftentwicklung aber in den volklich-sprachlich getrennten Gebieten – von der gemeinsamen Überlieferung herkommend – bei der Schaffung neuer Laute (die etwa durch Lautwandel oder feinere phonetische Unterscheidungen nötig waren) verschiedene Wege einschlug.

Zu diesen altüberlieferten Zeichen gehören neben den schon behandelten Baumzeichen auch folgende: Y, Ψ, ᛘ, ɸ, ⊕, ⊙, +, ×; der Sinnwert dieser alten Zeichen wird unten bei der Behandlung der einzelnen Zeichen deutlich werden. Es handelt sich um Balkengefüge, Sonnen- und Augenzeichen, um gekreuzte Balken oder Kreuze und um Gelenkkopf- oder Stichelzeichen.

Schon den Griechen selbst war bewußt, daß eine Anzahl Zeichen ihres Alphabetes nicht zu dem ursprünglichen Bestand gehört hat, sondern daß innerhalb der griechischen Welt neue hinzugekommen sind. Vergleicht man allerdings die verschiedenen Überlieferungen über die Entstehung dieser Zusatzzeichen, so erkennen wir die vorherrschende Unsicherheit: Sie werden auf verschiedene Personen und Zeiten zurückgeführt. Das zeigt, daß über die Entstehung dieser Zusatzzeichen keine klare gemeingriechische Überlieferung in den volklich und sprachlich getrennten Räumen vorlag. Nur soviel geht aus diesen Überlieferungen hervor, daß die Zeichen ⊕ = *th*, Φ = *ph* (*f*),

Die griechisch-italischen Sonderzeichen

Nr.	Ur-Sinnbilder	Erschlossener Name	Lautwert	Griechische Alphabete: Orchom.	Thera, Melos	Athen	Milet	Korinth	Böot.	Lakon.	Arkad.
1a	ℓ	audh (ōdh)	ō	ℓ			Ω				
1b	⊙	oques	σ		O C	O		O	O ◇ □	O	O
2	X +	ghabalo ghei	χ		K⊟ ϙ⊟	X,+	X	X,+			
3a	>	genu	g		˥,Γ,Λ	>	Γ	C	Λ,Γ	Λ	<,C
3b	Y, x	ker	k		K,K,ꓘ	K	K,Ƙ	K	K	K	K
4	ϙ	qaput, qelt	q		φ ϙ	ϙ	ϙ	ϙ			
5	丰	dieus ζεύς	z		≢	I	I	I früher?	I		
6	⊕	Θεός	Θ-th		⊕⊟, ⊕	⊕	⊕ ⊗	⊕ ⊗	⊞ ⊕⊖	⊕ ⊗	⊕
7	Φ	Φοῖβος	ph-f		Γ⊟	Φ ⦶ ⊖	Φ ⊘	φ ⊘ ϕ	Φ ⦶	⦶ Φ	Φ⊟
8	Y, Ψ	ghei gheitom	χ						Ψ,Y,↓	Ψ,Y	Y,Ψ,↓
9a	Rein griech. Entwicklung	Ξύλον	ξ			Ξ später (403)	≢,Ξ	Ξ später!			
9b	Rein griech. Entwicklung	Ξύλον	ξ		Ψ	X ϟ früher			+	X	+
10	Ψ	ψάλτιγξ	ps		ΓΜ	Φϟ	Ψ,Ψ	Ψ		⧗	✳)(Lokris

Nr.	Italische Alphabete: Proto-Tyrrhen.	Etrusk.	Clusium	Bomarzo	Venet.	Messap.	Bozen Trient	Nola A	Nola B	Oskisch	Umbr.	Nordital.	Falisk.	Latin.	Germanisch
1a												ℓ ᛟ ∩			ᛟℓ
1b	⊙ O				◇ ⟐	O						8 ◇	O	O ◇	
2	+														X
3a	<,C	)				Γ				>			Ↄ	Ↄ	
3b	K	),ꓘ,>			ꓘ	K	ꓘ			ꓘ,>	ꓘ		Ↄ,ꓘ	K,ꓘ,Ↄ	<
4	ϙ ϙ q	ϙ				ϙ								ϙ Q ϙ	
5	I	≢ ≢ ꓘ ±	≠	Ƹ	✱	I		±	I	I,|	≢, ꓘ, ‡	ᛉ ᛉ Sondrio	≢,ꓘ ꓘ	(I)	
6	⊕ ⊙	⊕ ⊙O	⊙	◎	⟐ ◇	⊗ ⊙		⊗	∩		⊙ -t	⊙ ⟐			
7	Φ	φ ⊘	◇ Φ Φ	(|)	⦶ ◇	Φ	Φ	6							
8		Ψ,Y,Ψ			Y	Ψ	Ψ								
9a	凷														
9b										X	X		X	X	
10	Y					✱									

Tab. 7: Die Ursinnbilder und die aus ihnen abgeleiteten Sonderzeichen der griechischen und der italischen Alphabete.

X = *ch* (*kh*), Ψ = *ps*, Ξ = *z*, Ή = *ē*, Y = *y* (Ypsilon) und Ω = *ō* als *Neuerungen* angesehen wurden. Diese Überlieferung hat nachweislich recht. Denn Ή = *ē* – dieses Zeichen wurde ursprünglich so geschrieben: ∃E, besteht also aus zwei mit dem Rücken zueinander stehenden *ĕ* – ist ja

in der Tat erst im Laufe der griechischen Entwicklung entstanden, ebenso ist ein besonderes Zeichen für ein langes *o* (*ō*) erst im ionischen Bereich aufgekommen. Das Y hat sich aus dem alten *u* entwickelt. Und die Zeichen Ξ = *z*, Ψ = *ps*, X = *ch* (*kh*), ⊕ = *th* und Φ = *ph* (*f*) sind

in der Tat gegenüber dem gemeinwestindogermanischen Zeichensystem Sonderentwicklungen. Die Griechen müssen also in bezug auf die alten Zeichen, die gemeinwestindogermanisch sind, eine sichere Überlieferung gehabt haben. Auch diese Tatsache ist ein gewichtiger Grund für die Richtigkeit der westindogermanischen These.

Der Grund dafür, daß das Zeichen ϙ = *q* in den griechischen Überlieferungen über die Sonderzeichen nicht genannt ist, ist darin zu suchen, daß es in der Zeit, als diese Überlieferungen fixiert wurden, bereits nicht mehr im Gebrauch war. Dieses Zeichen ist alter gemeinsamer Besitz der Griechen und Italiker, wie ein Vergleich zeigt.[187] Dies mag darauf hinweisen, daß dieses Zeichen während der italisch-griechischen Gemeinsamkeit entstanden ist. Die andere Möglichkeit ist die, daß es westindogermanisch ist, aber im Germanischen verloren ging, weil *k* und *q* nicht unterschieden wurden. Wahrscheinlich ist diese Unterscheidung nicht nur eine epigraphische, sondern auch eine sprachliche.

Das Sonderzeichen ⊕, ⊙ für *th* findet sich bei allen Griechen, aber auch in den italischen Alphabeten (neben dem etruskischen, das hier, weil entlehnt, durchweg mit dem westgriechisch-korinthischen übereinstimmt, nur im Messapischen und Venetischen (dort auch in der rechteckigen Form ◈ vorkommend), also in den „adriatischen" Alphabeten, die wir eng mit den Illyrern verknüpfen müssen. Bei den Umbriern findet es sich in der Bedeutung *t*. Das Umbrische kann aber von dem Etruskischen beeinflußt sein. Geschichtlich ist daraus der Schluß zu ziehen, daß die Entwicklung des *th*-Zeichens in eine Zeit fällt, in der die Verbindung mit den Italikern schon gelöst war, diejenige mit den Illyrern aber, die ja nie ganz abgebrochen ist, noch bestand. Das Zeichen ɸ, Φ für *ph* (*f*) findet sich – abgesehen von den archaischen Alphabeten von Thera und Melos – in allen griechischen Alphabeten und (neben den etruskischen, die von den Griechen entlehnt haben) in den venetisch-messapischen und denjenigen von Bozen-Trient, die alle in den adriatisch-illyrischen Bereich gehören. Sonst fehlt es in den italischen Alphabeten. Dies wirft ein Licht auf die Entwicklungsgeschichte der Schrift im italisch-griechischen Raum. Nicht nur die Latiner und Falisker, sondern auch die Osker-Umbrer, die ja zur zweiten großen Welle der in Italien einwandernden Indogermanen gehören, hatten sich offenbar *vor* Entwicklung dieses *ph*-Zeichens aus dem gemeinsamen Verband der Griechen-Italiker gelöst. Die illyrischen Völkerschaften aber standen noch in Verbindung mit den Griechen.

Die Tatsache, daß die archaischen Alphabete von Thera und Melos das Zeichen nicht haben, kann so erklärt werden, daß die Dorer – die doch wohl die ältesten Träger dieses archaischen Alphabetes sind –,

zur Zeit der Entstehung dieses Zeichens noch irgendwo nördlich des gemeinsamen griechisch-illyrischen Bereiches gesessen haben und erst gegen Ende der großen illyrischen Bewegung (Seevölker) durch den griechischen Raum hindurch weit gen Süden vorgestoßen sind.

Das Zeichen ᛉ wird in den westgriechischen Alphabeten für *ch* (*kh*) gebraucht, ebenso in den adriatischen Alphabeten (also im venetisch-messapischen und im Bozen-Trienter Alphabet).

In den anderen griechischen Alphabeten stehen für den *ch*-Laut andere Zeichen, und das Zeichen ᛉ wird für den Laut *ps* verwendet. Auch dieser Befund ist von Wichtigkeit; denn er zeigt, was vorgeschichtlich ja bezeugt ist, daß eine „adriatische" Gemeinsamkeit noch lange bestand, die sich auch in der Schriftentwicklung zeigt. Die westgriechischen Alphabete haben für den Laut *ch* neben dem Zeichen ᛉ auch das Zeichen Ѱ, ψ; dies muß daher rühren, daß das Zeichen ᛉ, Ψ von den östlichen Alphabeten ausgehend allgemein das Zeichen für *ps* wurde.

Die weitere Entwicklung spielt sich ganz innerhalb des griechischen Bereiches ab, auch hier zunächst getrennt. Die westlichen Alphabete brauchen ein Zeichen für den Laut *ks*, ×, +; in dieser Bedeutung wird das Zeichen noch in den oskisch-umbrisch-faliskisch-latinischen Bereich Mittelitaliens übertragen; hängt dies mit der Evander-Tradition zusammen?

Dasselbe Zeichen wird in den ostgriechischen Alphabeten für *ch* verwendet, was, wie wir sehen werden, alte westindogermanische Überlieferung ist. Dagegen verwendeten das milesische und korinthische Alphabet für *ks* das Zeichen ⧧, Ξ. Die Südgruppe Thera-Melos nimmt auch an dieser Entwicklung *nicht* teil! Für *ks* verwendet sie das Zeichen ψ. Athen hatte kein besonderes Zeichen für *ks*.

Endlich wurden besondere Zeichen für *ps* geschaffen, wobei man in den östlichen und westlichen Alphabeten jedoch verschiedene Zeichen verwendete. Milet hat für *ps* das Zeichen Ѱ, ᛉ, Korinth hat Ψ, Arkadien hat)|((Lokris hat Ж) und Lakonien ⧖. Dies ist wieder ein Beweis für Sonderentwicklungen auch *innerhalb* des griechischen Raumes. Doch weder Athen noch die Südgruppe nehmen an dieser Entwicklung teil.

Überblickt man die Tabelle und Geschichte dieser Sonderzeichen, so hat man den Eindruck, daß sich hier eher sprach- und siedlungsgeschichtliche Entwicklungen abzeichnen als rein formalgeschichtliche Entlehnungen, die ja nicht so eng an die Sprach- und Siedlungsgrenzen gebunden sind.

Diese Vermutung wird zu höchster Wahrscheinlichkeit, wenn die Frage nach der Entstehung des Lautwertes dieser Sonderzeichen aufgeworfen und beantwortet wird. Die Antwort wird zeigen, daß in der

Bildung dieser Sonderzeichen einfach die westindogermanische Tradition fortgesetzt wird, einmal sinnbildgeschichtlich, dann aber auch sprachlich und in der Bestimmung der Lautwerte durch Namen nach dem akrophonischen Prinzip.

Dies muß uns – da der Versuch, die griechischen Sonderzeichen auf der Grundlage der Entlehnungshypothese mittels der formalgeschichtlichen Methode zu erklären, gescheitert ist – zunächst als Arbeitshypothese dienen.

6.1 Die Entstehung des Lautwertes der griechisch-italischen Sonderzeichen

Wenn die Griechen-Illyrer und Italiker ein Zeichen in ihr Lautsystem eingeordnet haben, dann muß es mit einem Begriff verknüpft gewesen sein, der dem Sinn des alten Sinnbildzeichens entsprach. Der Lautwert des Zeichens ⊙ = *th* und sein Sinnbildgehalt führen auf die richtige Spur. Die Bezeichnung für die zentrale Gottmacht im Griechischen ist bekanntlich θεός, „Gott", das ja das idg. *deivos*, „der Leuchtende" verdrängt hat. Nach Friedrich Bechtel ist die Bedeutung von θεός, „der Glänzende",[188] was ausgezeichnet zu dem Sinnbild ⊙, ⊕ paßt, das ja ein „Sonnenrad" oder „Sonnenauge" ist. Die Verwandlung des Wortes θεός für „Gott" überhaupt ergab sich aus der Vorherrschaft der Sonnenlicht- und der Sonnenverehrung.

Das Zeichen ⊕ ist als ein weit in die Bronze- und Jungsteinzeit zurückreichendes, vielfach vorkommendes Sinnbild anerkannt, das mit Recht als vierspeichiges Lebens-Sonnenrad gedeutet wird. Neben ihm steht ein anderes Sonnensinnbild ⊙ (das von dem Zeichen für θ, ⊖, das auch noch in kreisrunder Form – also identisch aussehend – vorkommt, sinnbildkundlich getrennt werden muß!). Dieses alte Sinnbild des Jahres-Sonnenrades hat nun im griechischen Alphabet der älteren Zeit den Lautwert *th* (θεός); (denselben Lautwert hat es bekanntlich im phönizischen Alphabet, das ja auf die illyrischen Phoinikes zurückgeführt worden ist); später hat es eine abgekürzte Form: θ. In den italischen Alphabeten tritt dafür auch das einfache Sonnenzeichen ⊙ auf.

Der Lautwert des Zeichens entstand also, indem man ihm einen diesem Licht-Gottsymbol sinngemäßen Namen gab, eben θεός; dieser Name beginnt mit einem griechischen Theta, θ = *th* (θ ist ja aus ⊕, ⊙ entstanden). Es handelt sich also um den ersten Laut des Begriffsnamens, mit dem man den Lautwert des Zeichens nach dem altüberkommenen westindogermanischen Prinzip der Akrophonie bezeichnete.

In derselben Weise wurde auch das andere Zeichen für den Sonnen-Licht-Jahresgott Ⲫ, ϕ, aus dem der griechische Laut ϕ = *ph* (*f*) entstanden ist, in das illyrisch-griechische Zeichensystem eingebaut.

Ebenso erklärt sich der Lautwert des griechischen Phi-Zeichens Φ: Ein anderes griechisches Wort für den Lichtgott war Φοῖβος, wohl aus der indogermanischen Wurzel **bheig*, „glänzen"[189] stammend, ein Beiwort, das vor allem Apollon zukam.[190] Das Zeichen Ⲫ, ϕ konnte den Namen Φοῖβος mit gutem Recht tragen. So entstand dessen Lautwert Φ = *ph*.

Diese Darlegungen erklären auch – im Gegensatz zur erfolglosen rein formgeschichtlichen Methode der Ableitung dieser Zeichen –, wie zwei ähnliche Zeichen so verschiedene Lautwerte bekommen konnten. Die hier befolgte Methode vermag zu zeigen, wie es überhaupt zu der Bestimmung von Lautwerten kam; denn niemand wird annehmen wollen, daß die Griechen einfach Zeichen herausgegriffen und willkürlich mit Lautwerten belegt hätten. Solches für ein derart begabtes Volk anzunehmen, wäre absurd. Der hier aufgrund sinnbildkundlicher Forschung dargelegte Vorgang der Schöpfung neuer Zeichen zeigt Sinn, Folgerichtigkeit, ja Notwendigkeit dieser Vorgänge. So wächst aus der Welt der Sinnbilder mit ihren tiefen Gehalten bei einem organisch lebenden und schaffenden Volk die Schrift.

Auch die weiteren griechischen Sonderzeichen mit ihren Lautwerten finden nach dieser Methode ihre Erklärung, wenn hier vielleicht auch noch offene Fragen bleiben. Betrachten wir zunächst die verschiedenen Zeichen für *ch* (*kh*):[191] Die östlichen Alphabete und Korinth haben dafür die Zeichen ×, +, also die gekreuzten Balken. Daraus wurde dann im klassischen griechischen Alphabet das Chi-Zeichen X, Χ. Wie kommt dieses gekreuzte Balkengefüge zu dem Lautwert *ch*?

Hier ist an die germanische *g*-Rune × zu erinnern, die auf idg. **ghabh(o)lo*, „Gabel" oder **ghebh-el*, „Giebel" zurückzuführen ist. Der indogermanische Lautwert des Zeichens ist also *gh* gewesen. Dieses *gh* entwickelte sich im Griechischen zu *ch*. Die Zuordnung des Lautwertes *ch* zu dem Zeichen ist also ganz verständlich.

Für den griechischen Namen des Zeichens könnte man sich auch eine Ableitung von **ghei*, „auseinanderklaffen"[192] (vgl. grch. χασμα, „die klaffende Öffnung" oder von **gheu*, „gähnen", „klaffen" denken).[193]

Eine Anzahl von Wörtern im germanischen Sprachraum beweisen, daß mit der idg. Wurzel **ghei* Worte für gekreuzte Äste oder Balken gebildet worden sind (und zwar mit *gh*-Erweiterungen). So heißt beispielsweise ahd. schweiz. *geigle*: „Doppelast an einem Baum, der in einem beliebigen Winkel auseinandergeht", im Pl. „die Schenkel",

nhd. „Heugeige“ sind die „Stöcke mit abstehenden Ästen zum Aufschobern des Heus“.[194]

Vor diesem Hintergrund erklären sich so auch die anderen griechischen Zeichen für *ch*: X, ᛦ, ᛉ. Nach Alois Walde und Julius Pokorny wurde **ghei* auch für „schief abstehen“ gebraucht,[195] besonders von Hölzern, die schräg aufeinanderstoßen. Dieser Grundbegriff ist aber in den beiden X-Zeichen verwirklicht. Da das indogermanische *gh* sich, wie schon gesagt, im Griechischen zu X entwickelt hat, werden die Zeichen einen Namen gehabt haben, der aus der Wurzel **ghei* gebildet war. Wie aber dieser Name gelautet haben muß, kann ich nicht mehr feststellen; **gheitom* jedenfalls wäre als indogermanische Bezeichnung durchaus angebracht, denn es bezeichnete jedes schräg aufeinanderstehende Balkengefüge. Daraus erklärte sich dann der griechische Lautwert für χ.[196]

Es ist nötig, noch den griechischen (und italischen) *ks*- beziehungsweise *x*-Laut zu betrachten: Da *ks* ein griechischer Laut ist, muß der Lautwert des Xi-Zeichens auch aus dem Griechischen erklärt werden. Ich wage folgende Deutung: Das Kreuzzeichen +, ×, grch. σταῦρος, trägt im Griechischen auch den Namen ξύλον und bedeutet dann „Pfahlkreuz“, „Galgen“. Diese Kreuzzeichen können also wohl diesen Stamm ξύλον tragen, daher bekam das Zeichen seinen Lautwert. Aus dem westgriechisch-adriatischen Bereich ist es dann zu den Latinern und verwandten Völkerschaften gewandert, und zwar mit diesem Lautwert.

Auch die *ks*-Zeichen von Milet und Korinth ǂ, Ŧ können jetzt erklärt werden. Wir haben das Zeichen oben als ein Symbol des Weltenbaumes erkannt, der religionsgeschichtlich mit der Welten- oder Himmelssäule verknüpft ist. Als Symbol der Weltensäule konnte dieser Baum wohl auch den Namen ξύλον, „das Holz“, „der Pfahl“ tragen; wie der Weltenbaum in der Edda, in dem sich das im Fimbulwinter übrigbleibende Menschenpaar birgt, der einfach „Hodd-Mímirs Holz“ (*holt*, vgl. Vafþrúðnismál 45) genannt wird. Vielleicht sind hier sogar mythologische Zusammenhänge aus der westindogermanischen Zeit noch wirksam. Es ist immerhin auffallend, daß Korinth für das *z*- und *ks*-Zeichen dasselbe Symbol benutzt, nämlich Ŧ. Rein formgeschichtlich kann das gar nicht erklärt werden. Bei sinnbildkundlicher Betrachtung aber löst sich das Rätsel ungezwungen: Die zwei gleichen Zeichen stammen aus zwei verschiedenen Entwicklungskreisen der Schrift. Der Lautwert *z* stammt aus der altgriechisch-illyrischen Zeit, in der das Zeichen den Namen Ζεύς trug; der Lautwert *ks* aus der späteren Zeit, in der die Alphabete von Athen und Milet dem alten Zeus-Baumzeichen den Namen ξύλον, „Holz“, „Pfahl“ gaben und das Zeus-Baumzeichen zur Unterscheidung nur

noch mit zwei Querbalken schrieben: I, während Korinth zwar das neue *ks*-Zeichen ebenfalls annahm, aber daneben die alte Form des *z*-Zeichens beibehielt oder wenigstens noch zusätzlich verwandte.

Schließlich könnte auch das *ks*-Zeichen von Thera und Melos ᛦ noch als ein Pfahlzeichen mit dem Namen ξύλον gedeutet werden, obwohl dies so lange als eine Vermutung angesehen werden muß, bis solche Pfahlformen – etwa zum Pfählen von Verbrechern – bekannt werden.

Auch die verschiedenen Formen des Psi-Zeichens, Lautwert *ps*, finden nach diesem Prinzip ihre Erklärung: in Milet die Formen ᛦ, ᛉ in Korinth die Form ᛉ, während sich in Arkadien die Form Ӿ und in Lokris)|(finden (mit der Abwandlung ⧗ in Lakonien). Das milesische und das korinthische *ps*-Zeichen können leicht als identisch erkannt werden. Die arkadischen Zeichen können rein formgeschichtlich damit allerdings nicht in Verbindung gebracht werden. Wenn es aber möglich wäre, einen Grundbegriff zu finden, unter den diese verschiedenen Zeichen alle eingeordnet werden könnten, wäre auch diese Schwierigkeit zu lösen.

Ich gehe den Weg, auf dem ich selbst zu einer Lösung gekommen bin: Das griechische Ψ-Zeichen erinnerte mich an eine λύρα, eine „Leier“, wie wir sie oft abgebildet sehen. Als ich dann die Vasenbilder von Ödenburg genauer betrachtete, fiel mir auf, daß das dort mehrmals vorkommende Saiteninstrument – offensichtlich eine Leier – mit dem *ps*-Zeichen von Lokris eine auffallende Ähnlichkeit zeigt. – Wenden wir nun das aufgezeigte Prinzip der Namengebung der Zeichen durch Akrophonie auch auf diese beiden Grundzeichen an, so bietet sich ohne Zwang der gemeinsame Name ψάλτιγξ für ψάλλω, „zupfen“ für die so verschiedenen Formen. Dieser Name ergibt den Lautwert ψ ≠ *ps*.

Die milesische Form kann schließlich als schematische Darstellung einer dreieckigen Leier, wie sie beispielsweise Aristoteles erwähnt, angesehen werden. Damit wäre auch dieses Zeichen unter den Grundbegriff ψάλτιγξ eingeordnet. Man hat also in den verschiedenen Bereichen einfach die stilisierte Zeichnung eines leierartigen Gebildes, das wohl – wie in Lokris – der regional üblichen Form des Instrumentes entsprach und dem man den Namen *psaltinx* – ψάλτιγξ – gab, als Darstellung des *ps*-Lautes verwendet. Dies erklärt die große Verschiedenheit des Zeichens bei demselben Lautwert. Die rein formalgeschichtliche Methode steht diesen Schwierigkeiten völlig hilflos gegenüber, wie der ganze Streit um die griechischen Sonderzeichen seit Jahrzehnten beweist.[197]

Das *q*-Zeichen, das dem alten griechischen und einer Reihe italischer Schriftzeichen angehört, hat diese Form: ϙ, ϙ usw. Es findet sich

verschiedentlich in der westindogermanischen Sinnbildtradition;[198] ebenso ist es ein wichtiges Zeichen in den Inschriften auf den mykenischen Vasen des Festlandes. Die Form dieses Zeichens weist auf ein Instrument, das aus der Vorgeschichte gut bekannt ist, nämlich auf einen Knochenbohrer oder -stichel, der oben einen Gelenkkopf zur Handhabe hat. Dieser Grundbegriff und der Lautwert des Zeichens führen auch zu seinem westindogermanischen Namen: ein solcher Gelenkkopf oder eine solche -pfanne heißt idg. **qap-ut*, „Gelenkkopf", „-pfanne", „Kopf".[199] Daß dies der ursprüngliche Name des Zeichens auch bei den Phoinikern (Φοίνικες) gewesen ist, zeigt auch der aus dem Semitischen nicht erklärbare phönizische Name des Zeichens *qoph*.

Das Instrument selbst hat im Indogermanischen wohl noch einen Namen getragen, der mit der Wurzel **qel* oder **qelā*, zusammenhängt,[200] aus der ja verschiedene Worte für Meißel, Stichel, Messer, Dolch – etwa lat. *celtis*, „Kelt", „Meißel" – gebildet worden sind. Ich halte es für möglich, daß ein so gebildetes Wort, etwa **qelt*, ein zweiter Name des Zeichens war, der ihm ja denselben Lautwert gab.

Dieser Doppelbezeichnung von Sinnbildern begegnen wir häufig. Hierbei ist meistens der Eigenname die geheimere, der andere Begriff die allgemein bekannte Bedeutung (man denke an die *þ*-Rune, die den Namen *þurs* und daneben den anderen *þorn* trägt. *Þorn* ist aber ein Deckname für *þurs*, den Namen, den der Urriese *Bölthorn* trägt (vgl. dazu unten die Erklärung der Rune).

Das *o*-Zeichen in den griechischen und italischen Alphabeten hat diese Formen: ○, ⊙, 0, ⊙, ◇, ◈, □ (phönizisch ○).[201] Durch die vergleichende Schriftforschung wird die Grundbedeutung des Zeichens auch sofort klar: Es ist das Bild eines Auges. Die ovalen Zeichen mit Punkt müssen als die älteren angesehen werden, da im Laufe der Entwicklung wohl ein Punkt wegfallen kann, während das Hinzufügen eines solchen weniger wahrscheinlich ist.

Der Lautwert dieses Zeichens erklärt sich ebenfalls aus dem Indogermanischen, denn „Auge" heißt idg. **oqu̯(e)s*, lat. *oculus*, grch. ὄσσας usw.[202] Vielleicht steht das Zeichen neben dem menschlichen auch für das Sonnenauge, das zum Beispiel im Indoarischen eine so große Rolle spielt; die runden Formen, die ja schon in den Felsritzungen so häufig sind, scheinen darauf hinzudeuten.

In norditalischen Alphabeten findet sich neben dem behandelten *o*-Zeichen noch ein zweites mit den Formen ᛟ, ᛟ, ᚦ (s. Tab. 7), das wohl im Unterschied zu dem ersteren als Bezeichnung für das lange *ō* verwendet wurde.

Dasselbe Zeichen findet sich, wie oben schon dargelegt, auf der Bügelkanne von Orchomenós mit dem Lautwert *ō*. Im ältesten griechischen Alphabet ist es nicht vorhanden, da dort offenbar zwischen lang und kurz *o* schriftlich nicht unterschieden wurde. Da das etruskische Alphabet, wie wir gesehen haben, vom griechischen (korinthischen) abgeleitet ist, findet es sich auch dort nicht. Dagegen ist es in die germanische Runenreihe eingebaut, wo es für *o* überhaupt steht. Auch dieser Tatbestand spricht wieder entschieden gegen die Entlehnungshypothese, denn wären die norditalischen Alphabete vom etruskischen beziehungsweise vom griechischen abgeleitet, könnte man nicht verstehen, wie ein Zeichen für *o* dort hineingeraten konnte, das in den Alphabeten, von denen es abgeleitet sein soll, nirgends vorhanden ist. Und niemand wird annehmen wollen, daß die Norditaliker das einfache *o*-Zeichen, das sie doch kannten und benutzten, in ein ᛟ- oder gar ᛟ-Zeichen verwandelt hätten. Wenn diese Annahme gemacht werden sollte, würde sie durch die vorgeschichtliche Forschung widerlegt sein.

Daß es sich um ein altüberliefertes Zeichen im illyrisch-griechischen Raum des zweiten Jahrtausends v. d. Ztw., ja um ein westindogermanisches Zeichen handelt, wird nicht nur durch die Bügelkanne von Orchomenós, sondern auch durch die bronzezeitlichen norditalischen und germanischen Felszeichnungen bewiesen, in denen dieses Zeichen verschiedentlich auftaucht, wie auch auf Gefäßen des bronzezeitlichen Balkan (beispielsweise Orsowa; vgl. dazu Kap. 6) und ebenso in dem Linearsystem der kretisch-mykenischen Schrift.

Nimmt man alle diese Funde des Zeichens im germanischen, norditalischen, illyrisch-griechischen und kretisch-mykenischen Raum zusammen, so bleibt nur noch eine Erklärung für diese Gemeinsamkeit, nämlich diejenige eines alten Gemeinbesitzes, der in westindogermanische Zeit zurückgehen muß.

Wenn nun die Entwicklung des Lautwertes *o* für dieses Zeichen ebenfalls aus indogermanischen Voraussetzungen klargemacht werden könnte, wäre der Ring der Beweisführung geschlossen. Das soll gleich geschehen.

Zuvor ist aber noch ein Blick auf das griechische Alphabet der späteren Zeit zu richten: Während man etwa in Thera den Versuch machte, lang und kurz *o* durch die Zeichen ⊙, ○ zu unterscheiden – auf Melos durch die Zeichen ○, C –, taucht in der ionischen Schrift etwa vom 6. Jahrhundert an ein langes *ō* mit der Form Ω, also des späteren griechischen Buchstabens Omega, auf. Dieses bleibt zunächst auf das ionische Gebiet beschränkt, bis dann das ionische Alphabet ab dem Jahre 403 v. d. Ztw. in Attika öffentliche Geltung gewann und so griechischer Allgemeinbesitz wurde. Die Entstehung dieses ionischen Omega soll nun aufgeklärt werden: Es als eine Abwandlung des einfachen *o* zu deuten, wirft einige Schwierigkeiten auf, denn

dann hätten ja die Ionier zum Beispiel die einfachere Methode von Thera und Melos verwenden können. Vielmehr kann die Entwicklung dieses Omega aus dem alten ᛟ-Zeichen durchaus begreiflich gemacht werden. Man muß voraussetzen, daß die Ionier dieses *o*-Zeichen kannten, weil ja ihre Schrift nach Herodot mit der phoinikischen, die das Zeichen nach dem Zeugnis der Bügelkanne von Orchomenós hatte, eng verknüpft war. Es ist anzunehmen, daß das *o*-Zeichen als Sinnbild weiterhin Verwendung fand. Als dann die wissenschaftliche Entwicklung der Phonetik ein zweites *o*-Zeichen verlangte, griff man nach dem alten Zeichen und ordnete es in die auf eine Linie ausgerichtete Schriftreihe ein. Aus diesem Grunde wurde die Schleife zu einem Zeichen mit einem waagerechten Strich unten: Ω; dieses entwickelte sich dann infolge der Ecken beim flüssigen Schreiben zu dem ionischen Omega: Ω.[203]

Wie kommt nun aber dieses Zeichen zu seinem Lautwert *o*? Auch hier muß von dem ursprünglichen Sinn des Zeichens ausgegangen werden. Wir sind in der glücklichen Lage, mit Hilfe von germanischen Bräuchen und den Schildzeichen aus der *Notitia dignitatum* auf die im Zusammenhang mit der Runenforschung Franz Altheim hinweist,[204] einwandfrei erklären zu können. Joseph Otto Plaßmann hat den Schaub oder die Strohschleife, die als Einhegungszeichen auf leere Äcker gestellt wird, wegen ihrer Form als Odal-Rune gedeutet, und zwar zu Recht.[205] Der Schaub wurde auf den Acker gestellt, um damit anzudeuten, daß dieser fester, eingehegter Besitz sei, der nicht betreten werden darf. Eine etwas flüchtig ausgeführte Art dieses Schaubes wird im schwäbischen Gebiet noch heute überall auf Äckern aufgestellt, auf die im Herbst keine Schafe getrieben werden dürfen. Sorgfältig ausgeführt, stellt der Schaub in der Tat ein Geflochtenes, eine Schleife dar. Noch deutlicher wird dies auf den Schildzeichen aus der *Notitia dignitatum*, denn dort ist die Odal-Rune als ein geflochtener Strick oder Schaub dargestellt. Sie war also in dieser Form in der Tat ein Heilszeichen auf dem Schilde der germanischen Söldner im römischen Heer.

Damit ist die Grundbedeutung des Zeichens sichergestellt, es steht für „Geflochtenes“, „Schleife“. Ich glaube aber, daß sich bei einem von der Sprachgeschichte ausgehenden Blickwinkel derselbe Ursinn ergibt.[206] „Flechten“, „weben“ heißt im Indogermanischen *au̯*.[207] Von dieser Wurzel gab es im Indogermanischen eine *dh*-Erweiterung, also *audh* mit der Bedeutung „das Flechten“, „die Flechte“, „Flechtwerk“ usw. Durch grch. ὀθόνη, „Gewobenes“ und die indoarischen Formen wie *otu*, „Weben“ usw. wird bewiesen, daß dieses *au̯* schon im Indogermanischen eine starke Neigung zu einem dumpfen *o* hatte. Also heißt *audh* mit der Neigung zu *ōdh* auf Indogermanisch „das

Geflecht“, „das Geflochtene“, und somit auch „die Schleife“ als das Grundelement von Weben und Gewebe. Dieser Name paßt ausgezeichnet zu dem geflochtenen Odal-Zeichen, das selbst eine Schleife darstellt.

Der tiefere Sinn dieses Schleifensymbols ergibt sich aus religionsgeschichtlichen Vergleichen: Bei allen Indogermanen ist Spinnen, Flechten, Weben ein Bild für das Walten des Schicksals; so spinnen oder weben die Nornen, die Parzen, die Moiren – ja selbst Zeus spinnt oder webt, wenn er Schicksal schafft –, und auch die indoarischen Schicksalsfrauen weben. Das Bild erstreckt sich in der Tat über die gesamte indogermanische Welt; auch die Armenier, Balten, Slawen haben daran teil. Das Flechten, Spinnen, Weben ist also ein mythisches Bild für das Walten des Schicksals, das in indogermanische Zeit zurückgehen muß. So dürfen wir schließen, daß als abkürzendes Sinnbild dieses Schicksalswaltens die Schleife oder Flechte, das „Odal-Zeichen“, diente und den Namen *audh* = *ōdh* trug, woraus sich nach dem uns bekannten Prinzip der Lautwert *au̯* = langes, dumpfes *ō* ergab.

Die Frage, wie dieses Zeichen im Germanischen zu dem Namen *óþala* kam, der aus den verschiedenen Namen der verschiedenen Runensysteme erschlossen werden kann, ist sekundär, soll aber hier nicht übergangen werden. Es könnte sein, daß der gemeingermanische Name *óþala* jenem alten nordischen, nur in der Poesie gebrauchten *óðala* entspricht, das „Gemüt“, „Natur“, „Wesen“ bedeutet. Wir hätten dann in diesem Wort dieselbe Bedeutungsentwicklung wie bei *skop*, das ja im Nordischen auch „inneres Wesen“, „Charakter“ bedeutet, wörtlich „Schaffung“, also „das erschaffene“ oder „das vom Schicksal geschenkte Wesen“. Diese Bedeutung ergibt sich aus dem Plural *skǫp*, der ja „Schicksal“ und „Schicksalswalten“ bedeutet. Wir haben hier denselben Gedanken wie in grch. δαίμων und in lat. *genius*.

Aber auch wenn *óþala* wie allgemein angenommen in der Runenreihe in seiner geläufigen Bedeutung „Eigentum“, „Erbe“ bedeuten sollte, wäre der germanische Name durchaus begreiflich. Denn man empfand dieses Erbe als vom Schicksal geschenkt, so daß wir von *audh* beziehungsweise *ōdh* zu *óþala*, dem Sinne nach (wenn auch nicht etymologisch) eine Konvergenzentwicklung hätten, durch die die beiden Namen sich vereinigen konnten.[208]

Mit dem Vorgetragenen ist der ursprüngliche Sinn des Zeichens mit seinem indogermanischen Namen und dem sich daraus ergebenden Lautwert befriedigend erklärt. Die aufgestellte Bedingung ist erfüllt: Der erschlossene Begriff und der Name des Zeichens ergeben sich aus seiner Form ohne Zwang; der Name enthält eine tiefe sinnbildliche Bedeutung, und sein Anlaut ergibt den überlieferten Lautwert des Zeichens.

6.2 Das griechisch-italische und das germanische *g*-Zeichen

In den griechischen und italischen Alphabeten hat der *g*-Laut diese Formen Γ, ⌐, <, ˥. Im Italischen fällt das Zeichen oft mit dem *k*-Zeichen < zusammen und hat häufig auch die runde Form C (vgl. unten das *k*-Zeichen im Runenalphabet).

Der *g*-Laut im Runenalphabet hat die Form ×. Man hat vielfach angenommen, das *g*-Zeichen im Germanischen sei eine Verdoppelung des italisch-griechischen Winkels mit den Spitzen gegeneinander. Dabei wurde aber nicht in Betracht gezogen, daß die griechischen und italischen Alphabete das Zeichen der gekreuzten Balken ebenfalls haben, aber nicht als *g*-, sondern als das Chi-Zeichen χ = *ch* oder X (vgl. oben). Auch hier liegen wieder etwas verwickelte Verhältnisse vor, die jedoch im Lichte der westindogermanischen Herkunft dieser Zeichen geklärt werden können.

Das italische und griechische *g*-Zeichen stellt einen Winkel dar. Solche Winkelzeichen werden uns unter den westindogermanischen Sinnbildern vielfach begegnen. Das Zeichen kann auch als Sinnbild für ein gebogenes Knie angesehen werden, wie wir es auf Felszeichnungen finden. Sein Lautwert erklärt sich ohne Schwierigkeit aus dem indogermanischen Sinnwort des Zeichens, denn Knie heißt idg. *ĝenu*, *ĝonu* usw.[209] und hat in den wichtigsten indogermanischen Sprachen seine Entsprechung; im Griechischen hat das Wort zudem noch die Bedeutung „Ecke", „Winkel". Vielleicht hat dieses Zeichen auch die tiefere symbolische Bedeutung „Beugen des Knies" in der heiligen Handlung – also „Anbetung" – gehabt.

Die Germanen haben das Zeichen aufgegeben, jedoch statt dessen das ebenfalls alte Zeichen der gekreuzten Balken behalten. Diese Entwicklung kann, wie ich glaube, sinnbildkundlich und sprachgeschichtlich befriedigend erklärt werden. Wenn wir uns fragen, wo das Zeichen am besten eingereiht werden könnte, so werden wir wie von selbst auf die Gabelung geführt, die an vorgeschichtlichen Häusern durch die beiden Giebelbalken gebildet werden. Diese haben, wie wir aus der Volkskunde wissen, einen bedeutsamen Symbolcharakter, nämlich als Schutz vor Blitz und bösen Mächten, als Zeichen des Segens der Götter usw. Häufig laufen sie ja noch in Sinnbilder aus: Pferdeköpfe, Schwanenhälse usw. Auch die Astgabel hat einen wichtigen sinnbildlichen Charakter. Das indogermanische Wort für eine solche Gabelung ist, wie schon oben gezeigt, **ghab(o)lo*, **ghab(o)lā*.[210] Damit hängt das Wort *gaffel* zusammen, das ist der Name für den oberen Baum des Großsegels, der ein gegabeltes Ende hatte, das am Mast anlag. Ob unser Wort „Giebel" hier-

hergehört, ist umstritten. Vielleicht muß dafür ein besonderer Stamm angesetzt werden: **ghebh-el*.[211] Auch dieses Wort könnte als Name des Zeichens in Betracht kommen.[212]

Der ursprüngliche Lautwert des Zeichens muß dann *gh* gewesen sein. Dies wird durch die schon oben gezeigte griechische Entwicklung bewiesen, denn dort steht ja das Zeichen × für den Laut χ = *ch*, der sich aus dem idg. *gh* entwickelt hat. Das Germanische brauchte ein solches *ch*-Zeichen nicht, also wurde das Zeichen bei der Lautverschiebung frei. Dagegen entwickelte sich das idg. *gh* durch die Lautverschiebung zu *g*. So konnte im Germanischen das alte Balkenkreuzzeichen, das so reich mit Sinnbildgehalt beladen war, als *g*-Zeichen beibehalten werden. Damit war das alte *genu-* = *g*-Zeichen ᛚ, das viel weniger Sinnbildgehalt hatte – vielleicht sogar einen dem Germanengemüt nicht besonders nahestehenden („gebeugtes Knie") –, überflüssig geworden und brauchte nicht in das Futhark eingebaut zu werden. Als *g*-Zeichen wäre es ja sowieso nicht mehr zu gebrauchen gewesen, da sich das alte **gīnu* usw. zu *knio* usw. verschoben hatte. Wir haben hier also einen Fall, in dem trotz Lautverschiebung der alte Name beibehalten werden konnte, weil das Zeichen einen der Lautverschiebung entsprechenden Lautwert bekommen konnte. Das Griechische aber brauchte durch seine Lautentwicklung beide Zeichen, denn es hatte ja neben seinem *g*-Laut (dargestellt durch das Gamma-Zeichen γ) auch den Laut *ch* (dargestellt durch das Chi-Zeichen χ), der sich aus dem idg. *gh* entwickelt hatte. So erklärt sich das verwickelte Verhältnis der Alphabetreihen durch die sinnbildkundliche Betrachtung durchaus befriedigend.

Freilich ist hier noch eine Frage zu beantworten, die sich bei dieser Betrachtung aufdrängt: Warum trägt das Zeichen als Runennamen nicht den alten Namen *gabal* oder *gebel*, *gibil*, sondern, wie es scheint, den Namen *gebu*, „Gabe"? Hier muß zunächst betont werden, daß der Name nur in einer nicht einmal sehr klaren angelsächsischen und gotischen Fassung vorliegt. Die Basis für das vorgebliche gemeingermanische **gebo* ist also sehr klein. Aber selbst wenn dies ein Name des Zeichens im Germanischen gewesen wäre, würde das nicht gegen die vorgetragene Deutung sprechen. Denn erstens ist zu sagen, daß der ursprüngliche Name sicher kein abstrakter Begriff, sondern ein Wort für eine anschauliche Sache gewesen sein muß. Zweitens wird der alte Name mit seiner ausgesprochen heidnisch-sinnbildlichen Bedeutung sehr bald den Haß der Kirche erregt haben, der ja gerade dieses Giebelzeichen ein Dorn im Auge war. Bei den christlichen Überlieferern der Namen – und andere haben wir leider nicht – wird die Tendenz, ihn zu verdrängen und durch einen anderen zu ersetzen, sehr stark gewesen sein. Der Ersatz *gēbo* aber konnte durchaus

an den sinnbildlich-religiösen Gehalt des Zeichens anknüpfen, denn es war ja Heilszeichen sowie Symbol des Schutzes und des Segens der göttlichen Mächte.

6.3 Die germanische *z-R*-Rune und die dänische *manR*-Rune

Im Zusammenhang mit den griechisch-italischen Sonderzeichen, die sich aus freien, durch einen westindogermanischen Lautwert nicht festgelegten Sinnbildern entwickelt haben, sei ein Zeichen behandelt, das den griechisch-italischen und den runischen Schriftreihen gemein ist, jedoch im Lautwert variiert, nämlich das Zeichen ᛉ, ᛘ mit seinen verschiedenen Abwandlungen. Eine genaue Untersuchung wird das Vorausgehende bestätigen, daß nämlich nur eine sinnbildkundliche Betrachtung diese verwickelten Verhältnisse klären kann und daß überdies dieses Zeichen tatsächlich eines der „freien" Symbole war, weshalb es im Laufe der Schriftentwicklung mit verschiedenen Lautwerten in die Zeichenreihen eingebaut werden konnte. Dieser Abschnitt wird auch zeigen, wie viele Fäden der Überlieferung oft in einem einzigen Zeichen zusammenlaufen.

6.3.1 Die *z*-Yr-Rune

Die Formen der *z*-Yr-Rune sind ᛉ, ᛯ – als „Sturzrune" auch ᛦ – sowie ags. auch ᛘ, Vadstena ᛘ. Die dänische Mann-Rune hat die Formen ᛉ, ᛉ, ᛘ. Das dritte dieser Zeichen hat seine Parallele in dem schwedisch-norwegischen ᛙ.

Die verschiedenen Namen und der verschiedene Laut dieser teilweise identischen Zeichen beweisen, daß ihre lautwertliche Bestimmung nicht gemeingermanisch gewesen sein kann. Denn wir haben ja zum einen den Lautwert *z* – nicht das griechische ζ = *ds*, sondern das stimmhafte *s* –, der sich im Nordischen, als dieses stimmhafte Schluß-*s* sich zu *R* entwickelte, zu eben diesem Lautwert verschob. Deshalb erhielt dort die Rune den Namen Yr, sie hieß also ursprünglich einfach *R*-Rune. Da der ursprüngliche Lautwert des Yr-Zeichens *z* = *s* war, muß gemäß dem in der Runenreihe durchweg gültigen akrophonischen Prinzip der Name des Zeichens ursprünglich anders gelautet und – falls nicht bei diesem neuen Zeichen das sonst allgemein gültige Prinzip außer Acht gelassen worden sein sollte – mit einem *s* begonnen haben. Welches war aber war nun dieser ursprüngliche Name?

Die germanischen Runennamen helfen uns hier leider nicht weiter; im Gegenteil, sie machen das Problem nur noch verwickelter. Auch dies ist ein Beweis dafür, daß für dieses Zeichen nicht einmal eine einheitliche germanische Überlieferung bestand. Im Nordischen findet sich der Name Yr in verschiedenen Formen. Das Wort bedeutet in dieser Form „Eibe". Es steht allerdings nicht fest, ob der Name in dieser Bedeutung genommen werden darf oder nicht einfach nur den *R*-Laut mit einem Vokalvorschlag aussagen sollte – der Name *eoh*, *eow*, „Eibe" gehört ja in der angelsächsischen Runenreihe zu dem *e*-Laut. Der angelsächsische Name der Yr-Rune ist dagegen *eolhxs*, in der Salzburger Handschrift *ilcs*, dessen Bedeutung nicht feststeht; gotisch lautet der Name *ezec*, und dessen Bedeutung ist ebenfalls unbekannt. Es bleiben also Fragen genug.

Franz Altheim kommt aufgrund einer eingehenden Untersuchung von norditalischen Felsbildern zu dem Schluß, daß das ᛯ-Zeichen das Hirschgeweih oder die Elchschaufeln darstellt und daß dieses einem Geweih verwandte Zeichen darum den Namen „Elch", germ. *algiz* trage.[213] Wolfgang Krause ist der Meinung, daß bei dieser Benennung auch die altgermanische Wurzel *alg* = *alh*, „abwehren", mitgespielt haben müsse, da die etymologisch verwandte Wortformel *alu-aluh* in Abwehrzaubern gebraucht wird. Altheim bringt im Anschluß an Georg Baesecke den Namen in Verbindung mit den *alcis* bei Tacitus, *Germania* 43, die ja verschiedentlich als „Elche" verstanden wurden und werden. Damit könnte auch das ags. *eolhxs* verknüpft werden, wie es Krause und Altheim ja auch tun. – Georg Baesecke erinnert noch an die Deutung „gespreizte Hand" für das Zeichen, die öfters vorgeschlagen worden ist und die offenbar auch bei Wolfgang Krause in seiner Auffassung des Zeichens als Abwehrzeichen durchschimmert. Diese Bedeutung ist aber für unser Urzeichen sicher auszuschließen, so wichtig sie sonst auch sein mag. Sie ist meiner Ansicht nach durch die alte Doppelform verboten.

Die Deutung des Zeichens als Geweih/Schaufel ist an sich durchaus einleuchtend. Aber zwei Dinge bleiben bei dieser Annahme ungeklärt: erstens, wieso das Zeichen in allen nordischen Runenreihen den Namen Yr usw. trägt, der zweifelsfrei „Eibe" bedeutet. Zweitens, wie das Zeichen zu seinem Lautwert *z* beziehungsweise *R* kommt, da doch durchweg in der Runenreihe offenbar das akrophonische Prinzip gilt. Daß Yr ein vokalisiertes *R* sein kann, muß als Möglichkeit bedacht werden.

Noch verwickelter wird die ganze Problematik dieses Zeichens, wenn wir die Runenlieder heranziehen. Im *Abecedarium Nordmannicum* heißt es: *yr al bihab*[*et*], wörtlich übersetzt „*yr* enthält alles". Es ist wohl keine Frage, daß in diesem Gedicht *yr* als „Eibe" und diese als

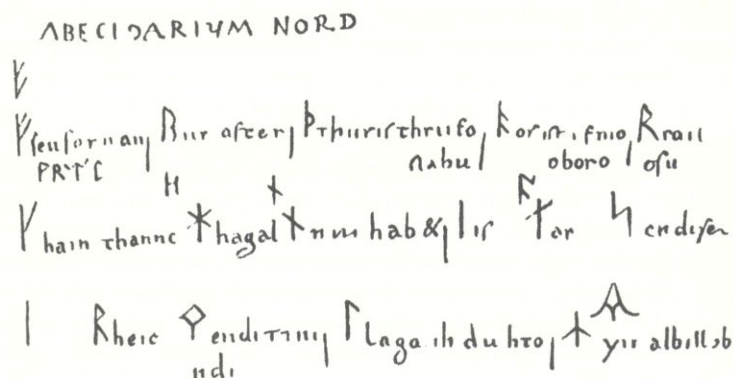


Fig. 12: Das Abecedarium Nordmannicum *ist das älteste der noch bestehenden Runengedichte. Es listet die 16 Runenstäbe der Jüngeren Runenreihe auf.*

Weltenbaum aufgefaßt wird. Man hat also den Weltenbaum mit dem *yr*-Zeichen zusammengebracht. Das norwegische Runengedicht faßt *yr* als Eibenbaum: *Yr er vetrgrønstr viða.* – „Eibe ist der wintergrünste Baum."[214] Das isländische Gedicht sagt: *Yr er bendr bogi...* – „Yr ist gespannter Bogen..."[215]

Wir haben also zwei Punkte, die als gesichert gelten dürfen: Yr wurde von allen Germanen als „Eibe" = Weltenbaum gedeutet, der ja, wie schon oben erwähnt, mit der Weltsäule gleichzusetzen ist. Das entspricht auch den Formen des Zeichens ᛉ, ᛘ. Die Form ᛦ könnte als Baumstumpf mit drei Wurzeln gedeutet werden. Zweitens wird das andere Zeichen ᛡ vielleicht auch als Elchschaufeln beziehungsweise Hirschgeweih aufgefaßt, da wir nun aber nicht nur die Form dieses Zeichens, sondern auch seinen Lautwert zu erklären haben – da es keineswegs als Laut- oder Schriftzeichen entlehnt sein kann, weil es mit seinem *z-R*-Laut fast nirgends vorkommt –, muß doch irgendwie begreiflich gemacht werden, wie es zu diesem seinem Lautwert kam, wenn doch der Lautwert noch durchweg, wie wir immer wieder sehen und wie auch alle Runennamen beweisen, durch den Anfangslaut des Sinnwortes des Namens bestimmt wird und dieser Name sinngemäß die Form des Zeichens sein muß.

Man muß entweder annehmen, daß bei diesem einen Zeichen das akrophonische Prinzip umgekehrt wurde und, da ja der Laut, um den es sich handelt, ein Schlußlaut war, auch ein Schlußlaut dem Zeichen den Lautwert gab, also stimmhaftes *s* = *z*. Dann könnte natürlich *algiz* der Name gewesen sein. Es scheint sogar, daß der angelsächsische Name *eolhxs, ilcs* auf eine solche Umkehrung hinweist, denn dort ist

der Lautwert des Zeichens *x*. Oder ob hier eine Spätentwicklung vorliegt? Eine solche Umkehr stößt doch auf starke Bedenken. Dann könnte ja übrigens dem Zeichen irgendein Stamm mit der *z*-Endung gegeben worden sein, denn solche Worte gab es Tausende. Ich wage es statt dessen, eine andere Lösung vorzuschlagen.

Durch die vergleichende Sinnbildkunde werden wir durch die Zeichen ᛉ, ᛘ auf den Hauptstützbalken des nordischen Hauses geführt. Dieser trägt bei Notker den Namen *magen-sul*, „Machtsäule" – man vergleiche hiermit die Hochsäule im Nordischen, die den Namen *ǫndvigis-sūl* trug, das etwas ähnliches bedeuten muß. Diese *magen-sul* ist mit der oberschwäbischen *first-saul* der Schwarzwälder *first-sūl* identisch. Der Name für diesen Stützbalken war also *saul, sūl*. Die außerordentliche Bedeutung des Stütz- und Firstbalkens im Volksbrauch und -glauben ist vielfach bezeugt.[216] Könnte nicht das Zeichen den Namen *sūl* getragen haben, der ihm seinen Lautwert *s* gab, das aber im Unterschied von dem ᛋ-Zeichen (nicht im Namen, sondern durch Vereinbarung) stimmhaftes *s* war? Als man anfing, auf genaue phonetische Unterschiede in der Aussprache zu achten, mußte auch das Bedürfnis erwachen, für die zwei *s*-Laute verschiedene Zeichen zu besitzen. Das scharfe Anfangs-*s* war durch das Zeichen ᛋ gegeben; für das stimmhafte mußte ein anderes gefunden werden, dem man durch Vereinbarung seinen stimmhaften Charakter schuf.

Diese *sūl* konnte selbstverständlich auch als Weltensäule verstanden werden, denn das Haus galt ja als Sinnbild des Weltenbaumes, und die Hauptstützsäule des Holzhauses war darum ein Symbol der Weltenstütze. Dies ist auch der Grund, warum sie überall im germanischen Raum bis in die christliche Zeit hinein Verehrung genoß, die auch heute noch in Volksbräuchen bei der Errichtung der Firstsäule oder des Hauptstützbalkens ihre Spuren hinterlassen hat.[217] Der Hauptstützbalken oder die Firstsäule war sozusagen die Irminsul im eigenen Hause.

Die weitere Entwicklung muß so vor sich gegangen sein: Als sich das *z* = stimmhaftes *s* im Norden zu *R* wandelte, mußte für das Zeichen auch ein neuer Name gesucht werden, damit das akrophonische Prinzip gewahrt blieb. Dieser war zunächst gegeben durch das *R*, und so nannte man das Zeichen einfach *R*-Zeichen. Der notwendige Vokalschlag führte dann zu dem Namen Yr. Damit war dem Sinnbild eine neue Bedeutung gegeben, nämlich „Eibe". Da Weltensäule und Weltenbaum, wie wir gesehen haben, eng verwandte mythische Begriffe sind, konnte das Zeichen auch als Sinnbild des Weltenbaumes aufgefaßt werden, für den auch die Eibe als Symbol steht.[218] Aus diesen Zusammenhängen erklärt sich dann das *yr al bihab[et]*, „In Yr ist alles beschlossen/enthalten" im *Abecedarium Nordmannicum*.

Die hier gegebene Erklärung, nach der die *z-R*-Rune ursprünglich das Sinnbild des Hauptstützbalkens war, das dann mit der Idee des Weltenbaumes verknüpft wurde, wird durch die enge Verbindung dieser beiden Symbole im indogermanischen Bereich bestätigt. Die *z-R*-Rune hat auf der Spange von Charney und sonst die Doppelform ᛯ, die man sich durch das Vorbild des Stützbalkens entstanden denken muß, der häufig an seinem Fuß zwei zur Seite weggehende kurze Strebebalken hat. – Dieser Fuß des Hauptstützbalkens kann auch allein für die *z-R*-Rune allgemein verwendet werden und hat dann diese Form: ᛦ; man nennt diese „Sturzrune", nach der Auffassung, daß man die gewöhnliche Rune einfach umgedreht hätte. Solche Um-



Fig. 13: Das Felsbild aus Fucine, das 1937 in der Val Camonica gefunden wurde, zeigt einen nordischen Haustyp – das Megaron mit Steildach und Giebel. Die Felsritzung wird durch einen in der Giebelmitte stehenden Hirsch gekrönt (nach Altheim/Trautmann-Nehring (1942), S. 20).

drehungen kommen zwar vor, aber dieser Fall muß hier nicht unbedingt angenommen werden.

So haben wir zum Beispiel unter den Sinnbildern der Salzmünder Kultur eines, das wie eine vervielfachte *z-R*-Rune aussieht. Sie kommt neben dem ebenfalls vervielfachten Baumsymbol vor (s. dazu Tab. 6). Die Stilisierung der beiden Sinnbilder ist dergestalt, daß Baum- und Balkenzeichen sich annähern, wiewohl die Unterschiede noch erkennbar sind. Auch auf einem griechischen Vasenbild finden sich die beiden Symbole verbunden.[219] Auf dem Kleid der auf einem Throne sitzenden Göttin sind ringsum abwechselnd das Baumsymbol (das auch auf dem Thronsessel eingeschnitzt ist) und die doppelte *z-R*-Rune mit Spiralen in der Mitte angebracht. Offenbar haben wir, wenn wir die Zeichen der Salzmünder Kultur und die auf dem Kleid der griechischen Göttin miteinander vergleichen, eine alte, durchgängige Symbolüberlieferung vor uns. Die Verbindung der beiden Zeichen ergibt sich wiederum, wie wir gesehen haben, aus dem sinnbildlichen und mythischen Zusammenhang ganz folgerichtig.

Ich glaube deshalb nicht, daß der ursprüngliche Sinn des Zeichens ᛯ, ᛯ „Geweih", etwa „Elchschaufel" und später „Hirschgeweih" war. Aber es mag an der Deutung Franz Altheims auch etwas Richtiges sein. Der Hauptstützbalken des Hauses konnte mit dem Firstbalken unschwer gleichgesetzt werden; der Firstbalken konnte aber in der Tat auch die Form einer doppelten *z-R*-Rune annehmen, indem die beiden die Firstsäule überkragenden Hauptbalken des Giebels und die beiden unteren Strebebalken ein ähnliches Bild hervorriefen wie der Hauptstützbalken:[220]



Im Symboldenken der Indogermanen sind sicher die beiden Hauptbalken des Hauses oft ineinander übergangen.

Nun ist die aus den Giebelbalken gebildete Gabel mit sinnbildlichen Zeichen – Pferdeköpfen oder Schwanenbildern – geschmückt gewesen. Offenbar konnte aber dieses Sinnbild auch durch ein Geweih, beispielsweise ein Hirschgeweih, das auf dem Firstbalken angebracht war, gebildet werden. So entstand eine enge Verbindung zwischen dem Firstbalken und dem Geweih. Und ich halte es für nicht unmöglich, daß auf diese Weise das Gesamtsymbol ᛯ als Geweih aufgefaßt wurde, zumal es quergelegt einem Hirschgeweih ähnlich ist. Das von Altheim veröffentlichte Hausbild[221] zeigt ja in der Tat einen Hirsch auf dem First- oder Hauptstützbalken des Hauses stehend. Schon Georg Baesecke hat an die Königshalle des Hroðgar im Beowulf-Epos, die *heort, heorot*, „Hirsch" heißt, erinnert,[222] wohl weil der Firstbalken mit einem Hirschgeweih geschmückt war. Man kann

hier auch an den Hirsch Eikþyrnir erinnern, der nach Grímnismál 26 auf dem Dach des Weltenbaumes Lærað steht.[223] Wir haben hier vielfache Zusammenhänge und Überschneidungen der alten Symbole, die vielleicht zu einem einheitlichen Komplex zusammengeflossen sind, weil sie nach Form und Sinngehalt eng miteinander verknüpft waren. Jedenfalls müssen bei der Betrachtung solcher Symbole immer alle verschiedenen sinnbildlichen und mythischen Beziehungen erwogen werden.

Wenn wir von hier nochmals den Blick zu dem griechischen Zeichen ᛘ zurückwenden, so ergibt sich, daß sich der dort festgestellte Lautwert *ch* aus dem Ursinn des Symbols und der griechischen Sprache ebenso selbstverständlich ergibt wie der Lautwert des Zeichens in der Runenreihe aus der germanischen Sprache. Das Zeichen und sein Sinn waren westindogermanischer Gemeinbesitz, die Verwendung des Zeichens im Lautsystem gehört der Entwicklung der Einzelvölker an. Daraus erklärt sich ihr verschiedener Lautwert. Man sieht, wie die sinnbildkundliche Betrachtung Schwierigkeiten überraschend einfach beseitigt, die für die Entlehnungshypothese schlechthin unlösbar sind.

Eins ist jedenfalls durch diese Überlegung klar geworden: Es gab eine Anzahl freier Zeichen aus der indogermanischen Zeit, deren Lautwert noch nicht festgelegt war und die im Laufe der Zeit in den verschiedenen Räumen je nach Bedürfnis in das Lautsystem eingereiht wurden. Aus der sprachlichen Verschiedenheit der Einzelfelder ergibt sich dann die Verschiedenheit ihres Lautwertes von selbst.

6.4 Die germanischen Sonderzeichen

Die germanischen Sonderzeichen sind die *þurs*- oder *þorn*-Rune und die *ng*-Rune, wozu noch die *wunjo*- und *ę*-Rune kommen.

Die *þurs*-Rune hat diese gemeingermanischen Formen: ᚦ, ᚦ, ᚦ. Ihr Lautwert ist *þ*, also der stimmlose dentale Reibelaut.

Alle diejenigen, die sich mit der Runenfrage beschäftigt haben, werden zugeben müssen, daß die Ableitung dieses Zeichens aus irgendeinem fremden Alphabet nicht befriedigend gelungen ist. Der Grund für das Mißlingen dieser Versuche liegt nämlich darin, daß diese Rune nicht von irgendeinem Alphabet abgeleitet ist, sondern ihren Ursprung in der unmittelbaren Anschauung hat. Vergleicht man sie in ihrer spitzen Form mit dem Stock etwa eines Heckenrosenstrauches, so sticht sofort ins Auge, daß diese *þ*-Rune ihre Form und ihren zweiten Namen nur von dem bezeichneten Ding selber haben kann, nämlich von einem am Rosenstock stehenden Dorn; als wichtiger Grundsatz der sinnbildkundlichen Forschung gilt: Alle Sinnbilder haben die unmittelbare Anschauung als Ausgangspunkt. Weil das Wort *þurs* ebenfalls mit einem *þ* anlautete, konnte man das Wort *þorn* auch als Deckwort für *þurs* nehmen. So bekam diese Rune auch diesen zweiten Namen.

Die germanische Mythologie beweist, daß dies kein bloßer Einfall ist: Schon längst macht den Germanisten der Name eines Urriesen Schwierigkeiten, der in der Edda auftaucht, und zwar als Vater des Mímir und der Bestla, der Frau des Burr, von der Odin, Vili und Vé geboren wurden. Dieser Urriese, der durch diese mythologischen Zusammenhänge als alt bezeugt ist, trägt den Namen Bölþorn, wörtlich „der schlimme Dorn". Niemand konnte erklären, wie ein Riese zu dem Namen „Dorn" kam. Wenn wir nun annehmen dürfen, daß *þorn* ein Deckname für *þurs* war, dann ist sofort klar, warum dieser Urriese den Namen Bölþorn tragen konnte.

Es ist nicht nötig, über diese Beziehungen der Anfangsbuchstaben hinaus noch weitere Zusammenhänge zwischen Dorn und Riese zu suchen; solche Decknamen kommen in der Religionsgeschichte in großer Zahl vor.

Aber vielleicht haben bei der Identifikation von *þorn* mit *þurs* doch auch die Assoziationen des grausam verletzenden Dornstekkens der Dornenhecken in der Wildnis von Asgard mitgespielt. Hier ist besonders daran zu erinnern, daß man, etwa um Feinde zu quälen, einen *þurs* ritzte, also das *þ*-Zeichen, wie es zum Beispiel Skírnir der schönen Gerðr im Skírnismál androht und wie es auch sonst bezeugt ist.

Die *ng*-Rune hat in den verschiedenen Runenalphabeten diese Form ◇, ᛜ, ᛜ, ags. auch ᛝ. Ein Vergleich mit verschiedenen Nebenformen ergibt, daß die Grundform aus zwei Halbkreisen besteht, die in der Schnittechnik zu Dreiecken werden, und daß man diese Kreise oder Dreiecke auf verschiedene Weise zusammengefügt hat. Entweder wurden sie aufeinandergelegt, so entstand ein Kreis oder ein Viereck, oder sie wurden etwas verschoben aufeinandergefügt; dadurch bekam das Zeichen eine gewisse Ähnlichkeit mit der Jahr-Rune. Oder sie wurden gekreuzt wie in den angelsächsischen Alphabeten. Daß diese zwei Halbkreise mit dem Jahreskreis zusammenhängen und die beiden Halbjahre bedeuten, gilt heute als allgemein anerkannt. Nach dem Namen ist das Zeichen das Sinnbild des Gottes Yngvi, das heißt des Freyr; ags. *ing*, got. *enguz*, was auf ein gemeingermanisches *inguR* (*ingwaz*) weist.

Yngvi-Freyr ist ein Gott der Fruchtbarkeit, die sich im Jahreslauf offenbart. Daß er mit einem Sinnbild, das aus zwei Halbjahreskreisen besteht, dargestellt wird, ist durchaus folgerichtig. In den zwei Jah-

reshälften tut sich die Fruchtbarkeit kund, jene des stillen Wachstums während der dunklen Jahreszeit und jene des Blühens und Reifens in der lichten. Diese beiden Jahreszeiten spielen seit uralter Zeit in der indogermanischen Weltanschauung eine grundlegende Rolle. So versinnbildlicht also dieses Zeichen den Fruchtbarkeitsgott mit seinem Segen. Daß dieses Zeichen ursprünglich den Verehrern des Yngvi-Freyr, das heißt den Ingväonen zugehört, ist wohl kaum zu bezweifeln. Die Ingväonen aber sind die Nachkommen jener megalithischen Vanenvölker, die beim Friedensschluß zwischen Vanen und Asen ihren Hauptgott und mit ihm sicher auch das ihn symbolisierende Zeichen eingebracht haben.

Der alte Name des Zeichens, *ingwaz*, gab ihm seinen Lautwert *ng*, und dieser Lautwert ist ihm in der ganzen Entwicklung des Runenalphabets geblieben – abgesehen vom Gotischen, wo dieser Name merkwürdigerweise auf das X-Zeichen übertragen worden ist, meiner Meinung nach, weil es ebenfalls aus zwei Dreiecken, wenn auch anders zusammengesetzten, besteht.

Formal eng verwandt mit der *ing*-Rune ist die *j*-Rune. Sie hat diese Formen ᘓ, ᛃ, ᘐ, ∿ (Urne von Niesdrowitz, vgl. Fig. 18 a), ↄ, ᚺ, ᛋ, ags. ᛄ, ᛄ. Diese vier ersten Formen gehen ebenfalls auf zwei Halbkreise oder zwei aneinandergefügte Dreiecke zurück. Meistens werden diese Halbkreise oder Dreiecke mit dem Kreis oder der Spitze nach außen versetzt ineinandergefügt. Aber die Schenkel der beiden Dreiecke oder die Halbkreise können so eng aneinandergefügt werden, daß daraus ein rundes oder eckiges *s*-runenartiges Zeichen entsteht.[224]

Dieses Zeichen hat seinen Ursprung ebenfalls im Jahreskreis, wie durch die angelsächsische Form des *j*-Zeichens erwiesen wird, die einen Kreis oder eine Raute mit einem durchgezogenen Strich zeigt. Dieses Zeichen kommt unter den alten Sinnbildzeichen häufig vor. Der Grundbegriff ist deshalb wie bei den Halbkreisen: das germanische Jahr.

Der alte Name des Zeichens kann aus den verschiedenen germanischen Benennungen als **jēra* erschlossen werden; *jēra* aber ist das Jahr und der Jahressegen. Wir haben also nicht nur eine Ähnlichkeit in der Form zwischen *ng*- und *jēra*-Zeichen, sondern auch eine Ähnlichkeit in der Bedeutung.

Im Anschluß an das eben über die Herkunft des *ng*-Zeichens Gesagte möchte ich die Vermutung aussprechen, daß die Form der *jēr*-Rune auf die Schnurkeramiker zurückgeht und die schnurkeramische Parallelform zum *ng*-Zeichen war. Der Lautwert wurde durch den Namen **jēr(a)*, der in indogermanische Zeit zurückreichen kann, gegeben. Es ist nämlich auffallend, daß wir auch unter den archaischen griechischen Zeichen solche finden, die mit einigen Namen der germanischen Jahrrune identisch sind.



Fig. 14: Das mäanderartige senkrechte Muster auf der frontalen Bauchung dieser Amphore (zirka 860 bis 840 v. d. Ztw.) aus Kerameikos erinnert stark an die Jahrrune.

Während in den italischen und in den meisten griechischen Alphabeten das *j*- und *i*-Zeichen zusammengefallen sind, haben wir in den archaischen Inschriften von Korinth, Thera, Melos und Kreta, sowie ebenso vereinzelt in den Inschriften von Athen, ein *i*- oder *j*-Zeichen, das ganz deutlich aus zwei zusammengesetzten Halbkreisen oder Dreiecken besteht. In der runden Form ist die Zusammensetzung der beiden Dreiecke oder Halbkreise einmal so, daß sie ineinandergefügt sind: ϟ, Ϛ, ∫, das andere Mal so, daß sie nebeneinandergesetzt werden: ξ, ε. Teilweise entsteht so fast die Form eines eckigen oder runden *s*-Zeichens – genau wie bei einigen Formen der *j*-Runenzeichen! Auf diese merkwürdige Übereinstimmung ist noch nie hingewiesen worden; sie widerspricht ja auch jeder Entlehnungshypothese, denn wie sollten die Germanen auch von *j*-Formen Kenntnis erhalten haben, die sich nur in archaischen, griechischen Inschriften finden? Die Meinung, die *j*-runenähnlichen Zeichen und *i*-Formen in den griechischen Alphabeten seien nur Abwandlungen der geraden Formen, hat keine Grundlage, weil wir dann schließlich Übergänge feststellen können müßten, die jedoch mitnichten bekannt sind. Es wird so gewesen sein, daß es im griechischen Alphabet ursprünglich ein *j*- und ein *i*-Zeichen gab, von denen aber das erste nach einiger Zeit wegfiel, weil in der Aussprache zwischen *j* und *i* später kein Unterschied mehr gemacht wurde.



Fig. 15: Das Sonnenroß, Vasenbild aus Tiryns um 1300 v. d. Ztw. (nach v. Scheffer (1935), Abb. 13).

Durch die von mir vorgetragene These einer gemeinsamen westindogermanischen Quelle wird diese auffallende Erscheinung befriedigend erklärt: Das alte schnurkeramische *jēra*-Zeichen wurde von den einwandernden Griechen, die nach den vorgeschichtlichen Funden in enger Fühlung mit den Schnurkeramikern standen, nach Griechenland getragen, wo es in den archaischen Alphabeten auch weiter seine Stellung behielt, bis es, wie das bei den Italikern geschehen war, ganz vom *i*-Zeichen verdrängt wurde.

Es ist anzunehmen, daß dies auch mit sprachgeschichtlichen Vorgängen zusammenhing. Die Hypothese einer umgekehrten Richtung, nämlich der Entlehnung der italischen Zeichen aus dem Griechischen und dann wieder der Entlehnung der Runen aus dem Italischen erklärt diese merkwürdige Übereinstimmung in der Entwicklung des *jēra*-Zeichens bei den Germanen und Griechen nicht. Aber diese ganze Entwicklung wirkt organisch, wenn man den indogermanischen Ursprung annimmt.

Daß übrigens das indogermanische Jahrzeichen als Ornament in der germanischen Periode Griechenlands Verwendung fand, zeigt die hier abgebildete Amphore aus Kerameikos (s. Fig. 14). – Auch ein Vasenbild aus der mykenischen Zeit darf *vielleicht* hinzugezogen werden. Das Bild stellt wohl das Sonnenroß dar, dessen Mähnenhaar merkwürdigerweise in einer Art geflochten ist, die gewissen Varianten des *j*-Zeichens nicht unähnlich scheint. Das Jahrzeichen auf dem Haupt des Sonnenrosses ergäbe durchaus einen Sinn, wie ja auch Sonnen- und Jahresrad aufs engste zusammengehören.

Der Lautwert des Zeichens ergibt sich aus seinem indogermanischen Namen. Denn das germanische *jēra*, „Jahr" geht auf die idg. Wurzel **i̯ā, i̯ē* zurück.[225] Die Wurzel bedeutet „gehen", „dahinfahren". – Dazu gehört der altitalische Janus, der Gott des Sonnen- und Jahreslaufes mit seinen zwei Gesichtern, den beiden Jahreshälften. – Auch im Griechischen sind Ableitungen dieser Wurzel vertreten, so zum Beispiel οἶτος, „der Gang", und zwar der Gang der Welt beziehungsweise des Schicksals; auch in dem Wort εἰσ-ιτήρια, „die Antrittsopfer des Jahres" usw. Und im Avestischen haben wir *yārd*, „der Jahreslauf" usw. Es kann also keine Frage sein, daß es ein indogermanisches Wort mit der Wurzel *i̯ā, i̯ē* gab, das „Jahr" und „Jahreslauf" bedeutete und wohl *i̯ērd* gelautet hat. Also ein Name, der für dieses Zeichen durchaus angemessen ist und ihm seinen alten Lautwert verliehen hat.

Die *ẹ*-Rune ᛇ, ᛇ ist nach meiner Auffassung eine sehr späte Modifikation der *i*-Rune, die nicht einmal in allen Runenalphabeten vorkommt. Wir brauchen uns deshalb hier nicht näher mit ihr zu befassen und können uns auch den Versuch sparen, sie bis in indogermanische Zeit zurückzuführen. Der Vorgang der Benennung (im Angelsächsischen *eoh*, „Eibe") ist hier ein umgekehrter gewesen. Als modifiziertes *i*, wahrscheinlich unserem Diphthong *ei* entsprechend, bekam sie den Lautwert *ẹ*, und gemäß diesem Lautwert wurde ihr dann nach dem altüberlieferten akrophonischen Prinzip ein Name gegeben, der wahrscheinlich keine ursprüngliche Beziehung zu dem Zeichen hatte.

6.4.1 Das *manR*-Zeichen der dänischen Runenreihe

Da eines der dänischen *manR*-Zeichen dieselbe Form hat wie das *z-Yr*-Zeichen, soll seine Erklärung an dieser Stelle angeschlossen werden. Die verschiedenen Zeichen der dänischen Man-Rune sind diese: ᛘ, ᛉ, ᛘ. Mit dem letzten ist ohne Zweifel das *m*-Zeichen der jüngeren nordischen Runenreihe zu vergleichen: ᛙ.

Wie kommen diese Zeichen zu ihrem Lautwert *m*? Es muß nach der sinnbildkundlichen Forschung eine Vorstellung oder ein Begriff gefunden werden, unter den alle drei oder, wenn man das nordische mit einbezieht, alle vier Zeichen subsumiert werden können. Die beiden ersten könnten unter den Begriff „Stützbalken", „Balkengefüge" fallen, keineswegs aber das dritte und vierte, bei denen ja der Strich und der runde Kopf am oberen Ende die Form bestimmen. Suchen wir nun unter den vorgeschichtlichen Sinnbildern des germanisch-indogermanischen Raumes nach einem anderen Vorbild des ersten Zeichens als „Stützbalken" oder „Balkengefüge", so kann kein anderes in Betracht kommen als das so häufig auftretende des Mannes mit erhobenen Händen, des Adoranten, der in der strengen Stilisierung die Form ᛘ hat. Dieses Bildzeichen erscheint in seiner naturalistischen und seiner stilisierten Form nicht nur auf nordischen, sondern auch auf norditalischen Felsbildern, die Franz Altheim veröffentlicht hat.[226] Oscar Almgren macht auf ein Vasenbild der mykenischen Zeit aufmerksam, auf dem solche Männergestalten in strenger Stilisierung auf einem Schiff erscheinen. Das Sinnbildzeichen erscheint also im indogermanischen Zusammenhang.



Fig. 16: Die stilisierten „Adoranten"-Gestalten auf dem Vasenbild aus dem Hera-Tempel von Argos spiegeln die Form der dänischen Man-Rune wider. Auch zahlreiche Felsbilder stellen Menschen dar, die die Arme verdrehend erhoben haben (nach Almgren (1934), Abb. 7).

Die Deutung des *manR*-Zeichens ist unterschiedlich: Die einen erklären es als „den Anbetenden", was das Zeichen ohne Zweifel auch oft bedeutet; andere, wie vor allem Herman Wirth, deuten es als „den Gott mit den erhobenen Armen", als Sinnbild des aufsteigenden Jahresgottes, als „Gottmenschen". Ob nun das Zeichen als „der Anbetende" oder „der Gottmensch" gedeutet wird, jedenfalls ist es das Sinnbild eines Menschenwesens. Als solches wird es den indogermanischen Namen *mannos*, „Mensch" (auch „Gottmensch") oder „Mann" getragen haben. Sein germanischer Name ist also durchaus folgerichtig *mannaz*, „Mann", „Mensch". Daraus erklärt sich der Lautwert *m* ganz ungezwungen. Die Annahme liegt nahe, daß das Symbol in der Tat für den alten Gottstammvater der Menschen, den bekannten Mannus des Tacitus, gestanden hat. Erinnert sei auch an den indischen Stammvater Manu.

Auch dieses Zeichen wurde nicht in das gemeinsame westindogermanische Lautsystem eingebaut, sondern blieb eines der großen „freien Symbole", bis es endlich in die dänische Runenreihe als *m*-Zeichen aufgenommen wurde. Seine Ähnlichkeit mit dem *z-Yr*-Zeichen ist eine formgeschichtliche Konvergenzerscheinung. Die beiden Zeichen haben sich aus verschiedenen Wurzeln zu ähnlichen oder gleichen Formen entwickelt.

Das zweite Zeichen kann leicht als eine Vereinfachung des ersten aufgefaßt werden. Aber auch das dritte Zeichen bekommt im Lichte dieser Deutungsmethode seine Erklärung. Die beiden erhobenen Arme dieses Man-Zeichens sind oben vereinigt, so daß ein ringförmiges Gebilde entsteht, das auf dem Kopfstrich des Zeichens aufsitzt. Auch das *m*-Zeichen der jüngeren nordischen Reihe kann von hier aus verstanden werden. Es ist eine völlige Vereinfachung, bei der nur noch Strich und Kopf als Andeutung des Kopfes bleiben.

Die sinnbildkundliche Deutung verschafft uns somit einen Einblick in die Entwicklungsvorgänge der Lautzeichen, die sich mit einer gewissen Selbstverständlichkeit, ja Notwendigkeit vollziehen. Die verschiedenen Formen des Zeichens, ihr gemeinsamer Ursinn und ihr Lautwert sind, trotz ihrer Verschiedenheit, befriedigend erklärt. Dagegen versagt die rein formgeschichtliche Betrachtung hier vollständig. Denn sie kann nicht erklären, wie ein und dasselbe Zeichen so verschiedene Lautwerte – die man doch den Zeichen nicht willkürlich beilegte! – haben kann und wie andererseits derselbe Laut mit so verschiedenen Zeichen – die man doch ebenfalls nicht willkürlich zusammenstellte! – ausgedrückt werden konnte.

Auch der Grund, warum in der dänischen Runenreihe ein neues *m*-Zeichen geschaffen wurde, kann noch aufgezeigt werden. Vergleicht man auf den Runeninschriften die gemeingermanischen Zeichen für

m ᛗ und *d* ᛞ, so zeigt sich oft eine Annäherung der Formen, die sicher zu Verwechslungen geführt hat. Deshalb entstand das Bedürfnis, eine *m*-Rune zu schaffen, die diese Verwechslung verhinderte. Dafür griff man auf das alte *mannaz-* = *mannos*-Zeichen zurück, ein Beweis, daß die altüberlieferte Bestimmung des Lautwertes aus dem Sinn eines Zeichens durch das akrophonische Prinzip im germanischen Bereich so gut wie im griechischen bis in die geschichtliche Zeit hinein lebendig geblieben ist.

Nun war aber durch das neue Zeichen eine Verwechslung mit der *z-R*-Rune zu befürchten. Darum drehte man das *R*-Zeichen um und schuf so die „Sturzrune" ⅄ (wenn man diese Rune nicht als den unteren Teil des Stützbalkens, nämlich als den Stamm, mit den beiden unteren Strebebalken ansehen will – ich bevorzuge diese Deutung).

Auch diese Vorgänge können so klar durchschaut werden, daß die hier vorgetragene Erklärung nicht einfach als Zufallsübereinstimmung angesehen werden darf. Solche Zufälle gibt es; aber wenn die Erklärung sich in zahlreichen Fällen durch die sinnbildkundliche Betrachtung so befriedigend geben läßt, wie bei den bisher behandelten Zeichen – und die Betrachtung der weiteren Zeichen wird dasselbe Ergebnis haben –, dann kann man nicht mehr von zufälligen Übereinstimmungen reden.

Die *w*-Rune ᚹ, ᚦ usw. hat wohl den Namen *wunjo*, „Lust", „Freude" getragen. Ihr ursprünglicher Bildsinn ist mir nicht klar. Sollte das Zeichen etwa mit Frigga oder Freyja zusammenhängen, etwa ursprünglich eine weibliche Brust darstellen? Dies ist nur eine Vermutung, die aber naheliegend erscheint, da in der Runenreihe zwar eine Anzahl von Symbolen vorhanden sind, die sich ohne Zweifel auf Götter beziehen, aber keines, das mit Sicherheit als Symbol einer Göttin gedeutet werden kann.

Nachdem nun die verschiedenen Sonderzeichen mit Hilfe der sinnbildkundlichen Methode im Hinblick auf die Entstehung ihres Lautwertes gedeutet worden sind, sollen nun jene Zeichen behandelt werden, die in den griechischen, italischen und germanischen Schriftreihen den gleichen Lautwert haben, deren Lautwert also seit der indogermanischen Zeit festgestanden haben muß.

6.5 Die westindogermanischen Zeichen mit gemeinsamem Lautwert

Die Aufgabe, die in diesem Abschnitt gelöst werden soll, besteht darin, die Entstehung des gemeinsamen Lautwertes der Schriftzeichen in den griechisch-italischen Alphabeten und in den germani-

schen Runenreihen aus indogermanischen Sinnworten oder Namen dieser Zeichen zu erklären. Und zwar handelt es sich, nachdem die Sonderzeichen bereits behandelt worden sind, um die identischen oder aus derselben Grundform oder demselben Grundbegriff entstandenen restlichen Zeichen.

Der Weg zur Lösung dieser Aufgabe ist derselbe wie der bisher beschrittene: Aus der Form der Zeichen und ihrem Lautwert können indogermanische Sinnworte oder Namen gefunden werden, die mit der Form der Zeichen zwanglos übereinstimmen und deren Anlaut den Lautwert der Zeichen ergibt.

Bei der Lösung dieser Aufgabe muß aber verschiedenes im Auge behalten werden: Zunächst darf selbstverständlich der Wandel der Laute vom Indogermanischen zum Germanischen durch die Lautverschiebung nicht übersehen werden; ferner muß die Grundform der Zeichen erkannt werden, was nur durch Vergleiche der einzelnen Formen in den drei Schriftreihen geschehen kann. Dabei muß die rein formalgeschichtliche Vergleichsmethode, wie sie bis jetzt einzig betrieben wurde, durch die sinnbildkundliche ersetzt beziehungsweise ergänzt werden. – Dazu einige Beispiele: Die Form der *n*-Rune ist ᚾ oder ᛅ; die des griechischen und italischen *n* ist ᛚ, ᛧ, N. Die Form des griechisch-italischen *n* kann rein formalgeschichtlich aus der ersten und zweiten Variante abgeleitet werden, nicht aber diejenige der *n*-Rune von den griechisch-italischen *n*-Formen. Hier muß die sinnbildkundliche Forschung weiterhelfen: Es wird unten gezeigt werden, daß die so verschiedenen Formen des *n* sinnbildhafte Darstellungen eines Schiffes sind, wobei das germanische den auch auf norditalischen Felsbildern vorkommenden Signalmast (oder Mast mit Segelstange?) zum Vorbild nahm, der diese Form ᛐ oder ᛐ hat, während die griechisch-italische Reihe den Steven des Schiffes nahm ᛚ – oder ᛧ wie im Iberischen. Beide Zeichen trugen den indogermanischen Sinnbildnamen **naus*, „Schiff", woraus sich für beide der Lautwert *n* ergab.

Als weiteres Beispiel diene hier das *t*-Zeichen, das im Germanischen die Form eines Speeres hat ↑, in den griechisch-italischen Alphabeten eine Reihe verschiedener Formen ⊤, ⊤, ᛉ, ᚴ, ᛐ, ja sogar ᛁ. Es ist mir nicht möglich, alle diese Formen formalgeschichtlich unter einen Hut zu bringen. Sucht man aber anhand dieser verschiedenen Formen den Weg zurück zu einem allen zugrunde liegenden gemeinsamen Begriff, dem Grundbegriff oder Ursinn der Zeichen, so kommt man zu einem Werkzeug, mit dem gestochen, gebohrt, gehauen werden kann. Der indogermanische Stamm für ein solches Instrument war tatsächlich vorhanden. Er muß aus der Wurzel **tekþ* gebildet gewesen sein, denn von dieser Wurzel haben wir in den ver-

schiedenen Sprachen Ableitungen, die „Speer", „Dolch", „Queraxt", „Haue" usw. bedeuten. Die sprachgeschichtliche Entwicklung ist sozusagen eine Parallele zu der formgeschichtlichen, wie sich das in den oben angegebenen Formen spiegelt. Der indogermanische Grundbegriff, also das Ursinnbild des Zeichens, führt hier zu einer Lösung der Schwierigkeiten, die der bloß formalgeschichtlichen Methode entgegenstehen.

Ein anschauliches Beispiel dieser Art innerhalb des Germanischen ist die sogenannte *peord*-Rune, die für den Laut *p* steht. Das alte *p*-Zeichen, wie wir es beispielsweise aus Vadstena kennen, war ᛒ. Dieses Zeichen ist leicht zu verwechseln mit der *b*-Rune ᛒ. Als das Bedürfnis genauer Unterscheidung der beiden Labiale wuchs, ergab sich die Notwendigkeit, ein *p*-Zeichen zu schaffen, das nicht mit dem *b* zu verwechseln war. Dazu mußte ein Zeichen gewählt werden, dem man einen mit *p* beginnenden Namen geben konnte. Hier bot sich der neu aufgekommene Pferdename *peord*, *perid* usw. an (aus lat. *paraveredus*, „Postpferd"), da Pferd ein sinnbildkräftiges Tier ist.[227] Die Gestaltung dieses Grundbegriffes und Sinnbildes konnte sehr verschieden ausfallen. Man konnte ein einfaches Pferdebildchen formen: ᚻ; so entstand das besondere *p*-Zeichen in der angelsächsischen Runenreihe. Oder man konnte die stilisierten Pferdezeichen der Brakteaten mit ihren so seltsam gebogenen Beinen zum Vorbild nehmen; daraus ergab sich das Zeichen ᛈ. Noch einen anderen Weg gingen die Schöpfer der Runenreihe auf der Spange von Charney: Sie stellten einfach das alte *ehwaz*-Zeichen auf den Kopf ᛖ und benannten es mit dem neuen Pferdenamen *perid*, wodurch es den Lautwert *p* erhielt. Diese Entwicklungen, die Licht auf den Vorgang der Runenschöpfung überhaupt werfen, werden durch die symbolkundliche Herangehensweise erklärt, was mit Hilfe der formalgeschichtlichen bisher nicht möglich war.

Als letztes muß bei der Suche nach den indogermanischen Namen der Zeichen beachtet werden, ob einem Zeichen und Namen weltanschaulich-religiöse Gehalte eignen, die dazu angetan waren, ein Zeichen zu einem Sinnbild mit mythischer Bedeutung zu erheben. Häufig wird gerade diese religionsgeschichtliche Betrachtung erst auf den Ursinn führen können, wie zum Beispiel bei dem *i*- beziehungsweise *īsaz*-Zeichen, dem *j*-Zeichen usw. Erst wenn so ein Zeichen seinen tieferen Sinn durch den Namen offenbart, ist es befriedigend erklärt.

Zur Entdeckung der indogermanischen Namen der Sinnbild- und späteren Schriftzeichen haben wir also zunächst einmal als Anhaltspunkte die Formen der Zeichen, die durch Vergleiche auf ihre Grundform oder einen Grundbegriff, den Ursinn des Zeichens, zurückgeführt werden müssen; zweitens den Lautwert der Zeichen, denn mit

diesem Laut mußte ja – entsprechend dem akrophonischen Prinzip – der indogermanische Zeichenname beginnen; drittens aber die germanischen Runennamen, sofern nicht durch die Lautverschiebung eine Umbenennung nötig wurde, die dem Zeichen seinen alten Lautwert beließ. Solche Umbenennungen sind ja noch innerhalb der germanischen Entwicklung nötig geworden, man denke an die Yr-Rune, die gemeingermanisch ja *z*-Rune gewesen war, oder an die durch die Vokalentwicklung nötig gewordenen neuen Benennungen einer Reihe angelsächsischer Runen.

Die Runennamen haben meiner Ansicht nach die alten indogermanischen Namen fast durchgängig dort vor Umbenennungen bewahrt, wo diese aus Gründen der Lautverschiebung nicht nötig waren. Darum ist bei nachfolgender Untersuchung die Reihenfolge der germanischen Runen eingehalten – die Lesrichtung wird stillschweigend als rechtsläufig vorausgesetzt. Und zwar wird bei dem Versuch, die alten Namen und den Grund der Benennung eines Zeichens gerade mit diesem Namen zu entdecken, wohl am besten so zu verfahren sein, daß zunächst die Vokalzeichen betrachtet werden, da hier die Lautverschiebung nicht störend dazwischentritt; dann diejenigen Konsonantenzeichen, die keiner Lautverschiebung unterworfen waren; und endlich jene Konsonantenzeichen, die sich durch die germanische Lautverschiebung gegenüber dem indogermanischen Lautbestand geändert haben, bei denen also ein neuer germanischer Name eingesetzt werden mußte, dessen Anfangslaut dem altüberlieferten Lautwert des Zeichens entsprach. – Bei dieser Untersuchung bleibt das jüngere nordische Runenalphabet mit 16 Zeichen im allgemeinen außer Betracht, da es offensichtlich eine spätere Entwicklung und Vereinfachung darstellt, also in bezug auf die indogermanische Zeit kaum etwas zur Lösung der hier untersuchten Fragen beitragen kann. Ich halte es jedoch, wie schon erwähnt, für möglich, daß in einzelnen dieser Zeichen noch alte Überlieferungen bewahrt sind.

6.5.1 Die Vokale

Ich beginne mit der *i*-Rune, weil gerade sie ein lehrreiches und überzeugendes Beispiel dafür abgibt, wie mit Hilfe der sinnbildkundlichen Methode der Ursinn, der indogermanische Name und die Entstehung des Lautwertes der westindogermanischen Schriftzeichen erschlossen werden können. Die Form des Zeichens ist einfach ein senkrechter Strich, auch in den italischen und griechischen Alphabeten: |.

Senkrechte Striche sind neben Punkten die Grundelemente jeder geometrischen Darstellung und auf Gebrauchsgegenständen, in Inschriften usw. in mannigfaltigster Verwendung angebracht. Wie soll in ihm ein Sinnbild entdeckt werden? Hier führt uns der germanische Namen der *i*-Rune auf den richtigen Weg. In allen Runenliedern und Benennungen ist dieser Name *īs* usw., was auf ein gemeingermanisches **īsaz*, „Eis" zurückgeführt wird.[228] Eine Beziehung zwischen | und „Eis" scheint zunächst nicht erkennbar. Die Sache bekommt aber sofort ein anderes Gesicht, wenn man sich daran erinnert, daß das Eis, besonders aber der Eiszapfen, im Volksglauben eine große Rolle gespielt hat, und zwar als Sinnbild des geheimen Wachstums und der Fruchtbarkeit: „Lange Eiszapfen deuten auf langen Flachs im kommenden Jahr; maßgebend ist besonders die Länge an Fastnacht oder zwischen Weihnachten und Neujahr. Die Eiszapfen an den Dächern darf man nicht abschlagen, sonst gibt es keinen Flachs. Die Fichtelberger säten den Lein im Frühjahr, wenn der Dezember schöne lange Eiszapfen brachte; beobachtete man solche im Januar, so geriet die Mittelsaat wohl; wenn im Februar, so war die späte Saat die beste. Wuchsen die Eiszapfen zwieselig mit Nebenzapfen, so wurde auch der Flachs nicht schön, sondern zwieselig."[229]

Wie es zu diesem Sinnbild gekommen ist, läßt sich unschwer erkennen: Dieses geheimnisvoll in der Nacht wachsende Gebilde mit seinen vornehm-fremden Formen und seinem Glanz muß die Phantasie mächtig angeregt haben. So wird es zum Symbol des geheimen Wachsens in der Winternacht – man denke auch an das Volksmundwort: „Es wächst viel Brot in der Winternacht."

Der Eiszapfen ist auch in das Rätselweistum der Germanen eingegangen: Allbekannt sind die Heiðreksrätsel aus den Götterliedern der Edda.[230] Diese Art von Rätseln gehören, wie die tiefsinnigen angelsächsischen Rätsel beweisen, zu der Weistumsüberlieferung der Germanen, die wahrscheinlich während der Einweihungszeremonien den Jünglingen mitgeteilt wurden. Parallelen solcher Rätsel in Indoarien, wo sie in die Zwiesprache mit dem Brahmacārin, dem einzuweihenden Jüngling im Opfer, eingebaut sind, zeigen, daß die Übung solcher Rätsel – es sind vor allem Jahreszeiträtsel – bis in die indogermanische Zeit zurückreicht.[231] Sie sind eine Parallele zu den Weistumswettstreiten in Vafþrúðnismál, Grímnismál und Alvíssmál. Das Eiszapfenrätsel ist auf den Färöer-Inseln überliefert und lautet dort:

Frage: Höre du, Heidrek, König mein,
wo wächst wohl jenes Holz?
Der Wipfel kehrt sich zur Erde herab,
die Wurzel zum Himmel stolz.

Antwort: Der Eiszapfen hängt am Klippenrand,
und heißt wohl doch kein Holz,
doch kehrt sich der Wipfel zur Erde herab,
die Wurzel zum Himmel stolz.[232]

Es ist aber auch sonst im germanischen Raum verbreitet:

Es wurzelt gen Himmel
und wächst zur Erde.[233]

Es dorret im Sommer und blühet im Winter und wächst mit der Wurzel nach oben.
(Barlin, Mecklenburg)

Was lebt (wächst) im Winter und stirbt im Sommer und hat die Wurzel nach oben?
(Hinterhagen, Groß-Pantow, Mecklenburg)[234]

Leopold von Schroeder war der Meinung, daß dieses Rätsel letzten Endes auch auf den Weltenbaum hindeute, der nach indoarischer Überlieferung wurzelaufwärts und kroneabwärts wachse. Dies mag dahingestellt sein. Jedenfalls muß aus diesen Zusammenhängen der Schluß gezogen werden, daß der senkrechte Strich der *i*-Rune nichts anderes als die schematische Darstellung eines Eiszapfens ist, und zwar in jener sinnbildhaften Bedeutung, die das Symbol „Eiszapfen" nach den hier wiedergegebenen Überlieferungen in sich vereinigt.

Dieses eröffnet den Blick auf weitere Zusammenhänge. Denn nicht nur der Eiszapfen, sondern auch das Eis überhaupt macht auf den naturoffenen Menschen einen tiefen Eindruck. So werden auch etwa Eisblumen zu Orakeln: „Eisblumen an den Fenstern in den Zwölften verkünden ein fruchtbares Jahr. An Julnachten schaut man unter das Eis eines Flusses oder Teiches, um dort sein künftiges Geschick zu sehen. Die Mädchen erkennen den Beruf ihres Zukünftigen aus den Eisfiguren, wenn sie am Weihnachtsabend einen Topf Wasser hinausstellen oder Wasser ausschütten."[235]

Und in der germanischen Mythologie ist das Eis der keimkräftige Urstoff, aus dem Ymir, der Urriese, entstand, und die Kuh Auðhumla – die selber aus dem Eise stammt – leckte die Götter aus Eisblökken heraus. Hier ist auch zu erinnern an den Eisriesen Gymir, den Vater der Gerðr, der in den Skírnismál 37 auftaucht, wo dem Skírnir zugerufen wird:

Heill verðu nú heldr, sveinn, ok tak viðhrímkálki fullom forns miaðar.	Heil sei dir nun, Jüngling! Hebe den Eiskelch, mit Firnmet gefüllt.

Auch ist an den Eis- und Winterriesen Hymir zu denken; beide stellen die andere Seite, nämlich die Gefährlichkeit und das Ungeheuerliche des Eises und der Winterstarre dar, die in dem isländischen Runengedicht hinsichtlich der Eisrune im Vordergrund steht.

Der allgemeine Name *īs*, „Eis" zeigt, daß nicht nur der Eiszapfen, sondern das Eis als solches mit dem Zeichen versinnbildlicht war und damit all jene Inhalte, die in der Eismythologie lebendig sind. Wenn dem einzuweihenden Jüngling mittels des Striches dieser ganze Inhalt vermittelt wurde, so war das Zeichen selbst zu einem wunderbaren Rätsel geworden, das der Vollbürtige, der Gemeinschaft der Edlen ganz zugehörige, kennen mußte. Denn ihnen, den Söhnen des Vornehmen, wurden die Runen nach der Rígsþula mitgeteilt. Und in den Sigrdrífumál weist die Jungfrau den Heldenjüngling in die Runenweisheit ein. Auch der Hausvater, der mit den Runen die Lose warf, mußte ihren tiefen Sinn kennen.

Durch Vergleiche mit dem Arischen wird die Annahme, auch dieser Name habe seine Wurzeln im Indogermanischen, genügend begründet. Wir haben im Avestischen das Wort *isav*, „frostig", „eisig", das zu einem Präsens *isaiti*, „es friert" gehört. In einem Pamirdialekt findet sich das Wort *īs*, „Kälte".[236] Ob zu diesen Worten auch das ai. *īṣ*, „dahinstürmen" usw. gehört und die Wurzel ursprünglich diese Bedeutung gehabt hat, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls beweisen die arischen Entsprechungen, daß es einst ein indogermanisches Wort gegeben haben muß, das etwa **īsos*, **īs* oder ähnlich gelautet und das „Eis", „Kälte" usw. bedeutet hat; der Lautwert *i* ist allen drei Schriftkreisen gemein.

Die *u*-Rune ᚢ, ∧, ᛕ, ᚴ muß zur Erfassung ihres ursprünglichen Sinnbildgehaltes mit den italischen und griechischen Alphabeten verglichen werden. Sie hat dort zwar auch die Form ∧ (in den östlichen Alphabeten), aber sonst liegt die Spitze des Zeichens durchweg unten ∨; häufige Formen sind Y, ᚴ, norditalisch auch U. Aufgrund dieser Vergleiche müssen wir annehmen, daß das Zeichen ursprünglich wie zwei gerade oder geschwungene Hörner ausgesehen hat. Die Schöpfer der Runenreihe haben es umgedreht, und zwar, wie ich glaube, unter dem Einfluß des Stilprinzips, von dem die Runenreihe beherrscht ist. Das Grundgefüge jedes Zeichens ist, wenn irgend möglich, ein senkrechter Stab (oder auch zwei Stäbe). Eines der Hörner wurde der senkrechte Stab, das andere wurde geschwungen an ihn angefügt.

Der germanische Name des Zeichens kann aus den Benennungen in den verschiedenen germanischen Bereichen noch erkannt werden. Es war ohne Zweifel gemeingermanisch *ūruz, „der Auerochse“. Name und Sinnwert des Zeichens fallen also selbstverständlich zusammen, denn daß zwei Hörner als schematische Abkürzung für „Auerochse“ benutzt werden, leuchtet ohne weiteres ein und hat auch anderwärts Parallelen. Das germ. *ūruz ist heute noch schwedisch-mundartlich in der Form *ure* (vgl. unser „Ur“) gebräuchlich und wird mit Recht von Johansson und anderen mit ai. *uṛṣa*, „Stier“ verglichen. Dieses aber hängt mit der altindischen Wurzel *uṛṣ varṣati*, „beträufeln“, „regnen“ zusammen. Auch im Avestischen haben wir Entsprechungen. Dies führt auf eine indogermanische Wurzel *ṷer-s*, eine *s*-Erweiterung von *uer*, „feuchten“, „naß sein“, „naß machen“. Auf diese Wurzel geht auch germ. *uruz* zurück.[237] Es muß also ein indogermanisches Wort gegeben haben, das etwa *ṷrəs* lautete und „der Besamer“ bedeutete. Auch war der Name des Stieres in erster Linie ein gewaltiges Symbol männlicher Kraft; dieses Tier hat in der Mythologie der indogermanischen Völker einst eine große Rolle gespielt. Der Urstier ist im Indoarischen, Avestischen und sonst der Urerzeuger. Im Germanischen tritt er gegenüber der Urkuh Auðhumla zurück. Daß aber auch hier ursprünglich ein Urstier oder Urrinderpaar dieselbe Rolle gespielt hat wie sonst im Indogermanischen, geht schon aus der auch für die Germanen vielfach bezeugten Verehrung des Stieres hervor.[238] Sein Sinnbild waren zwei Hörner; dieses trug den Namen *ṷrəs*, daher erhielt das Zeichen seinen Lautwert *ṷ*, das zu einem reinen *u* werden konnte wie im Germanischen und Lateinischen, jedoch auch zu einem *v* wie im Indoarischen und Lateinischen oder zu einem υ, dem griechischen Ypsilon. – So sehen wir in der Tat, wie sich aus diesem Sinnbild die verschiedenen Schriftzeichen in so ähnliche Formen wie U, V, Y und das phönizische *wāw*, Y, entwickeln konnten. Aus diesen Zusammenhängen wird auch ersichtlich, warum die *u*-Rune bei Heilszaubern verwendet wurde.[239]

Es mag hier noch ein Blick auf die Abwandlung des Namens im Nordischen geworfen werden: Im Altnordischen trägt die *u*-Rune den Namen *ur*, was „feiner Regen“ bedeutet. Dieses Wort stammt selbstverständlich von derselben indogermanischen Wurzel *ṷer wie *uruz*. Es hat nur eine etwas andere Bedeutungsentwicklung genommen und mag so zu einer Art Deckname für den Namen des Auerochsen geworden sein. Dasselbe ist zu sagen für norw. *ur*, „Schlacke“, das zu derselben Wurzel gehören muß (jenes, das sich als Schaum aus dem Metall ausscheidet). Im Angelsächsischen dagegen bedeutet *ur* wahrscheinlich noch „der Auerochse“. Der Ursinn des Namens und

des Sinnbildes liegt jedenfalls klar vor Augen und somit auch die Entstehung des Lautwertes der *u*-Rune.

Die *a*-Rune ist ziemlich einheitlich: ᚨ. Der Vergleich mit den italischen Zeichen zeigt Formen, die formgeschichtlich und sinnbildkundlich ohne Schwierigkeit eingereiht werden können: 𐌀, 𐌀, 𐌀 ebenso die griechischen Α, Α usw. Vergleichen wir diese verschiedenen Zeichen, so erhalten wir als Grundform des Zeichens das Bild eines Balkengefüges in verschiedener Anordnung. Die griechisch-italischen Zeichen zeigen deutlicher als das germanische einen Quer- oder Strebestützbalken innerhalb des giebeligen Balkengefüges. Der Name des Zeichens im Nordischen ist *áss*, was norw. „Flußmündung“, isl. aber „Ase“ bedeutet. Auch ags. *ōs* hat wohl dieselbe Bedeutung. Vergleichen wir die verschiedenen Namen in den anderen Runenreihen oder Liedern, so kommen wir zu einem gemeingermanischen **ansuz*, „Ase“.[240]

Dieses Wort heißt nun aber merkwürdigerweise nicht nur „Ase“, sondern auch „Quer-“ und „Stützbalken“ wie got. *ans* und das bairische *ans*, das einen „Balken, auf dem die Fässer gelagert werden“, bezeichnet.[241] Zunächst ist zu erklären, wie das Wort zu diesen beiden Bedeutungen gekommen ist. Man hat zwar versucht, die Schwierigkeiten sprachgeschichtlich zu lösen, aber ich glaube, daß sie im Religionsgeschichtlichen gesucht werden müssen. Der Gott, auf den das Wort der Edda in seiner sinnlichen Bedeutung angewendet wird, ist Heimdall, der in der Snorra-Edda (Gylfaginning 27) *hvíti áss* genannt wird, das heißt „der weiße Ase“ oder auch „der weiße Balken“. Hugo Pipping hat in seinem Edda-Kommentar gezeigt, daß der Name *hallinskiði*, „der schiefgestellte Stab“, wie Heimdall auch genannt wird, auf dieselbe Vorstellung zurückgeht. Der höchste Gott ist zugleich auch der Balken, der das gesamte Weltall stützt, ähnlich wie im Indoarischen in den großen Weisheitsliedern Atharvaveda 7 und 8 der Urgott *skambha*, „der Stützbalken“ genannt wird. Heimdall ist *hvíti áss*, weil er als Stützbalken der Welt gilt, und er ist deshalb weiß, weil er nach der Lokasenna mit *aurr*-beträuftem Buckel ewig stehen muß; *aurr* ist die weiße Flüssigkeit, die vom Gipfel des Weltenbaumes, dessen Stamm der Weltenstützer ist, herabträufelt. Tau und Reif sind dafür die irdischen Symbole.[242]

Kehren wir von diesen religionsgeschichtlichen Vergleichen wieder zu unserem *a*-Zeichen zurück: Niemand wird bezweifeln können, daß das *a*-Zeichen in seinen verschiedenen Formen die sinnbildkundliche Deutung als „Balken“ nahelegt. Wenn nun dazu der Name in seiner Doppelbedeutung „Balken“ und „Ase“ so ausgezeichnet paßt und sich aus diesem Namen auch der Lautwert des Zeichens ergibt, dann scheint sich der Kreis zu schließen. Das gemeingermani-

sche *ansuz* muß eine indogermanische Entsprechung gehabt haben. Im Indoarischen haben wir in dem Wort *anaḍvān*, wörtlich „der Last(wag)enzieher“, ein Wort für „Stier“ – *anas* bedeutet „Last“. Das entspricht dem lat. *onus* mit derselben Bedeutung. Dazu ist grch. ἄνιος, „lästig“ zu vergleichen. Es liegt kein Grund vor, die von Hoffmann vorgeschlagene Deutung von *ansuz* als „der die Last (des Daches usw.) tragende oder stützende Balken“ anzuzweifeln. Diese Deutung ist sprach- und religionsgeschichtlich gleichermaßen einwandfrei. Der Anlaut des Wortes muß nach dem Germanischen, Griechischen und Indoarischen, die hier übereinstimmen, ein dem *a* zuneigender Vokal gewesen sein (der indogermanische Vokalismus ist bekanntlich das schwierigste Problem der indogermanischen Sprachforschung). Das Wort muß also etwa *ånsos* gelautet haben. Daraus erklärt sich der gemeinsame westindogermanische Lautwert *a* durchaus befriedigend.

Die *e*-Rune hat in den Runenalphabeten die durchaus einheitliche Form ᛖ. Das gotische Alphabet hat übrigens die Form Є, die selbstverständlich mit dem Griechischen zusammenhängt. Vergleichen wir nun die verschiedenen *e*-Formen der italischen und griechischen Alphabete ⊧, ≢, E, ⋹, so zeigt sich auf den ersten Blick keine Ähnlichkeit mit der germanischen *e*-Rune. Die Vertreter der Entlehnungshypothese können die Entstehung der germanischen *e*-Rune aus den italischen oder griechischen *e*-Formen nicht erklären. Die Auseinandersetzungen darüber haben zu keinem Ergebnis geführt, und keine einzige der vorgeschlagenen Lösungen ist befriedigend. Die formgeschichtliche Betrachtung führt auch hier wieder nicht zum Ziel.



Fig. 17: Pferdedarstellung, der Bemalung eines Gefäßes des Hallstatt-Villanova-Typs entnommen. Auffällig ist die Ähnlichkeit der Grundform mit der e-Rune.

Vergleicht man die verschiedenen Formen der griechischen und italischen Alphabete – worunter die vierstrichige Form besonders auffällt – mit den schematischen Tierdarstellungen, etwa auf den Felsbildzeichnungen, so sticht sofort die Ähnlichkeit zwischen diesen Tierdarstellungen und jenen *e*-Formen ins Auge. Die völlig schematischen und dem italischen und griechischen *e* durchaus gleichen Formen erscheinen in dem Sinnbildsystem der Salzmünder Kultur und in dem von Tordos (es kann hier auch noch weiterhin auf ganz ähnliche Formen auf den Azilien-Kieseln hingewiesen werden).

Welches Tier durch dieses Sinnbild dargestellt werden soll, wird durch Heranziehung verschiedener Ritzungen auf Felsen und Scherben auch durchaus klar. Es ist nichts anderes als ein schematisch abgekürztes Pferdebild.[243] Das germanische *e* aber ist ebenfalls ein solches Pferdebild, nur hat es hier eine etwas andere Form angenommen: Anstelle des geraden Striches mit den drei oder vier Querstrichen haben wir schematisch ganz verkürzt den Leib mit eingeknicktem Bauch und Beinen, die im Profil gesehen durch zwei Striche dargestellt werden – vielleicht äußert sich hier ein Einfluß der Brakteatenkunst, wie schon bei dem *peord*-Zeichen. Ich verweise für diese Deutung des *e*-Zeichens als Pferd auf ein Gefäß des Hallstatt-Villanova-Typs, das in der Kaukasusgegend gefunden wurde. Dort erscheint zweimal ein Zeichen, das mit der Grundform der *e*-Rune verglichen werden kann und das an den beiden Enden durch Anhängung eines Striches zu einem Tier (Pferd) umgewandelt erscheint. Die kleine Figur ist offenbar als Fohlen gedacht. Der Unterschied ist nur der, daß auf jene Weise, wie dies bei einem Bild selbstverständlich ist, der Leib mit Strichschraffur ausgefüllt ist.

Man wende bei diesen Vergleichen nicht ein, dies sei ja kein Sinnbildzeichen aus dem germanischen Bereich. Dieser Einwand gilt nur dann, wenn man meint, die Runen seien eine rein germanische Angelegenheit gewesen. Wenn aber die These verfochten und begründet wird, daß es sich hier um indogermanische Zusammenhänge handelt, dann sind solche Vergleiche durchaus gestattet. Der Zusammenhang der Hallstatt-Villanova-Kultur, die bis in den Kaukasus ausstrahlte, mit jener indogermanischen Sinnbildkultur Mitteleuropas, werden im Abschnitt über die Sinnbilder in gebührender Deutlichkeit aufgezeigt werden. Daß diese Deutung der *e*-Rune richtig ist, ergibt sich aber auch aus ihrem germanischen Namen: Dieser lautet gemeingermanisch **ehwaz*, was ja „Pferd“ bedeutet.

Germ. *ehwaz* geht auf idg. **ekuos* zurück,[244] das in den meisten indogermanischen Sprachen – so noch im Lateinischen, Griechischen, Indoarischen und Avestischen – Entsprechungen hat (das griechische ἵππος macht gewisse Schwierigkeiten, gehört aber ohne Zweifel zu dieser Sippe und muß ursprünglich **eppos* oder auch **ekkos* gelautet haben). Der indogermanische Name dieses Zeichens war also **ekuos*, wodurch sich sein Lautwert *e* erklärt.

Daß die *ehwaz*-Rune eng mit der Odin-Mythologie zusammenhängt, beweisen Brakteaten, die etwa die Formel *eh(w)e*, *ehe*, „dem Pferde“ tragen, also eine Weihung dem Rosse Odins sind, das, groß dargestellt, den gewaltigen Kopf Odins trägt.[245] Das Odinspferd wird also das mythische Vorbild der *e*-Rune sein: Das *ehwaz*-Zeichen symbolisiert ebendieses besondere Roß. Es ist eine Spielart des indogermanischen Götterpferdes, ursprünglich ein Gespann des Götterwagens, später das Reitpferd des Gottes, wie die Lieder des indoarischen

Vāta und Viṣṇu zeigen. Wir sehen hier hinein in die weltanschaulich-religiösen Hintergründe dieses Zeichensystems.

6.5.2 Die Konsonanten ohne Lautverschiebung

Die *r*-Rune zeigt in den verschiedenen germanischen Runenalphabeten die Grundformen R, ᚱ, R. Vergleichen wir damit die griechischen und italischen *r*-Zeichen R, ᚱ, ᚹ, P, D, so ergibt sich ein halbkreis- bis kreisförmiges Gebilde, dem eine oder zwei gerade Linien angefügt sind. Der Ursinn dieses Zeichens ist aus dieser Form nicht ohne weiteres zu erkennen. Legen wir aber die Rune mit dem langen geraden Strich nach oben, so kommt man der Bedeutung des Zeichens vielleicht näher: Es erscheint als ein Rad, das in ein Wagengestell hineinreicht. Dieses Wagengestell wird durch den gradegezogenen Strich dargestellt; der zweite, schrägstehende Strich könnte eine Deichsel oder ein Gespannriemen sein. Vergleichen wir hier beispielsweise die Inschrift auf der Urne von Niesdrowitz (ebenfalls auf die Seite gelegt; s. Fig. 18 b),[246] so ist es möglich, in diesem sehr altertümlichen Runengebilde zwei ineinandergehende Räder mit Wagengestell, Deichsel und Gespannriemen zu erkennen.

Das *r*-Zeichen auf der Urne von Niesdrowitz soll entweder einen vierrädrigen Wagen darstellen, oder es ist das hintere Rad eines zweirädrigen Karren – das bei einer Profildarstellung aus perspektivischen Gründen eigentlich wegfällt –, das stark nach vorn geschoben, also von der Seite gesehen erscheint. Wir könnten hier auch eine Rit-





Fig. 18 a und b: Wenn man das erste Zeichen aus der Inschrift der Urne von Niesdrowitz (oben) waagerecht legt (unten), kommt man seinem Sinn auf die Spur: Es handelt sich um die schematisierte Abbildung eines Wagengestells. Die Bedeutung des Sinnbildes kann wiederum über jene der r*-Rune Auskunft geben.*

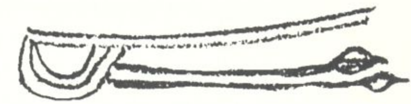


Fig. 19: Schematisierte Wagendarstellungen finden sich auf zahlreichen vor- und frühgeschichtlichen Fundstücken. Diese Darstellung stammt von einer Gesichtsurne und erinnert gar an einen Streitwagen, könnte jedoch auch einen mythischen Sonnenwagen symbolisieren.

zung der Gesichtsurnenbilder heranziehen, die ebenfalls ein ähnliches Wagengebilde zeigen.

Am ehesten ist bei diesem zweirädrigen Karren an den Streitwagen zu denken, der in den nordischen Felszeichnungen ja häufig dargestellt wird und sich überall im indogermanischen Raum des zweiten Jahrtausends findet: Dieser ist das Vorbild des Sonnenwagens.[247] Bei der Verwendung dieses alten Wagensinnbildes als *r* wurde selbstverständlich stark schematisiert; so kam es zu verschiedenen *r*-Formen, die bis auf ein Halbrund (die obere Hälfte ist als durch das Wagengestell verdeckt zu denken) zusammenschrumpfen kann. Die eckige Form der *r*-Rune hängt mit der Ritztechnik zusammen. Auch der Name der *r*-Rune weist auf diesen formgeschichtlich erschlossenen Ursinn: Die urgermanische Form dieses Namens muß **raiðo* gewesen sein, was „Wagen“ bedeutet, wie der Sprachvergleich zeigt. Das Wort hängt mit der Wurzel **reidh* zusammen,[248] die „fahren“ bedeutet und von der auch unser dt. „reiten“ kommt. Gall. **reda* ist ein vierräderiger Reisewagen, ir. *dē-riad* ein Zweigespann. Das Grundwort muß idg. *reidhā*, gelautet haben, an. *reið*, „Wagen, Reiterschar, Reiten“, ahd. *reita*, „Wagen“, „Kriegszug“. Die indogermanische Basis der Wurzel wird **erei* gewesen sein, was hinüberführt zu der urverwandten Wurzel **reth*, „rollen“, „laufen“, die mit ihren Ablautungen in demselben Bedeutungsfeld liegt wie **reidh*, **rethas* (ai. *ratha*, lat. *rota*, germ. *rad* usw. ist „Wagen“, „Rad“). Einen von diesen beiden Namen **reidha* oder **rethas* (oder in verschiedenen Bereichen beide) muß das Urzeichen getragen haben. Daraus ergab sich sein Lautwert *r*.

Der sinnbildliche Gehalt des Zeichens war wohl „Sonnen-“ oder „Götterwagen“, da es nach dem Asenzeichen steht und vor dem Zeichen des Sonnenhirsches (wie unten zu zeigen sein wird).

Die *n*-Rune und die griechisch-italischen *n*-Zeichen sind schon oben als Beispiel eines sinnbildkundlichen Vergleiches kurz erwähnt worden. Der Beweis für die Richtigkeit meiner These, daß diese Zeichen stark abgekürzte Schiffssymbole sind, scheint mir in dem *n*-Zeichen der iberischen Schrift zu liegen. Daß die iberische Schrift in den Kreis des indogermanischen Zeichensystems hineingehört, steht außer Zweifel. Offen bleibt nur die Frage, ob sie in direkter Beziehung zu dem nordafrikanischen oder zu den griechisch-

italischen Alphabeten steht oder ob wir eine unmittelbare Ableitung aus dem indogermanischen Zeichensystem annehmen müssen.[249] Wie dem auch sei, der Zusammenhang mit dem indogermanischen Zeichensystem bleibt, ob direkt oder indirekt. Die Formen des iberischen *n* sind /ʻ, ʻ\ und ˁ\. Das dritte Zeichen muß als das ursprüngliche betrachtet werden; denn man kann sich die Entwicklung wohl so vorstellen, daß das Zeichen ˁ\ zu einem /ʻ, ʻ\ vereinfacht werden konnte, nicht aber umgekehrt, denn abgesehen von besonderen kalligraphischen Sonderentwicklungen geht bei allen Linearsystemen die Entwicklung immer vom Bildhaften zum Schematischen. Nun finden wir in der indogermanischen Sinnbildüberlieferung tatsächlich ein solches dreigezacktes *n*-Zeichen; es ist auf nichts anderes als den dreigezackten Schiffssteven zurückzuführen, wie er (neben dem zwei- und fünfzackigen) in den italischen und nordischen Felsritzungen häufig zu finden ist. Ob dieser ein Dreizack oder ein Anbetender/Adorant ist oder ein Lebensbaumsymbol, kann hier offen bleiben.[250] Die nicht gezackten Steven können vielfach in ihren Formen ohne Schwierigkeit als die Vorbilder des einfacheren iberischen und der griechisch-italischen *n*-Zeichen angesehen werden.

Auch die auffallenden *n*-Formen der Inschriften der Val Camonica, die Franz Altheim und Erika Trautmann veröffentlicht haben,[251] kön-

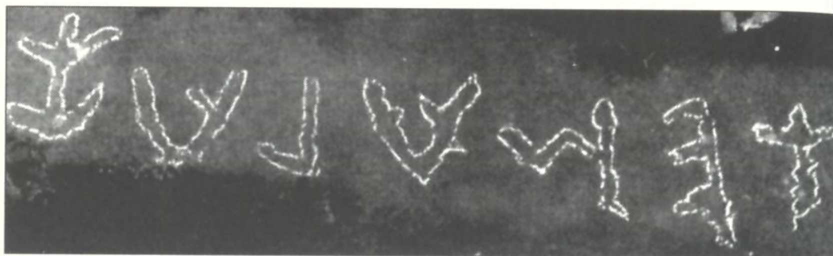


Fig. 20 u. 21: Zwei Felsinschriften aus Scale di Cimbergo im Alpental Val Camonica. Das fünfte Zeichen der oberen Inschrift und das dritte und siebte der unteren weisen große Ähnlichkeit mit den n*-Zeichen auf (nach Altheim und Trautmann (1937), Abb. 28 und 29).*



nen am ehesten aus den hier angedeuteten Zusammenhängen verstanden werden, nämlich aus Schiffssymbolen (Steven, Steuer).

Auch das germanische *n*-Zeichen ᚾ, ᚿ glaube ich aus diesen Zusammenhängen erklären zu können.

Wenn wir annehmen, daß es in indogermanischer oder frühgermanischer Zeit schon Segel gegeben hat, läge ein Vergleich mit Mast und Segelstange sehr nahe. Das Wort „Segel" ist definitiv gemeingermanisch, wenn auch nicht im Indogermanischen nachgewiesen. Jedenfalls sind vorgeschichtlich auf griechischem Boden Segelbilder aus der frühesten Bronzezeit bezeugt, sie „gehen hart an die Grenze des Neolithikums hinauf"[252]. In der mykenischen Zeit sind Segelschiffdarstellungen häufig zu finden. Ob bei den Germanen schon früh Segel im Gebrauch waren, ist unter Archäologen noch umstritten. Aber sprachgeschichtlich wiegt die Tatsache eines gemeingermanischen Wortes für „Segel" schwer für sein Vorkommen in ur- oder frühgermanischer Zeit.

Aber das Gebilde ᚿ kann auch einfach als Signalmast angesehen werden, wie auch die runden oder eckigen Löcher im Kiel der Einbäume als Aufnahmelöcher entweder für Segelstangen oder für Signalmasten gedeutet werden müssen. Ferner sei hier auf Schiffsbilder in nordischen Felszeichnungen hingewiesen, die einen ᛏ- oder ᚾ-förmigen Aufbau tragen (zum Beispiel Bråstad)[253]. Als Einzelzeichen begegnet einem diese Form des *n*-Zeichens auf den Ritzungen im indogermanischen Bereich jedenfalls oft genug.

Das legt den Schluß nahe, daß die verschiedenen *n*-Zeichen gekürzte Sinnbildzeichen für das Schiff sind. Davon ist die eine Grundform in die germanische Runenreihe, die andere in die italischen und griechischen Alphabete eingegangen, während das iberische, in den italisch-griechischen Alphabeten gebräuchliche Zeichen noch eine altertümliche Form bewahrt. Vielleicht ist das einfache Zeichen auf griechisch-italischen Einfluß zurückzuführen, unter dem das iberische Alphabet gestanden zu haben scheint.

Damit werden wir auch auf die Spur des Namens des Zeichens geführt; das indogermanische Wort für Schiff ist **nāu*,[254] das in allen indogermanischen Sprachen in Abwandlungen erhalten ist. Das Schiff hat in der religiösen Welt der Indogermanen eine hervorragende Rolle gespielt, wie auch die Felszeichnungen beweisen: als Sonnenschiff, als Schiff des im Frühling das neue Jahr heranbringenden Wachstumsgottes mit dem Lebensbaum, als Geburtsschiff, als Totenschiff und Bestattungsort usw. Es ist das Sinnbild der über die Wasser des Lebens herbeikommenden und wieder entschwindenden geheimnisvollen kosmischen Macht, die Leben und Tod nach ewigen Gesetzen bringt.

Nun trägt aber dieses Zeichen in der Runenreihe den gemeingermanischen Namen **nauðiz*, „Zwang", „Not", auch „Todesnot", „Notwendigkeit" usw. Hatte das Zeichen in der indogermanischen Zeit ursprünglich den Namen *nāu-*, „Schiff", wie ich zu zeigen versucht habe, so lag – da eine Lautverschiebung ja hier nicht hineinspielte – kein Grund vor, dem Zeichen einen anderen mit *n* beginnenden Namen zu geben. Nun könnte man etwa über den Begriff „Seenot" schließlich auch zu dem des „Zwanges", der „Notwendigkeit" und der „Not" gelangen. Aber ich glaube, die Verbindung der beiden Begriffe ist viel enger und wurzelt schon in der Sache. Das Wort **nāu* hat nämlich ursprünglich ohne Zweifel den ausgehöhlten Einbaum benannt. Norw. *nā* steht für einen „Trog, der aus einem ausgehöhlten Baumstamm gemacht wird"; mhd. *nuosch*, „Trog", kymr. *noe*, „flaches Gefäß", „Backtrog" und andere Gleichungen beweisen dies. Der Einbaum wurde auch als Sarg, also als Behälter des toten Körpers benutzt; „Leiche" und „Tod" heißen im Indogermanischen **nāu-*, **nəu-*, **nū*.[255] Durch Erweiterung mittels des Suffixes *ti* entstand *naŭti*, und daraus das germanische *nauðiz*, ursprünglich „Todesnot", „Schicksalszwang", die „Not" allgemein. Das Zeichen trug wohl den Namen *nāu*, der aber die doppelte Bedeutung hatte als die Sache selber: „Einbaum als Schiff *und* als Sarg". Dabei halte ich es durchaus für möglich, daß das Zeichen schon in indogermanischer Zeit den Doppelnamen *nau-ti* entwickelte, der ja durch die Sache gegeben wird. Das germanische Runensystem hat den einen Namen bewahrt, nämlich denjenigen, der unmittelbar einen weltanschaulichen Gehalt vermittelte.

Ich glaube übrigens, daß auch der magische Gebrauch der *n*-Rune meine Deutung bestätigt. Nach Wolfgang Krause wird die *n*-Rune als Liebeszauber zu Liebeszwang benutzt und ebenso zur Abwehr des Liebeszwanges.[256] Hängt das nicht mit der Göttin der Fruchtbarkeit und Liebe zusammen, die eng mit Freyr und dessen Lebensschiff verknüpft ist?

Die *s*-Rune ϟ, ᛊ, ≀ ist in ihrer Grundform nichts anderes als der eine Balken des Hakenkreuzes. Das zeigt sich sofort, wenn man das *s*-Zeichen in ein viereckiges Hakenkreuz einfügt: 卐. Alle italischen und griechischen *s*-Zeichen, auch die runde Form S, können aus dieser Grundform ohne Schwierigkeit erklärt werden. Daß das Hakenkreuz ein Sonnensymbol ist, wird durch die Funde der ältesten Hakenkreuze erwiesen. Das Hakenkreuz selbst ist aus dem vierspeichigen Sonnenrad entstanden, das die Sonne in ihrem Lauf durch das viergeteilte Jahr darstellt.[257] Die Richtigkeit der Deutung der *s*-Rune als Sonnenzeichen ergibt sich auch aus seiner Verwendung auf den prachtvollen Hallstattkultur-Sonnentellern, deren Abbildungen Konrad Hörmann veröffentlicht hat:[258] *s*-runenartige Zeichen gehen von der zentralen Sonnenscheibe des Tellers wie Sonnenstrahlen aus.

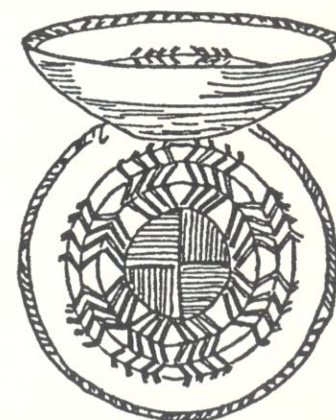


Fig. 22: Der Hallstattkultur (zirka 750 bis 450 v. d. Ztw.) ist dieser Sonnenteller zuzurechnen, von dessen Zentrum zahlreiche s-runenartige Zickzacklinien ausgehen (nach Hörmann (1925), S. 192, Abb. h).

Wir sind also mit dem *s*-Zeichen durchaus im Bereich alter heiliger Sinnbilder. Aus dem Sinn des Zeichens ergibt sich sein Name; die Namen der germanischen Runenreihen lassen sich auf ein gemeingermanisches **sowel*, „Sonne" zurückführen. Dies ist die germanische Form von idg. **sāu̯el-*, **su̯el-*, **sūl-* usw.[259] Dieser indogermanischer Name gab dem Zeichen seinen Lautwert *s*, der ihm in Griechenland auch dann noch blieb, als sich dort das *s* in der Aussprache zu dem *spiritus asper* verflüchtigt hatte.

Diese Deutung des Zeichens wird auch durch die Tatsache erwiesen, daß die *s*-Rune als Begriffszeichen für Sonne und für die Welt des Lichtes überhaupt gebraucht wird, wie wahrscheinlich schon auf der Urne von Niesdrowitz und ebenso wohl als Glückszeichen in der Inschrift *salu salu* auf dem Brakteat von Lellinge.[260]

Das *l*-Zeichen hat in den verschiedenen Alphabeten diese Formen: Rune: ᛚ, 1; italisch-griechisch: ᛚ, 1, ✓, Λ; das phönizische hat runde Formen: ℓ. Wir kommen also zu einem Grundzeichen, das diese Formen hat: ᛚ, ᛚ, das aber auch in umgedrehter Richtung verwendet wurde. Aus diesem sehr inhaltslosen Zeichen ist für die Erschließung seines Ursinnes zunächst nicht viel herauszuholen. Aber der germanische Name der *l*-Rune führt auf die richtige Spur.

Dieser Name lautet in den nordischen und angelsächsischen Alphabeten *logr*, *locr*, *lagu*, was zu *laguR*, gemeingermanisch *laguz* führt. Dazu ist wohl auch got. *laaz* zu stellen. Die Bedeutung dieses Wortes ist „Wasser". Aber die Wiedergabe der dänischen Runennamen im Codex Leidensis gibt für die *l*-Rune den Namen *lau̯kR* (in lateinischer Umschrift *laucr*), und die angelsächsische Handschrift Cotonn. A III hat *lokr*. Beides kann nur das altnordische *laukR*, „Lauch" widerspiegeln. Wolfgang Krause weist nun darauf hin, daß das Wort „Lauch"

in der Runenmagie eine große Rolle spielt,[261] beispielsweise auf dem Beinmesser von Fløksand. Aus diesen Tatsachen zieht Krause den berechtigten Schluß, daß der ursprüngliche Namen des Zeichens nicht *laguz*, „Wasser", sondern *laukR*, „Lauch" war.

ᛏᛁᚢᛦ · ᛒᛁᛅᚱᚴᛁᚾ · ᛘᚨᚾᛦ · ᛚᚨᚢᚴᛦ · ᛁᚱ · ᚠᛁᚢ · ᚢᚱᛦ · ᚦᚼᚢᚱᛋ ·

tiuR, biærkin, mąnR, ląukR, ir, fiu, urR, þhurs

ᚨᚢᛋ · ᚱᛅᛁᚦᚢ · ᚴᚨᚢᚾ · ᚼᚨᚴᚨᛚ · ᚾᚨᚢᚦᛦ · ᛁᛋ ᚨᚱ ᛋᚢᛚᚢ ·

ąus, ræiþu, kąun, hąkąl, nąuþR, is ąr sulu

Fig. 23: Der Codex Leidensis nennt 16 Runennamen in runischer Schrift und lateinischer Umschrift (nach Baesecke in Arntz (Hrsg.) (1939–42), Bd. 1, S. 76–90).

Dies wird auch durch die Rolle bestätigt, die der Lauch sowohl in der Edda wie im heutigen Volksbrauch spielt.[262] Lauch ist ein Zeichen kraftvollen Lebens und strotzender Gesundheit. So heißt es etwa im Guðrúnarkviða 1,18 aus dem Munde Guðrúns, daß Sigurd neben Gjukis Söhnen stehe:

Svá var minn Sigurðr hjá sonum Gjúka, sem væri geirlaukr[263] ór grasi vaxinn, eða væri bjartr steinn á band dreginn […]	So war Sigurd vor den Söhnen Gjukis, wie Gerlauch steht, der im Grase wächst, wie ein lichter Stein, der am Stirnband glänzt.[264]

Auch im achten Heiðreksrätsel kommt der Lauch auf:

Gestumblindi:

Hvat er þat undra, er ek úti sá fyrir Dellings durum; höfði sínu vísar heljar til, en fótum til sólar snýr? Heiðrekr konungr, hygg þú at gátu.	Deute mir das Wunder, das ich draußen sah vor Dellings Tor! Sein Haupt ist zur Hel gewandt, doch die Sohlen zum Sonnenschein. König Heidrek, kannst du es erraten?

Heiðrek:

Góðer gáta þín, Gestumblindi, getit er þeirar: þat er laukr. Höfuð hans horfir í jörð, en blöðin í loft.	Gut ist dein Rätsel, Gestumblindi, gleich ist's erraten: das ist der *Lauch*: sein Kopf steckt in der Erde, seine Blätter ragen in die Luft.[265]

Die Tatsache, daß der Lauch in diese Rätsel aufgenommen worden ist, zeigt wiederum, daß er in die Überlieferung des germanischen Weistums gehört. Jan de Vries weist darauf hin, daß neben dem Lauch auch der Lein als wunderbare Kräfte bergend angesehen wird, so beispielsweise in der Fløksand-Inschrift, also auf einem wohl zum religiösen Opfer gebrauchten Messer, und in der Völsi-Geschichte (Völsa þáttr). Diese beiden Pflanzen erscheinen also eng verknüpft. Auch Lein (Flachs) spielt im Volksglauben und selbst in der Mythologie der Germanen und Indogermanen eine herausragende Rolle; wir haben dies bei der Linos-Tradition der Griechen schon gesehen.

Betrachten wir das ᛚ-, ᚴ-Zeichen in diesem Zusammenhang, so wird auch sein Ursprung klar. Es kann als ein Lauchstengel mit umgebogener oder geknickter Spitze erkannt werden, denn es hat die charakteristische Form, die beim Blick auf ein Lauchbeet sofort in die Augen fällt. Das ist die „Sohle", die der Lauch in dem Lauchrätsel der Sonne zukehrt. In der nicht geknickten Rundform kann dieses Zeichen auch die schematische Darstellung eines Flachsstengels mit überhängender Blütenrispe sein. Beide Namen aber, sowohl der für Lauch wie der für Lein, können in indogermanische Zeit zurückverfolgt werden. Das Wort *laukR* ist von **leug*, „brechen", „biegen" abgeleitet.[266] Die indogermanische Form für *laukR* wird *leugəs* gelautet haben.[267]

Schon in jungsteinzeitlichen Sinnbildern sehen wir häufig zwei *l*-Zeichen gekreuzt: ᛉ, jedoch auch so ᛚᛚ, ᛚᚴ, ᛚᛚ. Es ist keineswegs unmöglich, daß das eine für Lauch, das andere für Lein steht, wie Herman Wirth meint. Auch der Name *līno* enthält den Lautwert des Zeichens, das, wie auch die anderen Zeichen, einen so wichtigen Platz in der Weltanschauung der Indogermanen und Germanen einnimmt. Wir hätten dann hier wieder ein Zeichen mit Doppelbennung, die seinem magisch-mythischen Charakter entspricht.

Das *m*-Zeichen hat in den Runenalphabeten diese Form: ᛗ, angelsächsisch auch: ᛞ. Die italischen und griechischen *m*-Zeichen haben drei Grundformen: ᛗ, ᛗ und ᛗ beziehungsweise ᛗ. Daß die erste Form alt ist, zeigt das phönizische Zeichen für *m*: ᛗ. Die zweite Form kann als eine strenger stilisierte Abwandlung der ersten betrachtet

werden. Die dritte oskisch-umbrische und Novilara-Form ist den beiden anderen rein formgeschichtlich schwieriger zuzuordnen. Ebenso schwierig ist es, die germanischen Zeichen mit den griechisch-italischen ohne weiteres in Einklang zu bringen, wenn man dort auch noch eine Form erkennt, ᛞ, die man mit der germanischen vergleichen könnte. – In diesem Falle sind die formgeschichtlichen Verhältnisse sehr verwickelt, was sich ja auch in der Diskussion über die Ableitung der Runen von den italischen Alphabeten widerspiegelt.

Vielleicht ist es aber auch hier möglich, durch die sinnbildkundliche Forschung der Lösung näher zu kommen. Es soll wieder an einem schwierigen Beispiel gezeigt werden, wie man versuchen kann, die beiden Methoden, nämlich die formgeschichtliche und die sinnbildkundliche miteinander zu verbinden beziehungsweise die erstere durch die letztere zu ergänzen. Die Frage ist: Kann ein Grundsymbol oder ein umfassender Begriff, der auf dieselbe Vorstellung zurückgeht, gefunden werden, aus dem sich die verschiedenen Formen und der den Lautwert des Zeichens bestimmende germanische Runenname ohne Zwang und unzulässige Phantasie erklären lassen?

Zunächst muß das Grundsinnbild oder der zusammenfassende Grundbegriff durch Vergleich gefunden werden. Geht man von der gemeingermanischen Form der *m*-Rune aus, so erinnert dieses Zeichen an ein auf vorgeschichtlichen Gefäßen und anderen Fundstükken häufig vorkommendes Zeichen, das im Vergleich mit nordischen Anhängern, die Thors Hammer Mjöllnir darstellen, als eine schematische Zeichnung dieses Kultsymbols gedeutet werden kann; hierbei wäre anzunehmen, daß bei der Einordnung des Zeichens in das Runenalphabet die zwei senkrechten Striche etwas nach unten gezogen wurden, um es von dem *d*-Zeichen, das eine ähnliche Form hatte, zu unterscheiden. Dieses Zeichen ist besonders eindrücklich auf einer Felsritzung von Bråstad (Bohuslän) zu sehen, wo es in dreifacher Ausführung über einem Kultschiff steht.[268] Ich glaube, wir dürfen hier auch der Form nach die angelsächsische *st*-Rune heranziehen, ᛥ, die den Namen *stan*, „Stein" trägt und ohne Zweifel eine alte Doppelaxt aus Stein darstellt.

Nun ist aber Thors Hammer ohne Frage der Blitzhammer, der ja auch sonst in der Religionsgeschichte – man denke an den hurritischen Himmels- und Blitzgott Teschup – das Symbol der Doppelaxt hat. Nehmen wir als Grundvorstellung für das *m*-Zeichen „Donnerkeil", „Blitz" als Ausgang des Symbols, so ordnen sich die verschiedenen Formen des indogermanischen *m*-Zeichens zwanglos unter diesen Begriff. Denn alle drei Grundformen der indogermanischen *m*-Zeichen, auch das schwierige oskisch-umbrische, können entweder

als die Form einer Doppelaxt oder als die Form des Blitzes verstanden werden. Die eine Form entspringt mehr der unmittelbaren Anschauung und ist naturalistischer, die andere mehr symbolhaft aus dem Mythos vom Donnergott mit seinem Hammer. Die Form M, die dann auch in das klassische lateinische Alphabet aufgenommen wurde, kann problemlos als eine etwas strengere Stilisierung des Blitzzeichens verstanden werden. Die Entwicklung wäre also von einem Grundbegriff, der indogermanischer Gemeinbesitz war, ausgegangen und hätte sich in den verschiedenen Gegenden – selbst noch innerhalb des italischen und griechischen Raumes – unabhängig voneinander vollzogen, wobei der alte indogermanische Lautwert bewahrt geblieben ist, der dem Zeichen durch seinen Namen eignete. Dabei brauchen spätere Beziehungen zwischen dem italischen und griechischen Bereich nicht ausgeschlossen zu werden.

Bei der Erschließung des indogermanischen Namens, aus dem sich der Lautwert *m* ergab, muß selbstverständlich von dem germanischen Runennamen ausgegangen werden, da bei dem Laut *m* keine Lautverschiebung ändernd dazwischentrat. Der gemeingermanische Name des Zeichens war offenbar *mannaz*, „Mann". Was hat der Name „Mann" mit dem Blitz oder Thors Hammer zu tun?

Die Antwort hierauf gibt die religionsgeschichtliche Sinnbildforschung. Thors Hammer war auch Fruchtbarkeitssinnbild, Symbol der Zeugungskraft. Das geht aus dem Eddalied Þrymskviða 30 hervor, wo dem als Braut verkleideten Thor sein geraubter Hammer Mjöllnir mit dem Spruch in den Schoß gelegt wird:

Berið inn hamar,	Bringt den Hammer,
bruði at vígia,	die Braut zu weihen,
leggið Miöllni	leget Mjöllnir
í meyiar kné	der Maid in den Schoß!
vígið okkr saman	Mit der Hand der Vár
Várar hendi!	weiht uns zusammen!

Diese Deutung wird bestätigt durch weitere religionsgeschichtliche Vergleiche, die zeigen, daß der Blitz im indogermanischen Raum Symbol des Zeugungsorganes war. Der Blitzschlag in die Erde wird in diesem mythischen Zusammenhang als kosmischer Zeugungsakt angesehen. Am eindruckvollsten und klarsten ist diese Symbolik in Indoarien in dem Brahmacārin-Lied in Atharvaveda 11,5 gestaltet, wo der Blitz als Zeugungsglied des Donnergottes in die Erde eingeht und so der Erde Fruchtbarkeit schenkt.[269] Nun ist aber der Name „Mann" beziehungsweise „Männchen" – wie auch noch in dem deutschen volkstümlichen Sprachgebrauch – ein symbolischer Phallus-Deckna-

me, der sich ja mit Selbstverständlichkeit daraus ergibt, daß hier die Manneskraft im eigensten Sinne wohnt.

Aus diesen Zusammenhängen ergibt sich zwanglos der Name *mannaz* für den Donnerkeil oder den Blitz. Wort und Zeichen sind voller tiefer Symbolik, so wie es für ein Sinnbild aus der magisch-mythischen Vorstellungswelt gefordert ist, in der sich heilige Bräuche wie Losorakel und Einweihung vollzogen haben.

Ich halte es für möglich, daß auch hier wieder der Doppelname des Zeichens eine gewisse Rolle gespielt hat. Der Name von Thors Hammer lautet Mjöllnir. Dieses Wort leitet sich her von dem indogermanischen **meldh*, „Blitz“, „Hammer des Donnergottes“. Entsprechungen finden sich in einer Reihe indogermanischer Sprachen.[270] Es ist also möglich, daß **meldh* ein zweiter indogermanischer Name dieses Zeichens gewesen ist, aus dem sich dann wiederum der Lautwert *m* ergibt. Solche Doppelnamen sind in religiösen Zusammenhängen sprachlich sehr häufig anzutreffen. In Indoarien finden sich viele Beispiele verschiedenster Art. Der eine Name ist der offensichtliche, exoterische – das wäre beim *m*-Zeichen **meldh*; der andere ist der geheime, esoterische – hier *mannaz*. Die germanische Dichtkunst hat diesen Brauch dann in den Kenningar zu einer hochentwickelten Kunstform erhoben.

6.5.3 Die der Lautverschiebung unterworfenen Laute

Die Laute, die beim Übergang vom Indogermanischen zum Germanischen der Lautverschiebung unterworfen waren, müssen ihre indogermanischen Namen, wenn sie welche trugen, gewechselt haben, um in ihrem Anlaut den Lautwert des entsprechenden Zeichens zu enthalten.

Wir kommen damit zum schwierigsten Abschnitt der Erschließung der indogermanischen Namen der alten Sinnbildzeichen. Denn hier verläßt uns die Führung, die wir bisher durch die gemeingermanischen Runennamen hatten, die ja mit zureichendem Grunde als indogermanische Namen betrachtet werden dürfen. Wir sind jetzt nur auf die Form und die wahrscheinliche sinnbildliche Gestalt der Zeichen sowie auf den Lautwert angewiesen. Diese haben darum hier besondere Schwierigkeit, weil verschiedene germanische Laute im Indogermanischen gar nicht vorhanden sind. Was also in diesem Abschnitt geboten werden kann, sind lediglich *Versuche*, die zu weiterführender Forschung anregen sollen.

Das erste Zeichen der Runenreihe verursacht besondere Probleme, denn der Laut *f* kam im Indogermanischen ja bekanntlich nicht vor.

Die Deutungsgeschichte dieses Zeichens, dessen Ursinn ich lange nicht zu entdecken vermochte, wirft auch, wie ich hoffe, noch einiges weitere Licht auf die hier befolgte Methode.

Hier soll mit der Form des Zeichens begonnen werden. Sie ist im Germanischen ziemlich einheitlich: ᚠ, ᛙ. Die italischen *f*-Formen F, 𐌚, [können ohne Schwierigkeit formgeschichtlich auf die Grundform F oder ähnlich zurückgeführt werden, ebenso die gewöhnlichen Formen des griechischen Digamma ᚨ, F, [.[271]

Schwieriger wird der formalgeschichtliche Vergleich, wenn wir die Formen auf griechischen Münzen in Kreta hinzuziehen: Y. Insbesondere will sich das faliskische ↑ formalgeschichtlich nicht einfügen. Die Frage ist, ob diese verschiedenen Formen nicht sinnbildkundlich mit den anderen zusammengeordnet werden können.

Das Ursinnbild und der Grundbegriff des Zeichens ist nicht ohne weiteres aus diesen verschiedenen Formen zu entdecken. Vom germanischen Namen *fehu* ausgehend, hat man schon versucht, die zwei Querstriche als Hörner zu deuten. Aber ganz abgesehen davon, daß dazu die verschiedenen Formen des Zeichens in den drei Schriftreihen nicht stimmen, ist diese Deutung – wenn man auf eine gemeinsame Quelle der drei Schriftreihen hinaus will – unmöglich; der Name des Zeichens kann indogermanisch nicht *fehu* gewesen sein, weil das Wort damals *peku* lautete. Da wir also bei diesem Zeichen nicht von dem germanischen Runennamen ausgehen können, nicht einmal ohne weiteres von dem Lautwert, und da weiterhin auch aus der Form der Grundbegriff nicht ohne weiteres zu erschließen ist, stößt eine Deutung des Zeichens auf scheinbar unüberwindliche Schwierigkeiten. Mit lauter Unbekannten läßt sich keine Lösung finden.

Die Lösung brachte, wie ich glaube, die bereits weiter oben abgedruckte Tafel mit den Felsritzungen von Hjulatorp (s. das 16. Zeichen in Tab. 6 und Fig. 24). Sie gibt Felszeichnungen wieder, die durch ihren hervorragenden schematisch-sinnbildlichen Charakter auffallen. Dort findet sich als 16. Zeichen das folgende:



Fig. 24: Die Näpfchen – in der Zeichnung als runde Punkte zu erkennen – des Felsbildes von Hjulatorp weisen darauf hin, daß an dieser Ritzung religiöse Trank- oder Speiseopfer dargebracht wurden. Das Baumzeichen selber weist in der Form Ähnlichkeit mit der f-Rune auf.

Dieses Zeichen ist ohne Zweifel ein Symbol des Lebensbaumes. Diesem Baum fehlen merkwürdigerweise links eine Anzahl Zweige. Dann folgen ein paar „Näpfchen“, die sicher darauf hinweisen, daß es sich hier um eine sakrale Ritzung handelt; das Gebilde linker Hand des Baumes ist offenbar ein Zweig von diesem. Dieser Zweig kann

wohl kaum anders gedeutet werden, denn als Lebensrute, die ja vom Lebensbaum geschnitten wird – sozusagen als *pars pro toto* desselben.

Die Ähnlichkeit mit einer *f*-Rune fällt sofort auf. (Es ist schon bemerkt worden, daß sich auf derselben Platte noch weitere runenähnliche Zeichen finden. Auch der Strich unterhalb des Lebensbaumes kann als ein solches aufgefaßt werden; es ist das *īs*-Zeichen, was ja, wie oben gezeigt, eng mit dem Wachstumsglauben zusammenhängt.) Die Lebensrute ist bekanntlich ein sehr wichtiges Symbol in Mythos und Volksbrauch. Solche Zweige werden vielfach heute noch zu magischen Zwecken verwendet, zweisprossige vor allem auch zum Loswerfen oder als Wünschelrute usw.

Diese Deutung des Zeichens auf der Ritzung von Hjulatorp wird weiterhin durch das Vorkommen dieses Zeichens im Zusammenhang mit dem Lebensbaumsymbol auf anderen Ritzungen bestätigt, so etwa am Schiff der Sonnenscheibe von Genicai, wo es allerdings nur eine Sprosse hat; ähnliche doppelsprossige Zeichen finden sich auf dem oben abgebildeten Vasenstück aus dem Hera-Tempel von Argos (vgl. Fig. 16); ferner findet sich eine einsprossige Rute, von dem Lebensbaumsymbol durch ein Näpfchen (oder Gestirnsymbol?) getrennt, auf der Ritzung eines Schiffes von Tanum.[272]

Beziehen wir nun die *f*-Zeichen in den drei Schriftreihen auf den Grundbegriff „Lebensrute", „magischer Zweig", so wird ihre Einordnung unter diesen Grundbegriff möglich. Selbst das faliskische und griechisch-kretische Zeichen können hier untergebracht werden, wenn wir etwa an die Wünschelrute denken, die ja häufig ein gegabelter Zweig ist, oder an den Loszweig – ebenfalls bekannt sind ja die Lospfeile.

Welchen indogermanischen Namen könnte eine solche Rute getragen haben? Ein mit *f* anlautendes Wort hat es ja im Indogermanischen nicht gegeben. Wir müssen also nach einem Laut suchen, der dem *f*-Laut phonetisch am nächsten kommt. Der Weg ist uns streng durch das griechische *f*-Zeichen gewiesen, das sogenannte Digamma, das ja kein *g*-Laut ist (der Name bezieht sich nur auf die *Form* des Zeichens, nicht auf seine Aussprache), sondern ein labialer Reibelaut, der im späteren Griechisch verloren ging. Ursprünglich stand der Laut im Griechischen überall da, wo im Indogermanischen der Halbvokal *u̯* = *v* stand, zum Beispiel Γεργον usw., später ἐζγον.

Nach diesen Voraussetzungen muß also der Name, den das Zeichen im Westindogermanischen trug, mit dem halbvokalischen *u̯* angelautet haben, das offenbar schon sehr früh eine starke Neigung zu einem labialen Reibelaut hatte. Es müßte ein Name gefunden werden, der „Rute" bedeutet und mit einem *u̯* anlautet, dann wären die Forderungen, die uns eine sinnbildkundliche Betrachtung des Zei-

chens und sein Lautwert stellt, erfüllt. Dieser Name ergibt sich denn jetzt auch ohne Schwierigkeit: Es gibt in den indogermanischen Sprachen eine Reihe von Worten wie ai. *vēta, vētasas*, „Gerte", „Rohr", grch. ἰτέα, ursprünglich Fιτέα, „Weide", „Gerte", lat. *vitis*, „Rebe", „Ranke", an. *viðir* etc., die alle auf ein indogermanisches Wort *u̯eitos* usw., „Rute", „Gerte" von der Wurzel *u̯ei*, „drehen", „biegen" zurückführen.[273] Dies muß der Name des Zeichens gewesen sein, der ihm den Lautwert eines bilabialen Reibelautes gab, der dem späteren germanischen *f* am nächsten lag (man denke an germ. *father*, „Vater", *fehu*, „Vieh" usw.).

Das Bedeutungsfeld dieses Wortes führt zu dem *hlaut-viðir*, dem „Loszweig" aus der Völuspá 62. Es ist übrigens ein merkwürdiges sprachliches Zusammentreffen, daß Herodot von den Skythen berichtet, sie benutzten bei ihrem Losorakel (F)ἰτέα, also „Zweige" (vgl. oben den Abschnitt über Loswerfen, Kap. 5).

Der Lautwert des Zeichens war also, wie das griechische F ja beweist, ursprünglich *u̯* = *v*. Als dann im Italischen das *f* und das auch aus dem idg. *u̯* entstandene *v* deutlich unterschieden wurden, wurde das V = *u̯ rəs* für den *v*-Laut benützt, das alte F = *u̯eitos* für den *f*-Laut. (Der indogermanische *u*-Laut wurde ebenfalls durch das Zeichen ᚢ bezeichnet und etwas umgewandelt, woraus das Zeichen für lat. U wurde.)

Wie kam es zum Namenswechsel und zu dem anderen Namen *fehu*? Wenn der alte indogermanische Name *u̯eitos* oder *u̯eitā* war, so wurde dies zu ahd. *wīda*, nord. *vīðir* usw., „Weide" (von den biegsamen Zweigen der Weide, die vielfache Verwendung fanden). Man hätte dieses Wort als Name beibehalten können, wodurch dieses Zeichen den Lautwert *v* = *w* erhalten hätte. Statt dessen gab man nun dem alten Zeichen den Namen *fehu* und damit einen zwar dem alten verwandten, aber doch neuen Lautwert, während man für den *v*- = *w*-Laut ein neues Zeichen, ᚹ, ᚹ, mit dem Namen *wunjo* schuf. Das scheint sich mir aus religionsgeschichtlichen Zusammenhängen zu erklären. Das alte Zeichen hatte eine sehr gewichtige symbolisch-mythische Bedeutung, denn es stand in der Runenreihe für Lebensrute = Lebens-Weltenbaum und gehörte damit in den Kreis eines Zentralmythos der Indogermanen-Germanen. Das idg. *u̯eitos* beziehungsweise *u̯eitā* hatte aber durch seine Bedeutungsentwicklung eine Auslassung und völlige Umwandlung der sinnbildlichen Gestalt erfahren. Die Weide gilt durchweg im Volksglauben als geringwertiger, „böser" Baum, und zwar nicht erst seit der christlichen Zeit, sondern offenbar schon in der heidnischen.[274] So konnte der alte Name unmöglich noch für das Zeichen ᚠ gebraucht werden.

Bei der Wahl eines anderen Namens war ausschlaggebend, daß man ein Zeichen für das neu aufgekommene *f* brauchte, und da das

alte *u* dem Laut *f* nahe lag, behielt man das Zeichen, das den Lautwert *u* seit alters her gehabt hatte. Der Name *fehu* könnte rein um des Lautes willen nach dem akrophonischen Prinzip gewählt sein, ohne engere Beziehung zum Zeichen selbst, wenn man nicht annehmen will, daß die zwei Striche als Hörner gedeutet werden. Ich glaube aber, der Grund dieser Namensgebung liegt doch tiefer. Die magische Lebensrute steht in den Volksbräuchen in engem Zusammenhang mit dem Viehsegen. Die von der Alm kommenden oder auf die Alm ziehenden Tiere tragen heute noch das Sinnbild eines Lebensbaumes auf dem Kopf. Und um den Viehsegen zu mehren, wird weithin noch das Vieh mit der Lebensrute geschlagen; damit ist die Verbindung Lebensrute – *fehu* gegeben. Das Zeichen trägt sozusagen „Viehkraft" in sich. Darauf weist auch die Verwendung der *f*-Rune als Begriffszeichen hin, wie Wolfgang Krause es darstellt.[275] An den Anfang des Futhark wurde das Zeichen gestellt, weil Vieh die Grundlage des bäuerlichen Reichtums ausmacht. Es mag sein, daß das Zeichen schon in der indogermanischen Reihe am Anfang stand, denn der Lebens- beziehungsweise Weltenbaum stellt einen Uranfang dar, noch vor den Göttern und den Riesen (vgl. hierzu den Abschnitt über den Sinn der Zeichen, Kap. 7).

Die *k*-Rune hat diese Formen ᚲ, ᚴ, ᚽ, ᚼ, ᛣ. Man kann sie nicht gerade als einheitlich bezeichnen, aber der Grundcharakter ist klar: Es sind immer zwei sich gabelnde Striche. Vergleicht man damit dann noch die italischen und griechischen Alphabete, so sieht man dieselbe Grundform, nur daß dort die zwei sich gabelnden Striche häufig an einen senkrechten Strich angefügt sind: K. Nicht selten kommen in den italischen Alphabeten statt der dreieckigen auch runde Formen vor. Die allgemeine Form der Rune erinnert an ein aufrecht- oder schräggestelltes Hörnerpaar, die abwärts gerichteten Formen können als „Sturzrunen" angesehen werden. Auch die runde Form, die vielleicht sogar die ursprüngliche war, kann als Hörnerpaar verstanden werden. Selbstverständlich *muß* dieses Zeichen *nicht* so gelesen werden, denn sich gabelnde Striche können sehr verschiedenes bedeuten. Als die älteren Formen müssen wir wohl diejenigen ansehen, bei denen die sich gabelnden Striche auf den langen Strich aufgesetzt sind, weil die Formen ohne diesen Strich am ehesten als Vereinfachung der ursprünglichen Zeichen angesehen werden können.

Diese Deutung über den Ursprung des Zeichens wird bestätigt durch nordische Felsritzungen, etwa jene von Leonhardsberg.[276] Dort sind zwischen zwei Tieren, von denen das eine ein kapitaler Rothirsch, das andere wohl eine Hirschkuh ist, zwei hörnerartige Gebilde rechts und links von zwei senkrechten Strichen, von denen das rechts ohne Schwierigkeit als vorrunisches Sinnbild der *k*-Rune angesehen werden kann, besonders wenn wir die dritte der oben angegebenen Formen, die als Sturzrune gelten muß, ins Auge fassen. Durch Stilisierung entstand dann das strenge seitwärts gestellte Dreieck, das für gewöhnlich als *k*-Rune galt.

In denselben Sinnbildzusammenhang gehört eine sehr aufschlußreiche Ritzung auf einer Scherbe aus einer bandkeramischen Wohngrube bei Triebschitz in Mähren, die ich in *Germanien* veröffentlicht und gedeutet habe.[277]

Hier ist neben den kapitalen Sonnenhirsch ein Hakenkreuz geritzt, dessen Balken alle in *k*-Zeichen auslaufen, die der gestielten älteren *k*-Rune gleich sind. Auch von den Schnittpunkten gehen vier solcher Zeichen aus. Das Hakenkreuz als Symbol der Sonne wird so aufs engste mit dem Sonnenhirsch verbunden, die beiden werden sozusagen gleichgesetzt. Hier dürfen auch die trojanischen Spinnwirtel mit ihren Hakenkreuzen und Sonnenhirschen herangezogen werden, die ebenfalls dieses gestielte Hornzeichen tragen. Noch mehr verdeutlicht wird die Entstehung des ᚲ-Zeichens aus dem Geweih eines Cerviden innerhalb der kretisch-mykenischen Linearschrift.

Bei dem Versuch, das dem Zeichen zugrundeliegende Sinnbild, seine Grundform zu entdecken, erinnern wir uns an gewisse Sinnbildzeichen des westindogermanischen Raumes, die unschwer mit dem als älteste Form angesehenen Zeichen verglichen werden können. Ich denke an jene fälschlicherweise „kammartig" genannten Gebilde, die schon im Salzmünder Zeichensystem häufig auftauchen und die als *en face* gezeichnete Bilder eines Horn- beziehungsweise Geweihtieres, genauer eines Hirsches, gedeutet worden sind, auf dessen langem Halsstrich ein *k*-Zeichen aufsitzt. Hier haben wir geradezu ein Entstehungszeugnis des Zeichens, und zwar in dem Zeichen B 72 auf Arthur Evans' Vergleichstafel, das so aussieht:



Fig. 25: Diese Abbildung wird gemeinhin als Darstellung eines Cerviden gedeutet, das Geweih weist deutliche Ähnlichkeit mit dem k-Zeichen ᚲ auf.

Daß das Zeichen ein geweihtragendes Tier, und zwar einen Cerviden darstellt, ist keine Frage. Das Geweih aber ist ein deutlich erkennbares *k*-Zeichen, so wie wir es ähnlich an der Spitze des langen Halses der Sonnenhirsche finden, nur daß die Geweihstangen etwas geschweift sind. Ebenfalls zu erinnern ist an das Geweihsinnbild bei den Tordos-Zeichen (vgl. die Zeichen 21 bis 23 in Tab. 6), das schematisch abgekürzt ein V ergibt.

Aufgrund dieser Vergleiche aus dem gesamtindogermanischen Raum scheint es klar, daß der Grundbegriff und das Ursinnbild des *k*-Zeichens das Geweih eines Hirsches und damit auch kleiner als die beiden mächtigen *ansuz*-Hörner ist.

Durch diesen symbolkundlichen Vergleich haben wir eine Grundlage gewonnen, von der aus wir den indogermanischen Namen finden können. „Horn", „das gehörnte Tier" heißt im Indogermanischen *k̂er*,[278] wovon sich lat. *cervus*, ia. *śara-bha*, also unser „Hirsch", herleitet. Dieses Wort *k̂er* oder eine Ableitung davon muß also der indogermanische Name dieses Hirschzeichens gewesen sein; denn daraus ergibt sich der gemeinsame Lautwert des Zeichens *k* in allen drei Schriftreihen mit Selbstverständlichkeit.

Der Hirsch ist in der indogermanischen Mythologie eine wichtige Figur. Besonders als Sonnenhirsch spielt er eine große Rolle, wie schon erwähnt. Man denke auch an den Hirsch Eikþyrnir auf der Halle in der Lærað-Überlieferung der Grímnismál 26, der ebenfalls als Sonnenhirsch gedeutet werden darf und aus dessen Geweih Lebenswasser in Hvergelmir tröpfelt. Das sind die Hintergründe, aus denen das Sinnbildzeichen erwachsen ist, das zum *k*-Zeichen führte. Seine Stellung in der Runenreihe unmittelbar nach dem (Sonnen-) Wagenzeichen *R* ist damit sinnbildkundlich gerechtfertigt.

Betrachtet man kurz die germanischen Namen der *k*-Rune, nord. *kaun*, „Geschwür", ags. *cēn*, „Kienspan", „Fackel", got. *chozma* (Bedeutung ungewiß), so zeigt diese Reihe, daß eine gemeinsame germanische Überlieferung über den Namen des Zeichens nicht mehr bestand. Man sucht offenbar in den verschiedenen Räumen, nachdem der alte Name wegen der Lautverschiebung nicht mehr zu gebrauchen war, nach einem neuen, der dem Lautwert entsprach und einigermaßen mit dem Zeichen zusammengebracht werden könnte. Schließlich konnte man in dem Zeichen ᚲ eine Beule sehen oder in dem Zeichen ᛍ einen Kienspan oder Kienspanhalter. Aber es sind sekundäre, verzwungene Benennungen, wie wir solchen unter ähnlichen Voraussetzungen beim phönizischen Alphabet begegnet sind, nicht mehr die selbstverständlichen Benennungen, wie wir sie bei all den Zeichen gefunden haben, deren Namen durch die germanische Lautverschiebung nicht angetastet worden sind.

Die *h*-Rune hat zwei sehr verschiedene Formen, einmal ᚺ, ᚺ, ᚺ und dann – allerdings nur in den dänischen Reihen, die ja auch die besondere Mann-Rune haben (s.o.) – ᛡ. Vergleichen wir die erste Grundform des Zeichens mit den griechisch-italischen Formen H, ᚺ, 日, Ⅲ, so ergibt sich eine gemeinsame westindogermanische Grundform: Es ist ein zaun-, hürde- oder leiterartiges Zeichen. Zur Bestätigung kann auf das Gefäß von Niesdrowitz (s. Fig. 18 a) hingewiesen werden, das ja dieses Zeichen in wiederholter Folge aufweist und das von allen Fachleuten als *h*-Rune betrachtet wird.[279]

Auch die Ritzung von Himmelstadlund hat unmittelbar links der Runeninschrift ein solches Zeichen, wie es überhaupt auf den nordischen und norditalischen Ritzungen oft wiederkehrt und in vielfacher Abwandlung bis in die Jung-, ja Mittelsteinzeit zurückverfolgt werden kann. Unter den Einzelsinnbildern im westindogermanischen Raum findet es sich in Tordos in bildhafter wie auch in schematischer Form unterschiedlicher Ausprägung. Es muß also ein sehr beliebtes Sinnbild gewesen sein.

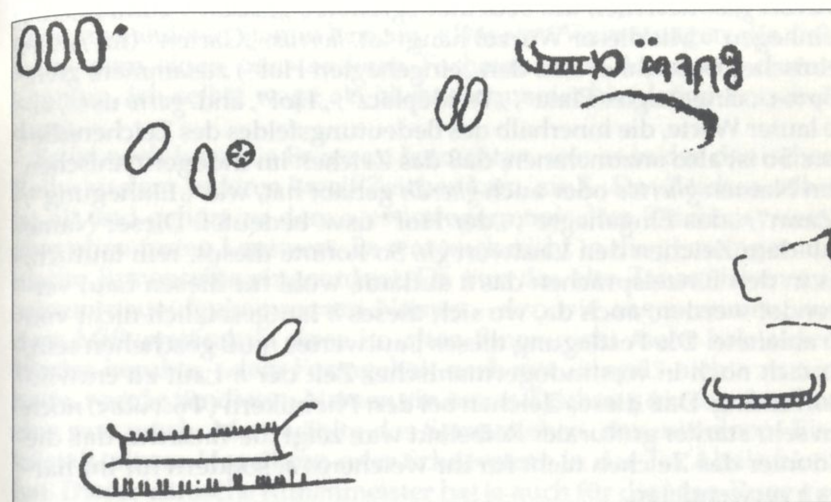


Fig. 26: Ausschnitt aus der Felsritzung von Himmelstadlund. Die Runeninschrift oben rechts wird linksläufig als braido *gelesen und ausgelegt als „(der Tote?) ging dahin" (nach Krause (1937 b), Abb. 56).*

Der weltanschaulich-religiöse Sinn des Zeichens hängt ohne Zweifel mit der Einfriedung des Hofes zusammen, die ja immer von heiligen Bräuchen begleitet war (man denke auch an das, was der Volksglaube über den im Zaungehege nistenden „Zaunkönig" zu berichten weiß); die Leiter ist das Bild des Emporsteigens zu Wohlstand und Glück – sie wird deshalb auch auf Wappen an den Lebensbaum gelehnt verwendet.[280] Mit diesem Zeichen sind also offenbar seit alters her starke sinnbildliche Gehalte verknüpft.

Versuchen wir nun vom Grundbegriff des *h*-Zeichens her einen indogermanischen Namen zu finden, so stoßen wir zunächst auf die-

selbe lautliche Schwierigkeit wie beim *f*-Laut: Das Indogermanische hat ein reines *h* nicht gekannt (die einzige Ausnahme bilden vielleicht gewisse Ausrufe). Man ist also gezwungen, nach einem Laut zu sehen, der dem späteren *h* am nächsten kommt. Er muß auf alle Fälle ein behauchter Guttural gewesen sein, und zwar, da *kh* wohl doch zu hart klingt, ein stimmhafter; ein zum Reibelaut neigendes *gh* käme am ehesten in Betracht. Die Lautentwicklung im Germanischen weist ebenfalls in diese Richtung; denn das idg. *gh* entwickelte sich ja dort zunächst zu dem stimmhaften gutturalen Reibelaut ʒ, das einem harten *h* durchaus ähnlich ist. Mit Hilfe dieses Anlautes und des Sinngehaltes des Zeichens kommen wir zu einer Wortsippe, die sich von der Wurzel *ĝher* herleitet, die bedeutet „greifen", „fassen", „umfassen", „einhegen". Mit dieser Wurzel hängt lat. *hortus*, „Garten" (im Altlateinischen bezeichnet *villa* den „eingehegten Hof") zusammen, grch. χόρτος, „eingehegter Platz", „Weideplatz", „Hof", ahd. *garto* usw., also lauter Worte, die innerhalb des Bedeutungsfeldes des Zeichens liegen. So ist also anzunehmen, daß das Zeichen im Indogermanischen den Namen *ĝhertos* oder auch *ĝherdh* gehabt hat, was „Einhegung", „Zaun", „das Eingehegte", „der Hof" usw. bedeutet. Dieser Name gab dem Zeichen den Lautwert *ĝh*. So konnte dieses, rein lautlich, als in den Einzelsprachen das *h* aufkam, wohl für diesen Laut verwendet werden, auch da, wo sich dieses *h* lautgesetzlich nicht von *gh* ableitete. Die Festlegung dieses Lautwertes muß geschehen sein, als sich noch in westindogermanischer Zeit der *h*-Laut zu entwikkeln anfing. Daß dieses Zeichen bei den Phoinikern (Φοίνικες) noch ein sehr starker gutturaler Reibelaut war, zeigt die Tatsache, daß die Sidonier das Zeichen nicht für ihr weicheres *h*, sondern für ihr hartes *ḥ* verwendeten.

So wären Ursinn des Zeichens, sein indogermanischer Name und der daraus entspringende Lautwert befriedigend erklärt. Dieser alte indogermanische Name konnte im Germanischen für das Zeichen nicht mehr gebraucht werden, denn *ĝherdh*, *ĝhertos* wandelte sich ja zu **gartaz*. So war es, als sich im Germanischen ein reines *h* entwickelte, nötig, dem Zeichen einen neuen Namen zu geben.

Die überlieferten Runennamen lauten nord. *hagall*,[281] *hąką̨l* (in lateinischer Schrift *hagal*) – dies ist die älteste Überlieferung, die zugrundeliegende Aufzeichnung stammt aus den Jahren 830 bis 850 n. d. Ztw. –, ags. *haegl*, got. *haal*. Man hat daraus ein gemeingermanisches *hagla*, „Hagel" erschlossen. Diese Form ist aber keineswegs eine gesicherte Erkenntnis, dazu sind die Namen in den germanischen Runenreihen doch zu verschieden. Darum ist die Frage aufgeworfen, ob sich hinter diesen Namen nicht vielleicht ein anderes Wort verbirgt, das auch etwa zum ags. *hecg*, „Hag", „Hecke" führen könnte. Das

Wort *hecg* stammt von idg. **qagh*, „geflochtene Hürde". Wie lateinische und griechische Ableitungen zeigen, gab es Bildungen mit *l*-Suffixen, beispielsweise lat. *caulae*, „Schafhürde", „Einfriedung um den Tempel". Ob nicht in dem nicht mehr verstandenen *hąką̨l* usw. ein altes Wort mit *l*-Suffix für „Hag", „Hürde" steckt, das der Umgangssprache verloren gegangen war, also etwa *hagla* von idg. *qaghlo*, „Hürde", nicht von *kaghlo*, „Hagel".[282] Damit wäre dann aus dem Grundbegriff des *h*-Zeichens der Name erschlossen. Die Entwicklung wäre dann also so verlaufen, daß, als der alte Name *ĝherdh*, *ĝhertos* wegen der germanischen Lautverschiebung geändert werden mußte, ein Name mit *h*-Anlaut gewählt wurde, der dem Sinn nach dasselbe bedeutete wie der alte indogermanische Name, aber gleichzeitig von einem ganz anderen Stamm herkam. – Das sind Vermutungen, die vielleicht dem einen oder anderen Fachmann zur Anregung dienen könnten. Ich selbst wage als Nicht-Germanist hier keine Entscheidung.

Es ist noch kurz die Frage zu betrachten, wie es in der dänischen Reihe zu dem anderen *hagall*-Zeichen kam, zu ᚼ. Das Zeichen selbst ist alt und gehört zu dem westindogermanischen Zeichensystem, aber ohne festen Lautwert. Es war auch nicht in die gemeingermanische Runenreihe eingeordnet. Da nun das alte Zaunzeichen mit seinem neuaufgekommenen Namen – der, wie angenommen, auf dem Mißverständnis eines im alten Sinne nicht mehr bekannten Wortes beruhte – dem Formgehalt nach mit „Hagel" nichts zu tun hatte, wurde für diesen Namen ein neues Zeichen gesucht, das ihm eher entsprach: Man wählte das Sternzeichen, das mit einem Eiskristall, einem Hagelkorn oder Schneestern in der Tat Ähnlichkeit hat. Dieser dänische Runenmeister hat ja auch für die Man-Rune ein neues, ihm eher passendes Zeichen gesucht, wobei sicher auch pragmatische Gründe eine Rolle spielten. So erklärt sich auch diese Eigentümlichkeit der dänischen Runenreihe aus den in der Runenschöpfung durchaus wirksamen Prinzipien, wie sie hier dargelegt werden.

Die *p*-Rune hat ganz verschiedene Formen: ᛈ, ᛕ und ags. noch ᚴ. Diese Form ist ebenso wie der Name rein germanisch und hat deshalb auch keine indogermanische Entsprechung. Das andere Zeichen für den *p*-Laut hat diese Form beispielsweise in der Runenreihe von Vadstena: ᛒ. Vergleicht man diese mit den verschiedenen Formen des *p*-Lautes in den italischen und griechischen Alphabeten, so kann man einen gewissen Zusammenhang mit den Formen P, Ⴗ, Γ erkennen.

Der Unterschied ist aber der, daß das lateinische und griechische Zeichen für den *p*-Laut nur *eine* Rundung oder *ein* Dreieck hat, während das nordische deren zwei besitzt. Doch ist es nicht unmöglich,

daß auch bei germanischen Runeninschriften solche vorkommen, die nur *eine* Rundung oder *ein* Dreieck besitzen.[283] Wir haben ferner bei den italischen und griechischen Alphabeten eine Reihe von *p*-Formen, bei denen statt einer Rundung oder eines Dreiecks ein gebogener Strich oder ein Haken bis zum Grunde des anderen Striches reicht: ᑎ, ⊓, ∩. Archaische Alphabete von Thera und Korinth haben die Form eines runden, nach unten geführten Hakens: ᒋ. Auch diese können letztlich formgeschichtlich mit den anderen zusammengebracht werden. Die Frage nach dem Ursinn des Zeichens ist nicht leicht zu beantworten. Man könnte rein formgeschichtlich die germanische *p*-Form als eine Abwandlung des *b*-Zeichens ᛒ betrachten. Aber dann finden wir die Brücke zu den italischen und griechischen Alphabeten nicht.

Ich wage deshalb aufgrund meiner Betrachtungsweise eine andere Erklärung: Ein Sinnbildzeichen, das auf den Felszeichnungen des Nordens und Norditaliens, vor allem neben einer Gottgestalt, etwa dem Lanzengott oder auch neben dem Sonnenrad, häufig auch allein vorkommt, sind zwei Fußabdrücke oder auch ein einzelner in den unterschiedlichsten Abwandlungen.

Über die sinnbildhafte Deutung dieses Zeichens gibt es eine Reihe von Vermutungen. Durch religionsgeschichtliche Vergleiche kann der Sinn des Zeichens aber, wie ich glaube, klar festgestellt werden: Diese Fußstapfen bedeuten immer die Gegenwart des Gottes. Die indoarischen Entsprechungen beweisen dies. Denn die drei ai. *pada*, „Schritte" oder „Fußstapfen" des Gottes Viṣṇu, zeigen schon in der vedischen Überlieferung die göttliche Präsenz an; und auch adäquate, eher runde Formen von Thera und Korinth könnten als stilisierte Abbildungen eines solchen Fußspurzeichens angesehen werden. Die germanische *p*-Rune hätte dann das Urbild des Zeichens am treuesten bewahrt, während die italisch-griechischen Formen stark schematisierte Abkürzungen bis zu Dreiecken wären.



Fig. 27: Eingeritzte Fußabdrücke finden sich häufig auf Felsbildern und werden als Zeichen der Verehrung gedeutet: Wenn man sich vor jemandem – etwa einem höheren Wesen oder Gott – verneigt oder niederkniet, so sieht man nur noch dessen Füße. Rituelle Fußabdrücke kennzeichnen also Orte der religiösen Verehrung, an denen man die Präsenz einer höheren Macht spürt.

Diesem alten Zeichen muß indogermanisch der Name **pēd*, **pōd*, „Fuß", „Fußspur" usw. zugehört haben.[284] Die Entwicklung des Zeichens hätte sich dann etwa so abgespielt:

Auf diesem Wege hätte das Zeichen seinen Lautwert erhalten.

Im Germanischen mußte dieser Name aber bei der Lautverschiebung abgestoßen werden. Vermutlich trug das Zeichen zunächst keinen germanischen Namen mehr, oder er ist verlorengegangen. Als dann das neue *peord*-Zeichen aufkam, übertrug man auch auf das alte, gemeinwestindogermanische **pōd*-Zeichen diesen Namen. – Das ist ein *Versuch* der Deutung, und ich bin mir seiner Problematik bewußt. Aber er ist doch mehr als ein bloßer Einfall.

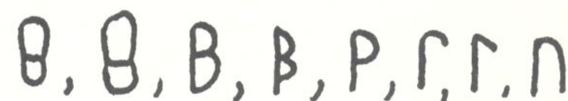


Fig. 28: Rekonstruierte formgeschichtliche Herleitung des p*-Zeichens aus dem Abbild einer Fußspur.*

Von dem *t*-Zeichen ist schon zu Beginn des Kap. 6 die Rede gewesen. Die verschiedenen Formen des *t*-Zeichens wurden auf den Grundbegriff eines Instrumentes zurückgeführt, das zum Hauen, Stechen und Bohren geeignet war. Wir haben in der indogermanischen Wurzel *tekþ* diesen Grundbegriff wiedergefunden und die Ansicht ausgesprochen, daß der ursprüngliche Name eines solchen Instrumentes aus dieser Wurzel gebildet war. Dies soll nun anhand der Ableitungen aus dieser Wurzel in den westindogermanischen Sprachen begründet werden.[285] Wir haben einmal ahd. *dehsa, dehsala*, „Queraxt", „Beil", „Hacke", aisl. *þexla*, „Queraxt", mhd. *dehse*, „Spindel", ags. *þeox* „Speer", norw. *teksel*, „Böttcherbeil"; dann gehört lat. *tēlum* „Fernwaffe", „Wurfgeschoß" hierher, vielleicht auch grch. τόξον, „Bogen" (wörtlich „Pfeilschleuder"). Wir haben also in diesen Ableitungen ein Bedeutungsfeld, dessen Einzelheiten genau den als *t*-Laut in den verschiedenen Schriftreihen auftretenden Formen entsprechen: „Hacke", „Queraxt", „Speer" (Pfeil); ja, sogar das seltsame Zeichen einiger italischer Alphabete, ↿, läßt sich einreihen, denn dieses Zeichen kann, wenn wir es nicht als Knochenbohrer ansehen wollen – was der Bedeutung nach möglich wäre –, wohl eine Spindel zum Vorbild haben. Der alle diese Vorstellungen umfassende indogermanische Begriff war durch **tekþ* gegeben.

Man muß annehmen, daß die verschiedenen ethnisch-kulturellen Einzelräume diese alte Tradition des *tekþ*-Begriffes und -Instrumentes in verschiedener Formung fortsetzten und so die verschiedenen *t*-Zeichen entstanden, die ja unmöglich rein formgeschichtlich vonein-

ander abgeleitet werden können, während die sinnbildkundliche Ableitung die Schwierigkeiten restlos beseitigt.

Der indogermanisch *tekþ* lautende oder mit *tekþ* gebildete Name gab den Zeichen den Lautwert *t*. Dieser mußte nach der germanischen Lautverschiebung fallen, da ja das *t* zu *d* geworden war. Daß dieser Name gemeingermanisch *tiwaz* war, ergibt sich aus dem germanischen Runennamen. Es ist schon oben darauf hingewiesen worden, daß dies der gemeingermanische Name des Sinnbildes für den Weltenbaum gewesen sein muß, der indogermanisch den Namen *diēus* getragen hatte, und daß die Ähnlichkeit der beiden Zeichen wohl auch die Entwicklung des uralten indogermanischen Himmelsgottes zum Kriegsgott bei den Germanen die Gleichsetzung der beiden Zeichen ermöglichte, weshalb auch das alte indogermanische *t*-Zeichen den Namen *tíwaz* erhält.

Der angelsächsische Name *tīr*, „Ehre“ mag, wenn er nicht auf einem Mißverständnis beruht, damit zusammenhängen, daß der Speer das Symbol der Waffenehre des germanischen Mannes ist.

Die *b*-Rune hat eine ziemlich einheitliche Form: ᛒ, ᛒ, B, wozu noch die altertümliche Form von Himmelstadlund kommt: ȝ. Die meisten der griechisch-italischen Formen stimmen damit überein: ᛒ, B, 8; sie könnten ohne weiteres als mit den germanischen Formen identisch angesehen werden.

Dagegen finden sich in archaischen Alphabeten von Thera und Melos und Korinth eine Anzahl von Formen, die formgeschichtlich schwer aus den gemeinsamen Formen abgeleitet werden können: ꓶ, ⎿⏋, ꓓ. Ist es möglich, aus den Zeichenformen einen gemeinsamen Grundbegriff oder eine gemeinsame Grundvorstellung zu erschließen? Gehen wir von den germanischen Formen aus, so besonders als denjenigen, die mehr als zwei Dreiecke haben,[286] so ergibt sich durch den Augenschein am ehesten ein Stab mit tief eingeschnittenen Kerben, also ein Kerbstock; die anderen Formen mit Rundbögen könnten als Abwandlungen des ursprünglichen Zeichens betrachtet werden. Dagegen können die archaischen Formen *nicht* als solche Kerbstöcke angesehen werden.

Bei der Suche nach einem indogermanischen Namen kann uns zunächst der germanische Runenname *birkan*, „Birke“ nicht helfen, da ja dieses Wort auf die indogermanische Wurzel *bherĕĝ*, „glänzen“, „weiß sein“ zurückgeht, also mit dem aspirierten *bh* anlautet, das zwar dem gemeinsamen Lautwerte *b* nahesteht, aber sich doch nicht ganz mit ihm deckt. Zudem kann zunächst kein Zusammenhang zwischen der Form der *b*-Rune und einer Birke entdeckt werden.

Vom Begriff Kerbstock ausgehend, gelangen wir zu dem indogermanischen Wort **bak*, von dem sich unser „Pegel“ herleitet. Alois



Fig. 29, links: Strichzeichnung eines altgermanischen Krummstabes, wie er als Hoheitszeichen auch noch den Schulzen beigegeben war (nach Schrader (1929), Bd. 2, Abb. 87).



Fig. 30, rechts: Ein Gemeindestock oder kriwule, *wie er etwa bei den baltischen Pruzzen, aber auch bei vielen Slawenstämmen verbreitet war (nach Schrader (1929), Bd. 2, Abb. 88).*

Walde und Julius Pokorny geben als Bedeutung des Wortes „Stab“, „Stütze“ an.[287] Das Wörter lat. *baculum* (aus *bak-tlom*), grch. βάκτρον, βακτηρία beweisen, daß es sich um eine besondere Art von Stab oder Stütze handelt: Lat. *baculum* ist nämlich im besonderen der Stab des Auguren, und βακτηρία ist „das Zepter“, „der Feldherrnstab“; air. *bacc* bedeutet „Krummstab“, „Haken“. Alle diese Stäbe waren mit heiligen Zeichen, oft auch Einkerbungen geschmückt; es handelt sich um sakrale Stäbe oder Stützen. Zu dem alten *b*-Zeichen paßt der Name *bak* ausgezeichnet, denn es kann in seiner eckigen und runden Form durchaus als die Abkürzung eines Stabes mit Einkerbungen angesehen werden.

Daß ein solcher zeremonialer Kerbstock oder eine Kerbstütze als Vorbild zu einem Sinnbildzeichen gedient hat, ist durchaus verständlich. Diese Kerbstöcke spielen ja in den Einweihungen eine große Rolle. Und der Zeichenstab von Ritten,[288] wie überhaupt die Runenstäbe mit ihren Kerben und heiligen Zeichen, werden wohl in diesem uralten heiligen Gebrauchsgegenstand ihren Ursprung haben.

Aber auch der Name „Birke“, der dem Zeichen in germanischer Zeit beigelegt ist, kann vielleicht aus diesen Zusammenhängen heraus erklärt werden. Wir haben eine sehr alte Überlieferung über die Weltsäule, die zugleich Weltenbaum ist, in Völuspá 2.[289] Dort ist von einem altberühmten *miötviðr*, „Maßbaum“, neun *íviðir*, „neun Innenhölzern“ und neun Welten die Rede. Es ist schon längst erkannt, daß dieser uralte „Maßbaum“ nichts anderes als die Weltsäule oder der Weltenbaum ist, der die sich auf ihm aufbauenden neun Welten trägt. Maßbaum wird er deshalb genannt, weil in ihm die Maße dieser neun Welten eingekerbt sind. Das hat schon Uno Holmberg in seinem bedeutenden Werk *Der Baum des Lebens: Göttinnen und Baumkult* (1922) gesehen, und der Kommentar von Barend Sijmons und Hugo Gering weist auch auf diese Erklärung Holmbergs hin.[290] Uno Holmberg aber vergleicht wiederum mit Recht diese Ideen, die offenbar weit in die gemeinsame nordwesteurasische Kultur der Birkenzeit zurückgehen,

mit gewissen Bräuchen in Sibirien, bei denen bei gewissen Zeremonien bis heute noch ein Birkenbaum in der Mitte des Zeremonienzeltes als Symbol der Weltensäule und des Weltenbaumes aufgestellt wird. In den Stamm werden neun (!) große Kerben als Stufen von der untersten bis zu der höchsten Welt eingehauen. Auf diesen Stufen steigt der Schamane empor. Sowohl dieser schamanische Brauch wie die hochentwickelte Idee des nordischen Maßbaumes haben ihre Wurzeln in jener alten Zeit und der nordwesteurasischen Kultur. Der mit Kerben versehene Birkenstamm, der die Weltsäule symbolisierte, könnte wohl in dem heiligen Birkenkerbstock versinnbildlicht und dieser mit einem zweiten Namen einfach „Birke", „Birkenstock" genannt worden sein. Ein Name, der sich nach der Lautverschiebung von *bak* zu *peg* gewandelt hatte; der alte Name, der deshalb fallen mußte, blieb bestehen, da er ja den Anlaut *b* enthielt, der durch den Lautwert gefordert war.

Im Lichte dieser Zusammenhänge können vielleicht auch die altertümlichen *b*-Zeichen von Himmelstadlund, Thera, Melos und Korinth erklärt werden. Ich glaube, daß wir sicher noch Vorbilder dieser seltsamen Zeichen entdecken können, die im indogermanischen Gebiet auf gewissen sakralen Gegenständen bis in die geschichtliche Zeit hinein im Gebrauch waren.

Otto Schrader zeigt in seinem *Reallexikon der Indogermanischen Altertumskunde* (1929) unter dem Eintrag „Zepter"[291] einige Abbildungen, die hierher gehören.

Es handelt sich um zepterartige Herrschaftszeichen bei Pruzzen, Litauern sowie den westlichen, also in den germanischen Bereich hineinragenden Slawen. Der pruzzische Name *kriwule* ist wohl auf prz. *kryve* zurückzuführen, das für einen steht, der die „Obermacht in geistlichen und weltlichen Belangen" hat, „Oberrichter", „Pontifex", also bezeichnet der Name genau das, was **bak* nach dem Zeugnis der Einzelsprachen bedeutet haben muß: das sakrale Zeichen der Oberhoheit, das noch lange in geschichtlicher Zeit der Schulze führte und als Zeichen seiner Oberhoheit bei Aufgeboten usw. in den Dörfern herumschickte; ein Brauch, der auch in den germanischen Ländern verbreitet war. Formen solcher Hoheitsstäbe zeigen Fig. 29 und 30.

Zu Form und Bedeutung ist hier noch einmal an air. *bacc*, „Haken", „Krummstab" zu erinnern. Vergleicht man das obere Ende des pruzzischen Krummstabes mit dem *b*-Zeichen der Runeninschrift von Himmelstadlund, so ist eine Ähnlichkeit unverkennbar; ebenso können die Formen der archaischen *b*-Zeichen mit dem *kriwule* verglichen werden, wenn man den *kriwule* aufrecht stellt: ⟆, ⟆. Und die merkwürdigen *b*-Zeichen von Thera und Melos können ebenfalls als Abwandlungen eines Zeremonialstockes angesehen werden.

Diese Vergleiche sind durchaus zulässig; die altertümlichen *b*-Zeichen von Korinth, Thera und Melos gehören inschriftlich erst in das 8./7. Jahrhundert v. d. Ztw. Die Ansicht, daß sie bereits geraume Zeit vorher dagewesen sein müssen, ist allgemein akzeptiert. Wir kommen also in die Zeit zurück, als die Dorer noch nicht lange von ihren Sitzen irgendwo im Balkan oder in den Donaugegenden aufgebrochen waren, wo sie im westindogermanischen Zusammenhang der Italiker-Germanen und Kelten standen, in den hinein auch ostindogermanische Einflüsse, vor allem slawische, gereicht haben müssen. Die Einrichtung der Kerbstöcke und Krummstäbe ist nach dem Befund der Sprachgeschichte indogermanisch. Die pruzzisch-litauisch-germanischen Beispiele der geschichtlichen Zeit beweisen, daß die Überlieferung sehr lebenskräftig war. – Wir haben also Grund genug anzunehmen, daß die von Otto Schrader abgebildeten Krummstäbe auf erhaltene Überlieferungen zurückgehen. Daß sie auch in den benachbarten Sprachen bekannt waren, ist anzunehmen. Es liegen also hier Zusammenhänge vor, die ein Zurückreichen der eigentümlichen *b*-Formen auf diese Symbole durchaus möglich machen. Es ist darum auch hier die grundsätzliche Frage zu erheben, ob wir selbst in so schwammigen Fällen, wie jener der so grundverschiedenen *b*-Zeichen, vor denen die rein formgeschichtliche Forschung einfach kapitulieren muß, mit der sinnbildkundlichen nicht zum Ziele kommen. Jedenfalls ist das hier Vorgetragene genügend begründet, um als Anregung und Arbeitshypothese für weitere Forschung betrachtet zu werden.

Die *d*-Rune hat diese Formen: ᛞ, ᛞ, ⋈; das Zeichen ist offensichtlich ein Doppeldreieck, wobei die Spitzen der Dreiecke zusammenstoßen. In angelsächsischen Alphabeten kommt auch ein Zeichen mit nur einem Dreieck zwischen zwei Stäben vor: ⊳|.

Das *d* in den italischen und griechischen Alphabeten hat die Form eines Dreiecks oder auch eines Halbkreises: △, ▷, D. Sieht man sich diese Zeichen an, so drängt sich bei dem aufrecht stehenden Dreieck die Vorstellung eines Giebeldaches, bei der runden Form die einer Kuppel unmittelbar auf; diese Vorstellung und der Lautwert des Zeichens führen auf die rechte Spur für den Grundbegriff des Zeichens. Es ist das Giebeldach des nordischen Hauses oder ein Kuppeldach, wie wir es etwa bei den Kuppelgräbern im Süden als Symbol des Hauses überhaupt finden. Daraus erklärt sich auch sein Lautwert. Denn „Haus", „Hausdach", „Kuppel" usw. heißt idg. **domos;*[292] es ist in allen indogermanischen Sprachen vertreten, lat. *domus*, grch. δόμος, ai. *damas*, unser ahd. *zimbas*, „Zimmer" usw.; ein Nomen der Wurzel *dem*, *demā* usw., „bauen" (wohl ursprünglich „Balken zusammenfügen").

Die *d*-Rune ist so entstanden, daß man, um dieses Dreieckzeichen dem Stilprinzip des Futhark einzufügen, zwei Dreiecke, nämlich die zwei Giebeldächer, mit den Spitzen so zusammenfügte, daß, wenn man sie sich aufrecht gestellt dachte, das Giebelhaus entstand. Unter den Salzmünder Sinnbildzeichen finden sich Haussinnbilder, bei denen, dem Stil der Ritzungen entsprechend, die zwei Giebelwände mit den Dächern *en face* nebeneinander gezeichnet sind. Es ist derselbe Gedanke, nur etwas anders ausgeführt.

Dieses idg. **domos* hat dem Zeichen seinen gemeinsamen westindogermanischen Lautwert gegeben. Durch die germanische Lautverschiebung wurde aber dieser Name unbrauchbar. So war man gezwungen, einen anderen Namen zu suchen, der mit *d* beginnt. Der Runenname für *d* ist nur im Angelsächsischen überliefert: *daeg*, „Tag" und im Gotischen *daaz*, woraus man germ. **dagaz* erschlossen hat. Es ist immerhin auffallend, daß dieser Name sonst in keiner der germanischen Namensreihen aufgelistet ist. Wir haben dieselbe Erscheinung wie bei dem *k*-Zeichen; das mag aus dem Namenswechsel resultieren.

Daß im Germanischen der Name **dagaz* für das idg. **domos* gewählt wurde, mag damit zusammenhängen, daß dieses alte **domos* auch das Himmelsdach und das Himmelsgewölbe bedeutete. Denn das Haus war ja, wie wir aus den indogermanischen und germanischen Überlieferungen wissen, zugleich auch Symbol des Weltenbaumes, wie beispielsweise der Mythos von *laeraðr* in den Grímnismál zeigt, wo der kosmische Hirsch und die kosmische Ziege auf dem Dach Walhalls, also dem Weltendach, stehen.

Es ist hier auch noch einmal auf die norditalische Val-Camonica-Felsritzung zu verweisen, die ein Haus mit Giebeldach zeigt, auf dessen Firstbalken ein Hirsch steht (s. Fig. 13). Daß die Ritzung sinnbildlichen Charakter hat, kann wohl nicht angezweifelt werden.[293]

Damit sind für sämtliche gemeinsamen Zeichen der drei Schriftreihen – oder der vier, wenn wir die phönizische hinzunehmen – die indogermanischen Namen aufgezeigt, die den Zeichen ihren gemeinsamen Lautwert gegeben haben. Ich bin mir dabei wohlbewußt, daß einige der Namensbestimmungen, wie etwa die des ᛈ = *p*-Zeichens (*ped, pōd*) lediglich *Versuche* sind. Doch beruhen diese Versuche auf gründlichen Überlegungen, so daß sie wenigstens als Ausgangspunkte für eine neue Betrachtungsweise dienen können. Für die meisten dieser Namensbestimmungen habe ich so gewichtige formgeschichtliche, sinnbildkundliche, religions- und sprachgeschichtliche Gründe vorgebracht, daß schon gut fundierte Einwände für eine Ablehnung vorgebracht werden müßten. Bloße Negierung, etwa aus Abneigung gegen die hier befolgte sinnbildkundliche Forschungsmethode, wäre unwissenschaftlich und besonders dann fehl am Platze, wenn die Ergebnisse des Abschnitts über die Sinnbilder im westindogermanischen Raum und seinem Umkreis mit ins Auge gefaßt werden. Diese charakteristischen Sinnbilder und ihre indogermanischen Namen zusammen bilden mindestens eine neue Grundlage zur Betrachtung des Zusammenhangs der europäischen Schriftreihen.

6.5.4 Zusammenfassung

Das Ergebnis dieses Abschnittes kann nun kurz zusammengefaßt werden. Die Forderung in bezug auf die Losorakel, die sich uns nach dem letzten Abschnitt des 5. Kapitels ergab, ein System von Zeichen zu finden, deren Lautwert in indogermanische, wenigstens jedoch in westindogermanische Zeit zurückgeht, ist erfüllt. Die Untersuchung der Formen, Lautwerte und Namen der gemeinsamen Zeichen in den germanischen Runeninschriften und in den Schriftreihen der Italiker und Griechen hat ergeben, daß für alle Zeichen ein sinnentsprechender indogermanischer Name gefunden werden konnte, der den Zeichen ihren gemeinsamen Lautwert gab. Dieser Lautwert hatte sich aus dem Gebrauch der Sinnbilder, aus dem die Schriftzeichen entstanden sind, im Losorakel entwickelt.

Neben diesen im westindogermanischen Losorakel gebrauchten Zeichen gab es eine Anzahl weiterer, im Lautwert noch nicht festgelegter Zeichen, die offenbar in der Weistumsüberlieferung – wie ebenfalls etwa das Sonnenrad, das Baum- und Säulensinnbild usw. – eine Rolle spielten. Sie konnten im Laufe der Entwicklung der Schrift in den getrennten Bereichen nach demselben altüberlieferten Prinzip der Akrophonie in den Schriftzeichen aufbewahrt werden. So entstanden die griechisch-italischen und die germanischen Sonderzeichen.

Aus dem Festgestellten geht hervor, daß spätestens um die Wende des 3. zum 2. Jahrhundert v. d. Ztw. im westindogermanischen Raum die Voraussetzungen für die einheimische Schriftentwicklung gegeben waren, zu der dann auch die illyrisch-griechisch-italischen Völker in der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts v. d. Ztw. geschritten sein müssen.

Der Vorgang der Benennung mit neuen Namen nach der Lautverschiebung bedarf vielleicht noch einer kurzen Betrachtung. Der Wandel der Laute war selbstverständlich ein allmählicher Vorgang. So wandelten sich auch die Anlaute der Namen *allmählich*, wie dies in dem Baum-*di̯ēus*-Zeichen am deutlichsten wird. Wenn sich nun zum Beispiel das *k*-Zeichen allmählich zu einem Reibelaut wandelte, wann

sollte dann die Benennung mit einem neuen Namen eintreten? Es war doch den das Losorakel Sprechenden oder Ausübenden in dem Gebiet, in dem die Lautverschiebung geschah, gar nicht bewußt, daß sie einen neuen Namen suchen müßten. Wozu sollten sie diesen Namen einem alten Lautwert angleichen, den sie doch wohl im Laufe der Jahrhunderte der Lautwertentwicklung vergessen hatten? Warum sollte beispielsweise das alte *domos*-Zeichen nicht den Namen *kenaz* oder ähnlich bekommen wie das *di̯ēus*-Zeichen den Namen *tiwaz*? Scheitert an diesen Überlegungen nicht die ganze These vom westindogermanischen Lautwert der Runen und der griechisch-italischen Sinnzeichen?

Demgegenüber sind diese Überlegungen von Wichtigkeit. Die erste Lautverschiebung kann sich nicht – wie die zweite, hochdeutsche Lautverschiebung viele Jahrhunderte später zeigt – von Anfang an gleichmäßig auf das gesamte germanische Gebiet erstreckt haben, sondern muß wie die zweite von einem Teil- oder Kerngebiet ausgegangen sein. Und zwar ist nach meiner Meinung die Herzursache der germanischen Lautverschiebung der Klimasturz mit seinen gewaltigen Meereseinbrüchen und Landverlusten von den Küsten der Nordsee, der sich etwa um 1000 bis 800 v. d. Ztw. von Norden her auszuwirken begann und einen allgemeinen germanischen Schub in Südrichtung bewirkte. Suebenwanderungen des 2. Jahrhunderts v. d. Ztw., die vom 6./5. Jahrhundert an vereinzelt erkennbar werden, sind die Nachwirkungen hiervon. Man kann annehmen, daß die Lautverschiebung bei den nach Süden wandernden Germanen einsetzte, die nicht nur von ihrem alten Wurzelboden abgeschnitten waren, sondern auch mit verschiedenen Völkerschaften des Südens in Berührung kamen, während die weniger beweglichen Teile der Welt und die Nordgermanen bei der alten Aussprache verharrten (man vergleiche wieder die zweite Lautverschiebung!). Bei den nach Süden Gedrängten wandelte sich die Aussprache und damit auch der Anlaut der alten Namen und der alte Lautwert der Zeichen.

Nun war aber die Verbindung zwischen den fortziehenden Stämmen und den in der alten Heimat verbliebenen nicht abgerissen. Noch in der Zeit des Tacitus (zirka 55 bis 117 n. d. Ztw.) waren die Herminonen – zu denen Semnonen und schon lange nach Süden gewanderte Sueben gehörten, wie auch, nach dem Zeugnis der *Irminsul*, die Sachsen – ein religiöser Stammesverband. Wir müssen annehmen, daß auch die Ingwäonen und Istwäonen mit Abgesandten etwa bei den großen Kultfesten der Herminonen vertreten waren und umgekehrt. Jene hatten aber zunächst noch die alten Lautwerte für die Zeichen bewahrt. Bei gemeinsamen Losorakeln mußten sich daraus Schwierigkeiten ergeben. Was lag für die von den alten Sitzen

Ausgewanderten näher, als sich bei diesen Zusammenkünften an den altüberlieferten Lautwert der Zeichen zu halten und ihnen darum einen neuen Namen in ihrer Aussprache zu geben, dessen Anlaut dem altüberlieferten Lautwert entsprach. So mochten die beiden Namen, die aus der westindogermanischen Zeit stammten, in den alten Sitzen ebenso gebräuchlich gewesen sein wie bei den Ausgewanderten und lange nebeneinander her bestanden haben, bis sich schließlich die Lautverschiebung zu allen germanischen Stämmen verbreitet hatte. Mit dieser Lautverschiebung verbreiteten sich aber auch die neuen Runennamen, doch nicht so, daß sich diese bei allen germanischen Stämmen gleichmäßig durchgesetzt hatten. In abgelegenen Gebieten schuf man nach der Durchsetzung der Lautverschiebung eigene Namen, da der gemeingermanische Lautwert nicht angetastet werden durfte. Ich wage sogar die Vermutung, daß die Verbreitung der Lautverschiebung auch durch solche Zusammenkünfte unterstützt und befördert wurde.

Erst nachdem die germanische Gemeinsamkeit durch die geschichtliche Entwicklung nach der Völkerwanderungszeit so gut wie ganz zerbrochen war, gingen die vom germanischen Zentralraum am weitesten entfernten Gebiete – maßgeblich der Norden und England – insofern eigene Wege, als sich dort mit der Aussprache der Namen auch der Lautwert wandelte, teilweise unbekümmert um die alte gemeingermanische Überlieferung.

Diese Überlegungen sind keine Beweise, die mit geschichtlichen Dokumenten geführt werden könnten, aber sie enthalten zureichende Gründe zur Stützung meiner These der gemeinsamen westindogermanischen Lautwerte der Zeichen. Sie muß solange in Geltung bleiben, bis stärkere zureichende Gründe sie widerlegen.

Kapitel 7

Die Ordnung der Runenreihe: ihr weltanschaulicher Gehalt

Aus den Untersuchungen des letzten Kapitels ist klargeworden, daß die westindogermanischen Schriftzeichen aus einem magisch-mystischen Mutterboden erwachsen sind. Es waren ursprünglich Sinnbilder mit weltanschaulichem Sinngehalt, der nur im Gesamtzusammenhang mit der indogermanischen Weltanschauung zu erfassen und zu verstehen ist. Die erschlossenen indogermanischen Namen der Zeichen, die in den germanischen Runennamen weiterleben, soweit nicht durch Lautverschiebung eine Umbenennung stattfand, sind der Ausdruck dieses Sinngehaltes. Daß er zusammen mit den Zeichen überliefert wurde, ist selbstverständlich.

7. 1 Der weltanschaulich-religiöse Sinn der Runenreihe

Daß die Ordnung der germanischen Runenreihe weltanschaulich-religiösen Sinn hat, ist nach dem über die Namen und ihren symbolisch-religiösen Gehalt Erschlossenen so gut wie sicher. Die drei *ættir*, wie sie uns heute vorliegen, sind zwar, wie schon erwähnt, eine späte nordische Anordnung. Das zeigt schon die Tatsache, daß die erste Achterreihe *Freyrs ætt* genannt wird, wofür der Laut des ersten Zeichens, ᚠ, bestimmend war, während doch das Yngwi-Freyr-Zeichen, ◇, in der dritten Achterreihe steht. Aber wenn man von dem sinnbildlichen Gehalt der Zeichen ausgeht, entdeckt man doch eine gewisse innere Ordnung. Ich habe sie in einer früheren Publikation so zu deuten versucht: „Die Reihe beginnt mit *fehu*, auf das *ūruz* folgt. Es sind die zwei Sinnbilder für Fruchtbarkeit und Reichtum mit einem mythologischen Hintergrund. Denn die Kuh Auðhumla zum Beispiel ist ja ein kosmisches Urwesen, und der Urstier war, wie schon erwähnt, im Indogermanischen und sicher auch im Urgermanischen

das irdische Symbol der ewigen Zeugekraft. Am Schluß der Reihe steht die Odal-Rune als Sinnbild für das ewige Schicksalswalten und den Besitz, den das Schicksal dem Menschen bestimmt. Die Urmächte umschließen Anfang und Ende.

Auf das *ūruz*-Zeichen folgt das *thurs*-Zeichen, also das Zeichen für den Riesen. Auch dies führt uns wieder zurück zur germanischen Mythologie, wo ja der Urriese Ymir und andere am Anfang der Entwicklung der Welt stehen.

Auf diese Urriesen folgen dann in jener Mythologie, die in der Snorra-Edda noch bewahrt ist, die Götter. Dafür steht das *áss*-Zeichen.

Die Götter aber schaffen die große Ordnung der Gestirne, vor allem der Sonne. Dafür steht das Rad- oder Wagenzeichen und für den Sonnenhirsch das *k*-Zeichen. Es ist nicht unmöglich, daß in dieses Hirschzeichen auch noch die Mondmythologie hereinspielt. Denn für den Mond ist ja das Doppelhorn ein uraltes Sinnbild. Dieses Zeichen hätte dann also eine Doppelbedeutung gehabt. Doch ist das nur ein Hinweis auf weitere Forschung.

Auf das Hornzeichen folgt dann das Zeichen der Firstgabel, das ja oft in Pferdeköpfe oder Schwäne ausläuft. Diese Firstgabel hat die sinnbildliche Bedeutung des Schutzes und des Segens der Gottheit, unter dem das Haus des Germanen stand.

Das *w*-Zeichen, das eine rein germanische Entwicklung darstellt und das im Angelsächsischen den Namen wen, im Gotischen den Namen *uuinne* trug, was „Freude" bedeutet, ist eine Vertiefung des symbolischen Sinnes der Firstgabel.

Das *h*-Zeichen steht für den gesamten umhegten Hof, umhegt nicht nur von dem irdischen Zaun, sondern für die schützenden Mächte, die angerufen wurden, als der Hof in Besitz genommen und geweiht wurde.

Das *n*-Zeichen stellt dann symbolisch, wie wir gesehen haben, Anfang und Ende, Geburt und Tod in diesem Gemeinwesen der Familie oder Sippe dar.

Das *i*- oder Eiszapfenzeichen ist Symbol für die geheimnisvoll auch im Winter und im starrenden Eis wirkende Wachstumskraft, die dann im Jahreslauf und seinem Segen sich allen erkenn- und erfahrbar auswirkt. Darum steht nach dem Eiszapfenzeichen das *j*- oder Jahr-Zeichen. (Das *e*-Zeichen ist einfach eine Modifikation des *i*-Zeichens. Sein Lautwert liegt etwa zwischen *e* und *i*; es ist wohl eine sehr späte Entwicklung und hat wahrscheinlich keine symbolische Bedeutung mehr.)

Das *p*-Zeichen, in der Form ᛒ, das nun in der Vadstena-Reihe folgt, haben wir gedeutet als ein Fußstapfenzeichen, Symbol der Offenba-

rung der göttlichen Mächte. So steht es mit Recht bei dem Jahr-Zeichen, weil ja das Jahr die sinnenfälligste und segenvollste Offenbarung der göttlichen Mächte war. (Daß die anderen *p*-Zeichen eine spätere Entwicklung sind, ist oben gezeigt worden; ihnen kommt symbolhafte religiöse Bedeutung vielleicht nicht mehr zu.)

Dagegen hat das *R*-Zeichen wieder symbolhaften Sinn. Es steht ursprünglich, da ja sein Lautwert *z* = stimmhaftes *s* ist, für die Weltsäule, die mit dem Weltenbaum ineinszusetzen ist. So bekam das Zeichen dann, nachdem das stimmhafte Schluß-*s* sich zu *R* gewandelt hatte, mit Recht den Namen *yr*, das ist die Eibe als Sinnbild des Weltenbaumes.

Das *s*-Zeichen bedeutet Sonne, ist eine Abkürzung des Sonnenrades. Da das *p*- und *R*-Zeichen als spätere Entwicklungen angesehen werden müssen, ist anzunehmen, daß das *s*-Zeichen ursprünglich unmittelbar nach dem Jahr-Zeichen stand, als das beherrschende, Licht und Wärme gebende Gestirn des Jahres.

Das *t*-Zeichen ist das Symbol der Waffe des sieghaften Gottes. Dieser Gott ist der uralte Himmels- und Kriegsgott, vielleicht ehe *tiwaz* zum Kriegsgott wurde, Zeichen des Speergottes, der später den Namen Odin trug.

Eng verwandt mit dem Speer als dem Symbol der Sieghaftigkeit war jener alte Kerbstab, der sowohl Stab des Priesters wie des Feldherrn war, also Symbol der sieghaften wie der erleuchtenden Kraft des von Gott berufenen Menschen. Dafür steht die *b*-Rune.

Das *e*- oder Pferdezeichen steht ohne Zweifel für den reitenden Gott, nämlich für Odin.

Das *m*-Zeichen, wie wir gesehen haben, für den Donner- und Fruchtbarkeitsgott Thor.

Das *ng*-Zeichen für den Fruchtbarkeitsgott Freyr. Damit haben wir jene Dreiheit der Götter, die auch in Up[p]sala verehrt wurde (Freyr unter dem asischen Namen Fricco).

Und zwischen beiden die *l*- oder Lauch-Rune als Symbol der üppigen Lebenskraft und Lebensfreude.

Die Odal-Rune ist das Zeichen für Schicksal, das auch noch über den Göttern steht. Damit ist auf dem Brakteat von Vadstena die Reihe beschlossen.

In andern folgt noch das *d*-Zeichen, das Zeichen der alles überstrahlenden Tag- und Lichtmacht.

Wir sehen also, daß auch die Reihenfolge des germanischen Futhark aufs Ganze gesehen durch die hier vorgetragene Betrachtungsweise ihren tieferen Sinn bekommt. Wir haben in der Tat in dieser Zeichenreihe die ganze Metaphysik der Germanen sinnbildhaft dargestellt.

Darum wagen wir die Vermutung, daß diese Reihe in ihren Grundzügen ein Kernstück der Einweihung der jungen Geschlechter bei den Germanen bildete. Wenn in der Edda von der Einweihung in die Runen die Rede ist, dann handelt es sich nicht nur um die Kenntnis der Runenzeichen und der Runensprache, sondern auch um den tiefen Inhalt, der den Zeichen gemäß der Reihenfolge des Futhark innewohnte. Das Futhark in seinem symbolischen Charakter war sozusagen der Kerbstock der Weistumsüberlieferung. An Hand dieser Reihe mögen die Lehren vorgetragen worden sein. Man kann mit Recht vermuten, daß im Zusammenhang mit den verschiedenen Zeichen, etwa dem *fehu-*, *ūruz-*, Thurs-, dem Tyr-, dem Odin-, dem Pferde-, dem *ng*-Zeichen die großen Mythen über diese Götter erzählt wurden. Auch sie bildeten den tieferen Inhalt oder Hintergrund der Runen."[294]

Die Runennamen und die ganze Runenweisheit, die im Süden verlorengingen, blieben hier in der Urheimat der Indogermanen lebendiger Besitz. Es gibt gute Gründe anzunehmen, daß dort, wo die germanische Lautverschiebung nicht störend dazwischentrat, in der Tat die alten indogermanischen Namen der heiligen Zeichen in den Runennamen weiterleben. Hier im germanischen Raum wird auch die erste Kündung der Runen in die Urzeit, das heißt in den Anfang der geistigen Entwicklung des Germanentums zurückgeführt.

Wie weit in die indogermanischen Zeit die Namen zurückgehen, ist eine offene Frage. Wenn wir die vordynastischen Zeichen in Ägypten, die mit den Runenzeichen wohl verglichen werden können, mit der Negada-Kultur in Verbindung bringen dürfen und die neuesten Forschungen über den nordischen Rassecharakter der Träger dieser Kultur in Betracht ziehen, müßten wir in der Tat noch weit über die gemeinsame westindogermanische Zeit zurückgehen. Darauf soll aber hier nicht eingegangen werden. Die Ordnung der Zeichen darf aber nach dem eben Gesagten mit gutem Grund als von den Runen bestimmt gelten.

Das Prinzip der Ordnung im lateinischen Alphabet, die zwar weithin mit dem griechischen Alphabet übereinstimmt, aber doch auch ihre Besonderheiten hat, ist im Gegensatz zu der hier für die Runenreihe rekonstruierten Ordnung nicht zu erkennen.

Appendix:

Anmerkungen

1 Wimmer (1887).
2 Neckel (1938a) sowie ders. (1938b), S. 406 ff.
3 v. Friesen (1918/19), Bd. 4, S. 5–51.
4 Marstrander (1928) u. ders. (1929).
5 Conway (Hrsg.) (1933).
6 Hammarström (1920).
7 Arntz (1935).
8 Altheim u. Trautmann (1939).
9 Krause (1937a); vgl. ders. (1937b).
10 Weber (1940), S. 271 ff.
11 Wirth (1931).
12 Weigel (1938), S. 200–209.
13 Wilser (1912).
14 Neckel (1938a).
15 Ebd. – Alle gesperrt gedruckten Zitatstellen sind im folgenden kursiv wiedergegeben.
16 Vgl. S. 9, Anm. 6.
17 Vgl. Schneider (1934).
18 v. Schönaich-Carolath (1924).
19 Arntz (1935).
20 Arntz in Schlottig (Hrsg.) (1938), S. 35 ff.
21 Losch u. Hagen (1885), S. 87–306; Lorch (1889), S. 397 ff.
22 Meyer (1896), S. 162–184.
23 Vgl. Wimmer (1887), S. 140.
24 Meyer (1896), S. 162–184.
25 Krause in Schlottig (Hrsg.) (1938), S. 35 ff.
26 Vgl. Altheim u. Trautmann (1939), S. 63.
27 Auch die Bemerkungen in Claude F.A. Schaeffer (1939), S. 34 ff. bestätigen mir diese Tatsache. Schaeffer verweist zwar auf René Dussaud (1937), S. 52, nach dessen Zeugnis sich auf einem Gefäß von Amenemhet IV. zu Byblos die phönizischen Zeichen für 'ain und Kaf finden sollen. Dies ist aber keine Stütze für das Vorhandensein der phönizischen Linearschrift

in jener Zeit, denn das Augen- und Handzeichen sind so allgemeine Symbole, daß daraus kein Schluß gezogen werden darf.
28 In der bustrophedonen (grch. „sich wendend wie der Ochse beim Pflügen") oder Pflugwendschrift wird von Zeile zu Zeile abwechselnd von links nach rechts, von rechts nach links, wieder von links nach rechts usw. geschrieben und gelesen.
29 Jensen (1941), S. 192 ff. u. 316.
30 Vgl. dazu Hammarström (1930), S. 3 ff.
31 Vgl. zum Beispiel Jensen (1941), S. 319.
32 Vgl. dazu auch die kritischen Bemerkungen von Schneider (1913), S. 62 ff. u. Jensen (1941), S. 187 f. sowie die Vergleichstafel auf S. 62.
33 Nöldeke (1904), S. 124–136.
34 Hierauf machte mich der hiesige Semitologe Otto Rößler aufmerksam, der die Freundlichkeit hatte, mich in diesen semitologischen Dingen zu beraten.
35 Dieses Zeichen verschwindet im späteren griechischen Alphabet, da hier *k* und *q* nicht mehr unterschieden werden.
36 Vgl. Walde u. Pokorny (Hrsg.) (1927 ff.), Bd. 2, S. 433 ff.
37 Herodot gibt als Parallelnamen zu Ζάλμοξις noch Γεβελέϊζις an. In diesem Namen stecken, wie mir scheint, noch erkennbare indogermanische Elemente. Ζάλμοξις (besonders die Form bei Plato, Ζάμολξις) ist ohne Zweifel mit dem litauischen Zemeluks, dem „Erdherrn", zu verknüpfen (vgl. dazu das griechische Σεμέλη und das thrakische Σαλμυδησσός, Name des Küstenstriches Thrakiens) und Γεβελέϊζις ist wohl zu trennen in Γε = Γη und βελέϊζις, das mit idg. **bhel*, „sprossen", „blühen" usw. verknüpft werden kann. Der Name bedeutet also dasselbe: „der Gott der sprossenden/blühenden/fruchttragenden Erde".
38 Vgl. Devoto (1940).
39 Wolfgang Krause hat die Meinung ausgesprochen (in einem Aufsatz in der *Brüsseler Zeitung*, 2. August 1942), die Entwicklung der Alphabete gehe von der unentwickelten Konsonanten- zu der entwickelten Vokalschrift. Er sieht das als einen weiteren Grund dafür an, daß die phönikische Schrift der griechischen vorausgegangen sein müsse. Die Griechen hätten von den Phöniziern eine vokallose Schrift entlehnt und dann die Vokale aus phönizischen Konsonantenzeichen entwickelt. Ich weiß nicht, worauf sich Krause bei dieser seiner Behauptung über die Schriftentwicklung stützt. Mir ist jedenfalls kein geschichtliches Beispiel bekannt, das für eine solche Behauptung angeführt werden könnte. Das Gegenteil ist der Fall, wenn wir die Entwicklung der Schrift im semitisch-hamitischen Raum betrachten: Die Ägypter hatten eine hochentwickelte Hieroglyphenschrift, die sie langsam zu einer Buchstabenschrift ausbildeten. Im Laufe dieser Entwicklung verschwinden die Vokalzeichen völlig, das heißt die Ägypter hatten offenbar gar nicht das Bedürfnis, solche zu schaffen, sie schrieben nur mit Konsonanten. Eine ähnliche Entwicklung haben wir in der sogenannten Ras-Schamra-Schrift, die die Phönizier im zweiten Jahrtausend v. d. Ztw., ehe sie die Linearschrift hatten, wahrscheinlich aus der babylonischen Keilschrift zu einer Buchstabenschrift entwickelten. Die babylonische Schrift ist keine reine Konsonantenschrift,

sondern sie enthält Vokale. Die von den Phöniziern entwickelte Keilbuchstabenschrift ist aber rein konsonantisch! Die Phönizier haben also alle Vokale fallen lassen (die Tatsache, daß für den harten Vokaleinsatz, der seinem Wesen nach kein Vokal, sondern ein gutturaler Verschlußlaut ist, zwei verschiedene Formen vorhanden sind, je nachdem ob dieser Vokaleinsatz vor (nicht geschriebenen, aber auszusprechenden) Vokalen folgt, kann nicht für eine Vokalschrift oder auch nur den Beginn der Entwicklung einer solchen ins Feld geführt werden, denn dies zeigt lediglich, daß der Vokaleinsatz durch die nachfolgenden Vokale gefärbt und darum besonders bezeichnet wurde). – Diese Neigung der Schriftsysteme im semitisch-hamitischen Bereich hat nichts mit einer primitiveren Form der Schriftentwicklung zu tun, sondern hängt selbstverständlich mit dem Wesen der semitisch-hamitischen Sprachen zusammen. Denn in ihnen sind die bestimmenden Radikale die Konsonanten, während die Vokale von sekundärer Bedeutung sind. Dies ist der Grund, warum auch in den hochentwickelten hebräischen und arabischen Schriftsystemen bis heute keine Vokale geschrieben werden, es sei denn als Notbehelf für diejenigen, die in der Sprache nicht genügend Bescheid wissen. Die klassische Schreibweise ist vokallos. – Die babylonische Schrift hat sich nur darum nicht zu einer reinen Konsonantenschrift entwickelt, weil sich die Babylonier von der sumerischen Schrifttradition, in der Vokale eine Rolle spielten, nicht lösen konnten. Die Phönizier können bei der Übernahme der Schrift von vokalschreibenden Indogermanen – da im Indogermanischen die Vokale von höchster Bedeutung sind – ebensogut Vokale zu Konsonanten umgewandelt haben, wie sie bei der Entwicklung der Keilbuchstabenschrift als Semiten zur reinen Konsonantenschrift übergingen. – Hätten die Griechen von den Phöniziern entlehnt, so wären sie gezwungen gewesen, eine Anzahl von phönizischen Konsonanten in griechische Vokalzeichen umzuwandeln. Man müßte dann ein Prinzip entdecken können, nach dem sie vorgegangen wären. Denn sie würden doch schwerlich „irgendein" Konsonantenzeichen zu „irgendeinem" Vokalzeichen gestempelt haben. Aber niemand hat bis jetzt ein solches Prinzip entdeckt. Wenn es nun jedoch möglich wäre zu zeigen, daß die Vokalzeichen innerhalb eines indogermanischen Schriftsystems einen guten Sinn hätten und einen Ursprung, der Zeichen und Lautwert aus dem Indogermanischen befriedigend erklärte; daß andererseits die Phönizier, die ja keine Vokale brauchten, aber bei einer Entlehnung aus dem Indogermanischen für ihr semitisches Lautsystem nicht genügend Konsonantenzeichen hatten, aus noch aufdeckbaren Gründen ganz bestimmte indogermanische Vokalzeichen zu bestimmten Konsonanten umbildeten, so wäre dies eine weitere Stütze, wenn nicht geradezu ein Beweis dafür, daß die Phönizier und nicht die Griechen die Entlehnenden waren.

40 Eine unmittelbare Entlehnung aus dem Griechischen nehme ich nicht an. Der Weg der Entlehnung, der über das phönikisch-illyrische Schrifttum geht, wird weiter unten klar werden.

41 Die Frage ist aufzuwerfen, ob es sich hier um thrakisch-illyrische Einflüsse handelt. Vgl. hierzu Walde u. Pokorny (Hrsg.) (1927 ff.), Bd. 1, S. 113.

42 Nach Liddell u. Scott (Hrsg.) (1901), zu η vgl. auch die η-Zeichen in der Inschrift der Söldner im Heere des Psammetich (Jensen (1941), S. 322: Ħ = Ⱨ, also keineswegs Π oder 𐌇).

43 Dussaud (1937), S. 52.

44 Ras Schamra liegt im nördlichen Ende des phönizischen Gebietes, nicht weit von dem heutigen Saddaqia. Die Ergebnisse der Ausgrabungen sind jetzt schön zusammengefaßt in Schaeffer (1939b). Vgl. auch ders. (1939a) sowie Dussaud (1937).

45 Die einschlägige Literatur ist angegeben bei Schaeffer (1939b) und Jensen (1941), S. 86 ff.

46 Dies teilte mir freundlicherweise Prof. Eisfeldt aus Halle brieflich mit.

47 Schaeffer schreibt, die gefundenen Schädel der „Mediterranean race" seien „non-Semitic". Diese Ausdrucksweise muß im Lichte des in französischen und englischen Werken üblichen Wortgebrauchs verstanden werden – der nicht so exakt ist wie die deutschen Benennungen –, wo oft nicht zwischen nordischen und westischen Schädeln unterschieden wird, sondern beide unter „Mediterranean" zusammengefaßt werden.

48 Schaeffer (1939b); bei den Völkern handelt es sich um „Achaeans, Louki, Lanaseans, Shardens, and others".

49 Näheres bei Meyer (1931 ff.), Bd. 2, Teil 1, S. 544 ff.

50 Fußnote Bonfante: „Es gab eine alte Familie in Attika, die den Namen Φοίνῑκες trug […]; sicherlich ist das ein Überbleibsel der alten proto-illyrischen, vorgriechischen Bevölkerung Griechenlands."

51 Fußnote Bonfante: „Die Endung -οπ- in ethnischen Namen ist illyrisch; […] vgl. z.B. die Ἀέροπες, Νώροπες, Ἔλλοπες, Δρύοπες, Δευρίοπες, Adriopes. Die dilettantische ‚kaukasische' Interpretation […] ist mit vollem Recht zurückgewiesen worden […]"

52 Fußnote Bonfante: „Auf Seite 803 schreibt Schulze: ‚Der Name der Phoeniker, der in der mythischen Vorgeschichte Boeotiens eine Rolle spielt, mag sich ursprünglich auf diesen Stamm bezogen haben, und nicht auf die semitischen Namensvettern.' Ich glaube, daß der Name der syrischen und der bötischen Φοίνῑκες derselbe ist, doch sich ihr Verhältnis gegensätzlich zu dem verhält, was man bisher angenommen hat."

53 Fußnote Bonfante: „Die Namen der Κίλῐκες und der Θράικες (Homer: Θρήῐκες ---) gehören nicht hierein, da sie kurzes ῐ haben. In Illyrien […] gibt es einen Ortsnamen Κύλικες, dekliniert wie ein *-ik*-Stamm; aber wir wissen natürlich nicht, ob das *i* lang oder kurz ist. Ein Suffix *-ika-* kommt oft in illyrischen (und venetischen) geographischen Bezeichnungen sowie Personennamen vor […]. Auch *-ak-*, *-ako-*, *-oko-*, *-eko-* kommen vor […]."

54 Bonfante (1941), S. 5 f. [übers. v. Björn Fricke].

55 Dazu ist zu vergleichen Diogenes Laertes 1,12.

56 Bonfante führt dafür auch Herodianus an, vgl. Bonfante (1941), S. 10, Anm. 23: χνᾶ ούτω γάρ πρότερο [!] ή Φοινίκη ἐκαλεῖτο.

57 Diese Erkenntnisse werfen auch ein ganz neues Licht auf die Phönix-Europa-Sage. Hier ist jedoch nicht der Ort, darauf einzugehen.

58 Vgl. Ebert (Hrsg.) (1924 ff.), Bd. 7, Tafel 77.

59 So teilte mir Herr Watzinger freundlicherweise brieflich mit.

60 Vgl. zu diesen Formen der *j*-Rune die Liste in Arntz u. Zeiß (1939), S. 507.

61 Vgl. dazu Hörmann (1925), S. 192 ff. u. 210.

62 Die griechischen wie auch die runischen Inschriften haben verschiedene Richtungen, von links nach rechts, von rechts nach links und bustrophedon.

63 Vgl. dazu Nielsen (Hrsg.) (1927) u. Jensen (1941), S. 245 ff.

64 Über die alte südarabische Kultur schreibt mir ebenfalls ein hervorragender Kenner, Adolf Grohmann: „Die alten Südaraber waren treffliche Baumeister, das zeigen ihre Burgen, Tempel und Stadtanlagen, vor allem die gewaltigen Stauanlagen. Wißmann wird Ihnen davon viel berichten können. Träger der sozialen und politischen Organisation ist der Stamm, der neben König und Gott den Staat führt. Der spätere Feudalstaat ist eine auffallende Parallele zu unserem Mittelalter. Die ganze *Kultur* Südarabiens ist, trotz vieler Parallelen zu Babylon, doch ganz anders, ich möchte fast sagen *unsemitisch*. Besteht doch starker Einfluß des Stammes als sozialer Organisation auf den König als Staatsführer und seine Entschlüsse, durchaus keine Despotie im altorientalischen Sinn, die gewaltige Zusammenfassung des Volkes zu produktiver Arbeit, das hohe Ansehen des Grundherrn, der neben dem Großhandel sich bewußt durchzusetzen vermag, die fein durchdachte staatliche Organisation, all das zeigt eine beachtliche Kulturhöhe, die lange Zeit hindurch konstant bleibt. Rassisch ist vielleicht ein Zusammenhang mit den Hamiten da, die sich überall als sehr geeignet für staatliche Organisation erwiesen haben (siehe Ägypten). Ich würde es aber auch nicht für ausgeschlossen halten, daß eine *indogermanische Welle* (6. Jahrt[ausend] v. Chr.?) hier noch nachwirkt." – Meine Hervorhebungen; W.H.

65 Vgl. Breasted (1937).

66 Vgl. dazu auch Kees (1939), S. 121 ff.

67 Vgl. Winkler (1934).

68 Vgl. dazu Herrmann in Petermann (1927), S. 332 ff. u. „Urtümliche Namensversetzungen: Die Herkunft der Namen Rotes Meer, Ägypten und Phönizien aus dem tritonischen Kulturkreis" (Herrmann in Mžik (Hrsg.) (1929), S. 112 f.).

69 Vgl. Jensen (1941), S. 107, Abb. 102.

70 Zu diesem möglichen Prinzip der Schriftübernahme bei Sprachwandel vergleiche unten den Abschnitt über die kretisch-mykenische Kultur und Schrift, Kap. 2.5.

71 Vgl. dazu Schachermeyr (1935), besonders S. 169 u. 172. Fritz Schachermeyr ist der Frage der Schriftzeichen auf den mykenischen Bügelkannen in den Museen von Nikosia, Nauplia und Rhodos nachgegangen. Nach seiner Meinung handelt es sich bei diesen Vasen, auch bei denjenigen, die er auf Zypern gefunden hat, um echt mykenische Ware, meist um flache oder bauchige Bügelkannen etc. – Siehe auch Ebert (Hrsg.) (1924 ff.), Index für „Bügelkanne".

72 Abb. aus: Evans (1921–36), Bd. 4, S. 742. – Abb. aus: ders. (1921–36), Bd. 4, S. 741.

73 Vgl. dazu jetzt die ausgezeichnete Darlegung von Wiesner (1941).

74 Vgl. Wiesner (1939).

75 Zu vergleichen ist dazu auch Potratz (1938). Dies ist eine gründliche Arbeit, gerade in bezug auf die hethitische Pferdeschrift des Kikkuli.

76 Ich verweise hier auf die schon genannten Veröffentlichungen von Evans (1921–36) und die zahlreichen Abhandlungen über diese Schrift. Eine gute Übersicht über die Literatur findet sich bei Jensen (1941), S. 88 ff.

77 Vgl. Schachermeyr (1935).

78 Man war lange der Meinung, diese Schrift sei nur auf Kreta vorhanden. Neue Ausgrabungen haben aber, wie schon erwähnt, das Ergebnis erbracht, daß diese Schrift auch auf dem Festland weit verbreitet war und zwar nicht nur in Pylos, das vielleicht ein kretischer Handelsplatz war, sondern auch im mykenischen Kerngebiet, Mykene, Tiryns und in Mittelgriechenland, Theben. Man vergleiche dazu die Tafel dieser festländischen Inschriften bei Arthur Evans und Johann Sundwall: „Zur vorgriechischen Festlandschaft." Bd. 22. In *Klio*, 1929. S. 228 ff. – Für die Inschriften in Pylos vgl. Meriggi (1941).

79 Es ist auch durchaus möglich, daß die kretisch-mykenische Schrift an der syrischen Küste schon vor Einbruch der Phöniker in Richtung eines Linearsystems gewirkt hat.

80 Zit. nach der Übers. v. J.J.C. Donner. *Homers Illias*, S. 133.

81 Vgl. dazu M.P. Nilsson, Bd. 1, S. 306 ff.

82 Vgl. dazu Kap. 5 über die Losorakel weiter unten.

83 Vgl. z.B. Diodor 5,74, und Tacitus, *Annales* 11,14.

84 Vgl. Valmin (1939).

85 Vgl. zu diesen indogermanischen Benennungen Kap. 6 weiter unten.

86 Persson (1932), S. 208 ff.; vgl. dazu auch Nilsson (1933), S. 78.

87 Wir haben ja in Indoarien ein ähnliches Beispiel, wo die sogenannte Induskultur mit ihrer Schrift bis vor wenigen Jahrzehnten restlos verschollen war, obwohl die indoarische Überlieferung doch bis in die Zeit des Ṛgveda zurückgeht.

88 Vgl. Jensen (1941), S. 318.

89 Vgl. dazu die Abb. bei Jensen (1941), S. 354.

90 Vgl. Jensen (1941).

91 Übersetzung nach Herodot, *Historien*.

92 Herodot selbst nennt diese Buchstaben kadmäisch.

93 Vgl. Jensen (1941), S. 322 u. Abb. 358.

94 Vgl. zu dieser Art von Deutung der griechischen Sage auch den anregenden und aufschlußreichen Aufsatz von Hans Herter, S. 209 ff.

95 Dies ist nach einer brieflichen Mitteilung an mich auch die Meinung Hans Krahes, der ja durch seine Aufsätze wesentliche Beiträge zur Illyrerfrage geliefert hat.

96 Die Erklärung des Namens aus dem semitischen *kedem*, „Osten", ist von allen Fachleuten aufgegeben. Das Beispiel zeigt, wie vorsichtig man bei solchen zufälligen Anklängen sein muß.

97 Vgl. dazu auch Bonfante (1941), S. 5 ff.

98 Baedeker (1888), S. 255.

99 Str. 578: „Indem ich Konsonanten und Vokale zu Silben zusammensetzte, erfand ich den Menschen die Schrift."

100 Die Überlieferung berichtet, Palamedes habe zur Zeit der Trojaner 16 Schriftzeichen erfunden, und bald hätten Angehörige anderer Völker, besonders die Simoniden, die übrigen entdeckt.

101 Vgl. Index für „Palamedes“ in Roscher (1884–86).
102 Dt.: „Dem Orpheus, dem Vertrauten der Weisen, der den Herakles lehrte und den Menschen die Buchstaben erfand und die Weisheit.“
103 Vgl. dazu Hauer ([1943a]), S. 292.
104 Vgl. Bekker. *Annec. gr.*, Bd. 2, S. 783; u. Preller u. Robert (Hrsg.), Bd. 2, 1. Buch, S. 277 f.
105 Vgl. Walde u. Pokorny (Hrsg.) (1927 ff.), Bd. 1, S. 763.
106 Dabei verbirgt sich in diesen Traditionen ja immer der uns jetzt bekannte geschichtliche Kern einer umgekehrten Beziehung, die heute sowohl durch die Sprachforschung, als auch durch die Vorgeschichte erwiesen ist.
107 Preller u. Robert (Hrsg.), Bd. 2, 1. Buch, S. 139.
108 In diesem Zusammenhange sei dabei an den südgermanischen Mime erinnert, der ebenfalls als Drache dargestellt wird. Mime ist nur eine andere Form des nordgermanischen Riesen Mímir.
109 Dt.: „Einige sind der Meinung, daß Kekrops der Athener die Buchstaben erfunden habe.“
110 Vgl. dazu Bächtold-Stäubli (Hrsg.) (1927 ff.), Bd. 5, Spalten 1176 ff.
111 Homer, S. 133. Meine Hervorhebung; W.H.
112 Bei Pindar heißen sie 'Ελλοί; ein Zusammenhang mit „Hellenen“ ist schon lange vermutet worden. – Zitat von mir leicht überarbeitet; W.H.
113 Vgl. Krahe, S. 284 ff.
114 Vgl. Valmin (1939).
115 Hiermit mag auch zusammenhängen, daß die latinische Schrift von den Pelasgern abgeleitet wird; vgl. dazu unten Kap. 3.2 über die italischen Überlieferungen.
116 *Der gefesselte Prometheus*, Str. 435 ff.: Prometheus zählt hier alles auf, was er für die Menschen getan hat, unter anderem lehrte er sie „den Gebrauch der Buchstaben [der Schrift], die musenweckende Wirkerin des Gedächtnisses von allem.“ (Str. 460 f.) Diese wörtliche Übersetzung gibt den Sinn der Worte am besten wieder.
117 Vgl. etwa Roschers Lexikon (1884–86), Bd. 3, 2. Spalte 3059.
118 Hier sei auch an den Schmied Mime erinnert.
119 Vgl. Kuhn (1886).
120 Vgl.: *þaðan koma meyiar, margs vitandi, þriár, ór þeim sæ, er und þolli stendr; Urðheto eina, aðra Verðandi – skáro á skíði –, Skuld ina þriðio; þær lög lögðo, þær líf kuro, alda börnom, örlög seggia.* („Bis drei gewaltge/Weiber kamen,/Töchter der Riesen/Aus Thursenheim./Urd hieß man eine,/Die andre Werdandi –/Man schnitts in ein Scheit –,/Skuld die dritte;/Sie setzten Satzung./Der Menschensöhne/Leben sie lenkten,/Das Los der Krieger.“ (Niedner (Hrsg.) (1922), Bd. 2, S. 36)) (Völuspá 8 f.)
121 Vgl. dazu Heberer (1939), Heft 7, S. 98 ff. u. ders. (1940), Heft 3/4, S. 41 ff.
122 Vgl. Butschow (1935), S. 69 ff.
123 Vgl. Reche (1936).
124 Vgl. Fuchs (1937).
125 Die meines Wissens von Arthur Evans geprägten Ausdrücke „frühhelladischer Kultur“ usw. halte ich nicht für besonders glücklich, schon deshalb, weil ja „Hellas“ ein ausgesprochen griechischer Name ist. Aber in Ermangelung besserer und allgemein verbreiteter Begriffe schätze ich sie.
126 Dt.: „Aber in Italien lernten die Etrusker die Schrift von dem Korinther Demaratus, die Eingeborenen aber von Evander aus Arkadien, und die Form der italischen Buchstaben war dieselbe wie diejenige der ältesten der Griechen.“
127 Vgl. Jensen (1941), S. 354.
128 Vgl. Bury e.a. (Hrsg.) (1926), Bd. 4, S. 402, vgl. ferner die Tafeln bei Jensen (1941).
129 Roscher (1884), Bd. 1, S. 1393.
130 Ich weise hier noch auf eine weitere merkwürdige Erscheinung in den italischen Alphabeten hin. Die westischen griechischen Alphabete haben für das *ks*-Zeichen χ oder +. Das erstere findet sich in dieser Bedeutung im Faliskisch-Latinischen, das zweite in Cumae. Ferner haben die westgriechischen Alphabete für *ch* das Zeichen Ψ. Dieses findet sich auch in Cumae, allerdings scheint seine Bedeutung unklar zu sein. Es bestehen hier also auffallende Beziehungen zwischen dem Latinisch-Faliskischen und der Peloponnes. Sollten diese Beziehungen nicht auf eine Einwanderung von dort hinweisen, die sich dann in der Tradition von der Wanderung Evanders nach Latium niedergeschlagen hätte?
131 Vgl. Wissowa in v. Pauly (1893).
132 Eine genaue Durchsicht der Tabellen über die Formen der verschiedenen Alphabete in Italien, besonders die neuesten, in Bury e.a. (Hrsg.) (1926) zeigt dies ganz klar.
133 Vgl. dazu weiter unten den Abschnitt über die griechischen Sonderzeichen.
134 Vgl. dazu Walde u. Pokorny (Hrsg.) (1927 ff.), Bd. 2, S. 350 ff.; Schrader (1929), Bd. 2, S. 16; Falk u. Torp (1903–06), Bd. 2, S. 921 ff.; Kuhn in Schlottig (1938).
135 Die Lieder-Edda (früher auch fälschlich Sæmundar-Edda genannt) ist in einer Handschrift aus dem 13. Jahrhundert erhalten, dem Codex Regius, der den Großteil der Edda-Überlieferung enthält, jedoch aus einigen anderen Quellen ergänzt wird. Die Lieder selber stammen aus dem 9. bis 12. Jahrhundert, Teile einiger Lieder mögen auch älter sein. Das wohl älteste Lied der Lieder-Edda ist die Völuspá, sie stammt aus der Zeit vor 1065; der Terminus ante quem ergibt sich durch eine Entlehnung in der Þorfinnsdrápa des Arnórr Járlaskáld. – Anm. d. Verl.
136 Vgl. dazu Hauer (Hrsg.) ([1943a]), Bd. 1, S. 218–258 (das Kapitel „Odin und Mímir“). – Daß die Namen dieser drei, früher getrennt verstandenen Gestalten nur eine einzige bezeichnen, ist von der Forschung schon vor längerer Zeit erkannt worden.
137 Meine Hervorhebung; W.H.
138 Meine Hervorhebung; W.H.
139 Vgl. dazu das schon erwähnte Kapitel „Odin und Mímir“ in Hauer (Hrsg.) ([1943a]), Bd. 1, S. 218–258.
140 Vgl. dazu Hauer (Hrsg.) ([1943a]), Bd. 1, S. 83 u. 236 ff.
141 Ich habe mich an die Übersetzung von Felix Genzmer (Niedner (Hrsg.) (1922), Bd. 2, S. 170 f.) gehalten, außer da, wo mir aus Gründen des bes-

seren religionsgeschichtlichen Verstehens eine wörtlichere Übersetzung geraten schien, die dann auch den Stabreim nicht einhalten konnte.

142 Die Meinung, dieser Fimbulthul sei Odin, wurde in der oben angeführten Abhandlung über Odin-Mímir als irrig nachgewiesen.

143 Wiederum liegt die Genzmersche Übersetzung zugrunde (Niedner (Hrsg.) (1922), Bd. 2, S. 171), von mir leicht überarbeitet.

144 Weiteres über den indogermanischen Charakter dieser Weisheitsmacht in dem angegebenen Kapitel „Odin und Mímir" in Hauer (Hrsg.) ([1943a]), Bd. 1, S. 218–258. Hier ist auch nachgewiesen, daß die Meinung, der Fimbulthul sei identisch mit Odin, falsch ist.

145 Vgl. dazu Hauer (Hrsg.) ([1943a]), Bd. 1, S. 131 und 232 ff.

146 Ebd.

147 Aus diesen Zusammenhängen erklären sich auch eine Reihe von zunächst auffallenden Zügen in den Kadmos-Palamedes-Sagen, im Faunus-Silvanus-Mythos und in der germanisch-deutschen Mímir-Mime-Überlieferung, zum Beispiel der Drachenkampf und das Vorherrschen des Schmiedtypus. (Hierher scheint auch der römische Mamers-Mamurius zu gehören.) Der Schmied ist ja bei den indogermanischen Völkern, insbesondere bei den Germanen, der Archetypus des Einweihenden. Hier sind Zusammenhänge aufgedeckt, die bei weiterer Forschung nicht unwichtige Aufschlüsse über Ursprung und Weiterentwicklung heiliger Zeichen zur Schrift im indoeuropäischen Raum bringen können. Sie weiter zu verfolgen, ist hier nicht der Ort. Aber dies ist eine vordringliche Aufgabe der religionsgeschichtlichen Schriftforschung, wie überhaupt gesagt werden muß: Ohne die Einbeziehung der Erkenntnisse der Religionsgeschichte sind diese Probleme nicht zu lösen.

148 In dem kenntnisreichen und anregenden Werk Baesecke (1940), Bd. 1, S. 98 ff.

149 Diese aufschlußreiche Arbeit kam erst nach der Fertigstellung meines Manuskriptes über die Herkunft der Runen in meine Hände. Ich sah mich durch dieses Werk gezwungen, vor allem auch um der methodologischen Dinge willen, das Kapitel über die Losorakel noch einmal neu zu bearbeiten: Altheim u. Trautmann-Nehring (1942), S. 52.

150 Baesecke (1940), Bd. 1, S. 100.

151 Vgl. dazu Altheim u. Trautmann-Nehring (1942), S. 48 ff. mit den Abb. 1–4 (im vorliegenden Buch Fig. 10) u. 26.

152 Über die weite Verbreitung des Losorakels mit Stäbchen, auf denen Zeichen eingeritzt sind, vgl. Arntz (1935), S. 247.

153 Altheim u. Trautmann-Nehring (1942), S. 53.

154 Vgl. dazu ebd. (1942), S. 49 f.

155 Man wende hier nicht ein, die beiden Bereiche könnten weder zeitlich noch geographisch in Verbindung gebracht werden. Der Raum, um den es hier geht – die Zeit nach der Jungsteinzeit bis in die Zeit der „rätischen" Lostäfelchen und Inschriften –, ist durch *eine* Tradition aufs engste verbunden, nämlich durch die Tradition der indogermanischen Völker. Es wird mithin zu beweisen sein, daß daher Sinnbilder und Zeichen über diesen ganzen Raum und die ganze Zeit als indogermanischer Besitz verbreitet sind.

156 Vgl. Altheim (1934/35).

157 Es ist hier an eine kulturgeschichtliche Erscheinung zu erinnern: Bis vor kurzem galt der Obstanbau im germanischen Raum als ein Kulturimport aus dem Süden. Auch die Züchtung des eßbaren Apfels wurde von dort abgeleitet; heute wissen wir aus vorgeschichtlichen Funden von getrockneten Äpfeln, die offensichtlich als Wintervorrat aufgespeichert waren, daß es eßbare Äpfel im indogermanisch-germanischen Raum schon in der Jungsteinzeit gegeben haben muß.

158 Herr Wolfgang Krause war so freundlich, mir eine Photographie dieses Zeichens zur Verfügung zu stellen. Darüber weiter unten bei dem indogermanischen Namen der Runenzeichen.

159 Dt.: „Auf Vorzeichen und Entscheidungen durchs Los geben sie viel. Die Art des Loswerfens ist einfach: Sie zerschneiden den Zweig von einem fruchttragenden Baum in kleine Stäbe, kennzeichnen sie mit unterschiedlichen Zeichen und werfen sie aufs Geratewohl und wie sie fallen auf ein weißes Tuch. Wenn das Loswerfen für die Gesamtheit geschieht, vollzieht der Priester des Gemeinwesens die Deutung, wenn es privatim geschieht, der Hausvater; nachdem er zu den Göttern gebetet hat, nimmt er mit zum Himmel erhobenen Augen die einzelnen Stäbchen auf und deutet sie nach den eingeritzten Zeichen." Vgl. dazu auch Schrader (1929), Bd. 2, S. 16: „Mit derartigen Losen also wurde zu Cäsars Zeit von den Germanen des Ariovist über das Schicksal des Gaius Valerius Procillus entschieden. *Is se praesente de se ter sortibus consultum dicebat, utrum igni statim necaretur an in alius tempus reservaretur: sortium beneficio se esse incolumen* [Jener {Cäsars Freund Procillus} erzählte, man habe in seinem Beisein dreimal die Losstäbchen befragt, ob er sofort verbrannt oder für spätere Zeit aufbewahrt werden solle: dank der Güte der Lose lebe er noch; übers. v. Viktor Stegemann, Anm. d. Verl.] (*De bello Gallico* 1,53), oder von ihren Frauen (ebd. 1,50) geweissagt, ob eine Schlacht geschlagen werden sollte oder nicht. Auch von Agathias 2,6 werden κρησμολόγοι der Alemannen genannt."

160 Vgl. Mentz (1939), S. 202 ff.

161 Vgl. weiter unten, wo beim Losorakel der Skythen, von dem Herodot berichtet, dieselben Ausdrücke gebraucht werden.

162 Vgl. Baesecke (1940) sowie Altheim u. Trautmann-Nehring (1942), S. 46.

163 Vgl. Cicero, *De divinatione*, 2,85–86 sowie Altheim u. Trautmann-Nehring (1942), S. 46.

164 Vgl. Altheim u. Trautmann-Nehring (1942), S. 47.

165 Vgl. Baesecke (1940), S. 99.

166 Vgl. hierzu die Schilderung der „Dreie" bei Homer.

167 Wissowa in v. Pauly (1893 ff.), Bd. 13, S. 1451 ff.

168 Dornseiff in Boll (Hrsg.), S. 151 f.

169 Amm. Marcell. 31,2,24.

170 Vgl. Schrader (1929), Bd. 2, S. 15 f.

171 Vgl. Walde u. Pokorny (Hrsg.) (1927 ff.), Bd. 1, S. 492 ff.

172 Vgl. Walde u. Pokorny (Hrsg.) (1927 ff.), Bd. 1, S. 436 ff.

173 Vgl. Steinmeyer u. Sievers (1898), Bd. 4, S. 273.

174 Vgl. Schrader (1929).

175 Vgl. Arntz (1935), S. 247.
176 Vgl. Altheim u. Trautmann-Nehring (1942), S. 53, Anm. 124.
177 Vgl. dazu J[akob] W[ilhelm] Hauer (Hrsg.) (1943), S. 16 u. Genzmer in Schneider (Hrsg.) (1938).
178 Zum germanischen Stabreim vgl. Andreas Heuslers Arbeiten, kurz zusammengefaßt Hoops (Hrsg.) (1919), Bd. 4, S. 231 ff.
179 Auf diese Weise kann man sich die aus der Edda so wohlbekannte Langzeile oder Vollzeile entstanden denken.
180 Vgl. dazu auch das von Felix Genzmer vorgelegte Material in Hauer (Hrsg.) (1943), S. 272.
181 Vgl. Butschkow (1935), Bd. 23, S. 69 ff.
182 Vgl. zu diesen Ausführungen Hauer (Hrsg.) (1943), Bd. 1.
183 Vgl. ebd., bes. S. 508 ff. (das Kapitel „Der Weltenbaum"), wo ich diese Dinge ausführlich dargelegt und begründet habe.
184 Das Problem des Verhältnisses des Illyrisch-Griechisch-Italischen zueinander kann hier nicht berührt werden. Es ist die Aufgabe der dazu berufenen Fachleute, Klärung in diese schwierigen Verhältnisse zu bringen.
185 Diese Tatsache muß alle Vertreter der Entlehnungshypothese vor eine völlig hoffnungslose Aufgabe stellen.
186 Soweit ich aus der neuesten Tabelle in *Cambridge Ancient History*, Bd. 4, S. 402 ersehe, kommt das *q*-Zeichen allerdings im oskisch-umbrischen Alphabet nicht vor. Ist es verlorengegangen?
187 Vgl. Walde u. Pokorny (Hrsg.) (1927 ff.), Bd. 1, S. 867.
188 Vgl. Walde u. Pokorny (Hrsg.) (1927 ff.), Bd. 2, S. 138.
189 Die Frage der Etymologie der beiden Worte, die nicht unangefochten ist, ist für die hier gegebene Beweisführung ohne Belang, denn daß θεός „Gott" heißt und Φοῖβος ein Beiname Apollons ist und „der Glänzende" bedeutet, steht außer Frage.
190 Vgl. zwischen den Ausführungen die diesem Buch beigegebene Tab. 1.
191 Vgl. Walde u. Pokorny (Hrsg.) (1927 ff.), Bd. 1, S. 548.
192 Auch grch. χάος, „Kluft" usw. – Vgl. Walde u. Pokorny (Hrsg.) (1927 ff.), Bd. 1, S. 565.
193 Vgl. Walde u. Pokorny (Hrsg.) (1927 ff.), Bd. 1, S. 550.
194 Vgl. Walde u. Pokorny (Hrsg.) (1927 ff.), Bd. 1, S. 549.
195 Aus diesen sprachlichen und sinnbildlichen Zusammenhängen erklären sich auch Erscheinungen wie die, daß zum Beispiel ein Zeichen wie ↑ als *X oder *t* erscheint, denn das X geht auf die Vorstellung des Balkengefüges zurück, hängt also mit idg. **ghei* zusammen. *t* geht auf das vorgeschichtliche Hieb-, Stich-, Schlaginstrument *tekþ* zurück, zu dem auch X als *t* gehört (vgl. zu den Zeichen Altheim u. Trautmann-Nehring (1942), S. 30). Die Beziehungen sind offenbar nebeneinander hergelaufen, und so konnten die Zeichen für verschiedene Lautwerte gebraucht werden, wohl in verschiedenen geographischen Räumen und verschiedenen Zeiten. Bei Verschmelzungen von Traditionen ergab sich dann dieses auffallende Nebeneinander.
196 Eine kurze Bemerkung zu dem Wort ψάλτιγξ selbst und zu der Frage der Saiteninstrumente in Griechenland: In jenen Tagen unserer Zeit, als man die meisten griechischen Kulturgüter als aus dem Osten kommend ansah,

mußten natürlich auch die Saiteninstrumente von dort kommen, selbst die Namen sollten angeblich semitisch sein. Dies mag für κίθαρα zutreffen, auf keinen Fall aber für φόρμιγξ, dessen indogermanische Etymologie ganz durchsichtig ist, ebensowenig für λύρα. Daß das ψάλτιγξ von ψάλλω, „zupfen" abzuleiten ist, ist etymologisch eindeutig. Die Tatsache, daß der Ausdruck bei Homer nicht vorkommt, ist kein Beweis dafür, daß er nicht alt ist. Jedenfalls liegt diese Bezeichnung für ein Saiteninstrument bei weitem am nächsten. – Auch das Vasenbild von Ödenburg, das eine heilige Handlung darstellt, zeigt, daß Saiteninstrumente – und zwar dezidiert die Leier – in dem Raume, aus dem auch die Griechen kamen, schon in der Bronzezeit bekannt waren. Es ist sehr unwahrscheinlich, daß die λύρα zur Zeit der Schöpfung des Bildes gerade eben eingeführt worden war; diese Vase aber, die das besagte Bild trägt, gehört zur Hallstattzeit (zirka 780–400 v. d. Ztw.).
197 Vgl. die Felsritzung von Naquane, die Altheim und Trautmann (1941), Abb. 6 zu S. 29 vorlegen, ebenso die Ritzung auf einer Axt: vgl. Wirth (1931), Tafel 363, 3b.
198 Vgl. Walde u. Pokorny (Hrsg.) (1927 ff.), Bd. 1, S. 346.
199 Vgl. Walde u. Pokorny (Hrsg.) (1927 ff.), Bd. 1, S. 435 ff. – Vgl. (*s*) *qel* in dens., Bd. 2, S. 590 ff.
200 Die eckigen Formen rühren von der Schnittechnik her.
201 Vgl. Walde u. Pokorny (Hrsg.) (1927 ff.), Bd. 1, S. 169 ff.
202 Es sei hier eine für die Methodik dieser Untersuchungen nicht unwichtige Bemerkung beigefügt. Ich halte es für falsch, wenn man Zeichen, die irgendwo in einer späteren Zeit auftauchen, einfach als junge Zeichen betrachtet. Die Religionsgeschichte kennt Hunderte und Aberhunderte von Beispielen, in denen uralte Überlieferungen völlig untertauchen und auf einmal in ganz jungen Schichten wieder hervorkommen. Dies darf man auch bei der Betrachtung der Entwicklungsgeschichte der Runen – und der Schriftzeichen generell – nicht aus dem Auge verlieren. Man muß immer mit der Möglichkeit rechnen, daß ein irgendwo spät auftauchendes Zeichen aus einer alten lokalen Überlieferung stammt, die bis dorthin verdeckt war. Ist ein solches Zeichen wieder einmal ans Licht gezogen, so kann es sich natürlich von hier aus in andere Bereiche verbreiten. Dasselbe ist in der Sprachgeschichte vielfach bezeugt: Irgendwelche alten Dialektworte oder archaischen Worte werden von einem Schriftsteller gebraucht und gehen von da an in den Allgemeinbesitz über. In der Literatur sieht es dann so aus, als ob es sich um ein neues Wort handele.
203 Vgl. hierzu Altheim (1938), S. 51 ff.
204 Vgl. Plaßmann (1941) in *Germanien*, S. 257 ff.
205 Ich selbst war auf die Grundbedeutung „Geflecht", „Schleife" gerade durch sprachgeschichtliche Erwägung gekommen, ehe ich Kenntnis von Joseph Otto Plaßmanns und Franz Altheims Material hatte.
206 Vgl. Walde u. Pokorny (Hrsg.) (1927 ff.), Bd. 1, S. 16 ff.
207 Übrigens sind Hjalmar S. Falk und Alf Torp offenbar der Meinung, daß trotz des angelsächsischen *ead* sowohl *ōdal* (ahd. *al-ōd*) und die anderen germanischen Entsprechungen mit *auðna*, „Schicksal", „Glück" und *auðr*, „Reichtum" auf die indogermanische Wurzel *audh* mit einer Nebenwur-

zel *uedh* zurückgehen (vgl. Falk u. Torp (1903 ff.)). Und Alois Walde und Julius Pokorny sind ihnen darin gefolgt (vgl. Walde u. Pokorny (Hrsg.) (1927 ff.)). Ich habe über diese Frage mit Wolfgang Krause, der gegen diese Gleichsetzung starke Bedenken äußerte, brieflich korrespondiert, doch ohne daß wir zu einer völligen Einigung gekommen wären. Diese Frage ist allerdings nicht wesentlich für meine obige Beweisführung, daß der Lautwert des Zeichens von *audh* = *ōþdh* stamme. Darum ist auch der Einwand gegen die Zurückführung von *óþala* auf idg. *audh* kein Gegenbeweis gegen die hier vorgetragenen Schlußfolgerungen.

208 Vgl. Walde u. Pokorny (Hrsg.) (1927 ff.), Bd. 1, S. 586.

209 Vgl. Walde u. Pokorny (Hrsg.) (1927 ff.), Bd. 1, S. 533.

210 Vgl. Walde u. Pokorny (Hrsg.) (1927 ff.), Bd. 1, S. 571.

211 Daß die Worte Erweiterungen der Urwurzel **ghdu* usw., „klaffen", „gähnen" sind, ist völlig klar, wenn man die vielen Worte mit dem gemeinsamen Grundbestandteil miteinander vergleicht (etwa *ghdu, ghō* usw.).

212 Genau dargelegt in Altheim u. Trautmann-Nehring (1942), S. 13–23.

213 Arntz (1935), S. 119, Übersetzung S. 120.

214 Das angelsächsische Runengedicht kennt *eolh-secq*, was mit „Schilf" übersetzt wird (das ags. *Yr*-Zeichen gehört nicht in diese Reihe); der Name wird aber auch als „Eibe" gedeutet.

215 Vgl. hierzu die leider noch ungedruckte Arbeit von Hermann Kolesch am Volkskundlichen Institut der Universität Tübingen: *Das altoberschwäbische Bauernhaus*. [Die Arbeit ist mittlerweile erschienen: Kolesch (1967); Anm. d. Verl.]

216 Vgl. dazu Kolesch (1967).

217 Ich halte es für wahrscheinlich, daß die Eibe als Weltenbaum aus diesen Zusammenhängen zu erklären ist, denn in der alten eddischen Überlieferung über den Weltenbaum treten zwar Birke, Eiche, Tanne und Esche als Symbole des Weltenbaumes auf, aber nirgends die Eibe; vgl. dazu die eingehende Untersuchung über den Weltenbaum in der Edda bei Hauer (Hrsg.) ([1943a]), Bd. 1, das Kapitel über den Weltenbaum.

218 Vgl. Autenrieth (1893), S. 147.

219 Vgl. dazu die Anrisse von altgermanischen Häusern in Kolesch (1967).

220 Altheim u. Trautmann-Nehring (1942), S. 20, Abb. 7.

221 Vgl. Altheim u. Trautmann-Nehring (1942), S. 14 u. 18.

222 *Eikþyrnir heitir hiörtr, er stendr höllo á Heriaföðrs ok bítr af Læraðs limom; en af hans hornom drýpr í Hvergelmi, þaðan eigo vötn öll vega.* („Eikþyrnir heißt ein Hirsch, der bei der Halle Heriaföðrs steht und Læraðs Zweige beißt; und von seinem Geweih tropft es in Hvergelmir, von da haben alle Wasser ihre Wege.")

223 Vgl. dazu die verschiedenen Formen in Arntz u. Zeiß (1939), in der Zusammenstellung auf S. 505 ff.

224 Vgl. Walde u. Pokorny (Hrsg.) (1927 ff.), Bd. 1, S. 102–105.

225 Vgl. die Abbildungen der Fundstücke in Altheim u. Trautmann-Nehring (1942), S. 26 ff.; vgl. dazu die Abb. in Almgren (1934): Abb. 19a, 19b u. Abb. 35.

226 Auch die *e*-Rune ᛖ ging ja, wie der Name *ehwaz* zeigt, auf dieses Symbol zurück.

227 Die Frage, ob ein germanisches *īs* oder ein gemeingermanisches *īsaz* anzunehmen ist, soll hier nicht behandelt werden; s. das unten über den indogermanischen Stamm gesagte.

228 Bächtold-Stäubli (Hrsg.) (1927 ff.), Bd. 2, Spalte 716.

229 Vgl. Niedner (Hrsg.) (1922), Bd. 2, S. 154 ff.

230 Vgl. dazu auch in Hauer (1937), Bd. 1, S. 195–207 die Übersetzung aus dem Atharvaveda 10,8.

231 Warrens (1866), S. 198; siehe auch Wolf (Hrsg.) (1855), Bd. 3, S. 124 ff.

232 Brzoska (Hrsg.) (1936), Nr. 15.

234 Wossidlo (Hrsg.) (1931), S. 116.

235 Bächtold-Stäubli (Hrsg.) (1927 ff.), Bd. 2, Spalte 716.

236 Vgl. dazu Walde u. Pokorny (Hrsg.) (1927 ff.), Bd. 1, S. 108 sowie Bartholomae (1904), S. 372.

237 Hierher gehört lat. *verres*, „Eber", ebenso lett. *versis*, „Ochse", „Rind"; vgl. Walde u. Pokorny (Hrsg.) (1927 ff.), Bd. 1, S. 268 ff.

238 Vgl. dazu Hauer (Hrsg.) ([1943a]), Bd. 1.

239 Vgl. Krause in Schlottig (Hrsg.) (1938), S. 38.

240 Die norwegische Bedeutung *áss* = „Flußmündung" ist eine Fehldeutung jüngerer Zeit aus einem gleichlautenden Wort ganz anderer Herkunft.

241 Vgl. dazu Walde u. Pokorny (Hrsg.) (1927 ff.), Bd. 1, S. 132 ff. sowie Helm (1913), Bd. 1, S. 225 ff.

242 Vgl. dazu Hauer (Hrsg.) ([1943a]), Bd. 1, S. 104, 175 u. 220.

243 Ich weise hier auf eine merkwürdige Übereinstimmung in dem Alphabet hin, das der König von Bali im 20. Jahrhundert von Soldaten zusammenstellen ließ. Dort hat nämlich das Pferd eine mit den griechisch-italischen Zeichen fast identische Form; vgl. dazu Jensen (1941), S. 71.

244 Vgl. dazu Walde u. Pokorny (Hrsg.) (1927 ff.), Bd. 1, S. 113.

245 Vgl. dazu Krause (1937b), Nr. 31 ff.

246 Vgl. ebd., S. 428.

247 Der Streitwagen ist, wie heute feststeht, eine indogermanische Erfindung.

248 Vgl. Walde u. Pokorny (Hrsg.) (1927 ff.), Bd. 2, S. 348 ff.

249 Vgl. dazu Jensen (1941), S. 197 ff. Die Sicherheit, mit der Hans Jensen Hübners These von der phönizischen Herkunft vorträgt, scheint mir angesichts der vielen aus dem Phönizischen nicht erklärbaren Formen keineswegs begründet.

250 Für Beispiele vgl. man unten die Steven der Schiffsdarstellung auf der Sonnenscheibe von Genicai, die rechts einen Fünfzack, links einen Dreizack mit unten angebrachter Lebensrute hat, also ein Lebensbaumsymbol ist; dann auch Almgren (1934), Abb.1, wo der Schiffssteven (oder -bug) in ein Mannbild mit erhobenen Armen ausläuft; hiermit zu vergleichen sind ferner die Ritzungen von Himmelstadlund sowie die Ritzungen von Bråsrad, Tegneby, Tanum und viele andere.

251 Vgl. Altheim in Stier (Hrsg.) (1937), Abb. 28 u. 29.

252 Ebert (Hrsg.) (1924 ff.), Bd. 12, S. 4.

253 Vgl. Almgren (1934), Abb. 9.

254 Vgl. Walde u. Pokorny (Hrsg.) (1927 ff.), Bd. 2, S. 315 ff.

255 Vgl. Walde u. Pokorny (Hrsg.) (1927 ff.), Bd. 2, S. 316.

256 Vgl. Krause (1937b), S. 42 ff.

257 Vgl. dazu Lechler (1934) sowie Hauer (1943b).
258 Vgl. Hörmann (1925), S. 192, Abb. h.
259 Vgl. Walde u. Pokorny (Hrsg.) (1927 ff.), Bd. 2, S. 446.
260 Vgl. Krause (1937b), S. 433 sowie ders. in Schlottig (Hrsg.) (1938), S. 45.
261 Vgl. Krause in Schlottig (Hrsg.) (1938), S. 48.
262 Vgl. dazu Bächtold-Stäubli (Hrsg.) (1927 ff.), Bd. 5, Eintrag „Knoblauch".
263 Das altnordische Wort *geirlaukr* ist mit ae. *garleac* verwandt, von dem sich das heutige englische Wort für Knoblauch, *garlic*, herleitet. Die wörtliche Übersetzung ist „Speerlauch" – ags. *gar* ist verwandt mit germ. *ger* (vgl. Bosworth u. Toller (1898), Bd. 1, S. 362). Der Speer wiederum ist dem Odin / Wodan heilig.
264 Niedner (Hrsg.), Bd. 1, S. 91. Von mir leicht überarbeitet; W.H.
265 Niedner (Hrsg.), Bd. 2, S. 157. Von mir leicht überarbeitet; W.H.
266 Vgl. Walde u. Pokorny (Hrsg.) (1927 ff.), Bd. 2, S. 412 ff.
267 Vielleicht ist es so, daß der in der Bedeutung so grundverschiedene germanische Doppelname auch noch sprachgeschichtlich erklärt werden kann. Vor der vollendeten germanischen Lautverschiebung wird das Wort wohl *lauges* gelautet haben, ein Name, der für das Zeichen so festlag, daß er zunächst einer Verschiebung des *ga* zu *ka* widerstrebte, wie denn sakrale Namen häufig die Neigung haben, ihre alten Formen beizubehalten. So konnte der alte Name des Zeichens leicht mit *laguz*, das von *laqu* herkommt (vgl. Walde u. Pokorny (Hrsg.) (1927 ff.), Bd. 2, S. 380), verwechselt werden. Dieser Name kam dann in einzelnen Bereichen zur Geltung, während andere Bereiche den richtigen Namen *laukuz*, *laukR* behielten und weitertrugen.
268 Vgl. die Tafeln 11, 12, Bild 4 in Nordén (1923).
269 Vgl. dazu Hauer (1922), S. 79 ff., besonders S. 84.
270 Vgl. dazu Walde u. Pokorny (Hrsg.) (1927 ff.), Bd. 2, S. 309.
271 Ich betrachte in diesem Zusammenhang nicht die Formen V usw., die für *v* stehen, weil diese zu der germanischen *u*-Rune gehören, Grundform ∪, V, aus der sich im Italischen sowohl *u* wie *v* und im Griechischen υ (Ypsilon) entwickelt haben.
272 Vgl. Almgren (1934), Abb. 7.
273 Vgl. Walde u. Pokorny (Hrsg.) (1927 ff.), Bd. 1, S. 223 ff.
274 Vgl. Bächtold-Stäubli (Hrsg.) (1927 ff.), Bd. 9, S. 242 ff. unter „Weide", wo allerdings auch noch Überreste des alten *u̯eita*-Brauches angegeben werden.
275 Vgl. Krause in Schlottig (Hrsg.) (1938).
276 Vgl. Nordén (1923), Tafel 33.
277 Vgl. Hauer (1943) in *Germanien*, Heft 1.
278 Vgl. Walde u. Pokorny (Hrsg.) (1927 ff.), Bd. 1, S. 403 ff.
279 Vgl. Krause (1937b), S. 428.
280 Vgl. dazu Plaßmann (1941), S. 153.
281 Nach Arntz (1935), S. 99 ist der Name dänisch; im Codex Leidensis lat. 4 to, 83.
282 Vgl. dazu Walde u. Pokorny (Hrsg.) (1927 ff.), Bd. 1, S. 337 f.
283 Vgl. Arntz u. Zeiß (1939).
284 Vgl. Walde u. Pokorny (Hrsg.) (1927 ff.), Bd. 2, S. 23.

285 Vgl. Walde u. Pokorny (Hrsg.) (1927 ff.), Bd. 1, S. 717 ff.
286 Vgl. die Zusammenstellung in Arntz u. Zeiß (1939).
287 Vgl. Walde u. Pokorny (Hrsg.) (1927 ff.), Bd. 2, S. 104 ff.
288 Vgl. *Germanien*, Ausg. Okt. 1942.
289 Vgl. dazu in Hauer (Hrsg.) ([1943a]), Bd. 1 das Kapitel über den Weltenbaum.
290 Vgl. Sijmons u. Gering (Hrsg.) (1927 u. 1931), Bde. 4 u. 5.
291 Vgl. Schrader (1929), Bd. 2, S. 689 ff.
292 Vgl. Walde u. Pokorny (Hrsg.) (1927 ff.), Bd. 1, S. 788.
293 Vgl. Altheim u. Trautmann-Nehring (1942), Abb. 7.
294 Vgl. das Runenkapitel in Hauer (Hrsg.) (1943a), Bd. 1.

Abkürzungen

ae.	altenglisch
ags.	angelsächsisch
ägypt.	altägyptisch
ahd.	althochdeutsch
air.	altirisch
aisl.	altisländisch
aksl.	altkirchenslawisch
asl.	altslawisch
an.	altnordisch
ai.	altindisch
dt.	deutsch
gall.	gallisch
germ.	germanisch
got.	gotisch
grch.	altgriechisch
idg.	indogermanisch
ia.	indoarisch
ir.	irisch
isl.	isländisch
ital.	italisch
kor.	korinthisch
kret.	kretisch
kymr.	kymrisch
lat.	lateinisch
lett.	lettisch
mhd.	mittelhochdeutsch
nhd.	neuhochdeutsch
nordgerm.	nordgermanisch
nord.	nordisch
norw.	norwegisch
Pl.	Plural
prz.	pruzzisch/altpreußisch
ruß.	russisch
s.	siehe
sanskr.	sanskritisch
schwed.	schwedisch
schweiz.	schweizerisch
sem.	semitisch
sum.	sumerisch
ved.	vedisch
vgl.	vergleiche

Appendix:

Literaturverzeichnis

Primärquellen:

Lateinische Werke sind mit ihrem lateinischen Titel, griechische der einfacheren Lesbarkeit halber mit ihrem Titel in deutscher Übersetzung angegeben.

Agathias. *Agathiae Scholastici Myrinensis Historiarum Libri V.*
Aischylos. *Der gefesselte Prometheus.*
Alkidamas. „Odysseus."
Caesar. *De bello Gallico.*
Cicero. *De divinatione.*
Diodor. *Griechische Weltgeschichte.*
Diogenes Laertes. *Über Leben und Lehrmeinungen der berühmten Philosophen.*
Gudrunlied.
Herodot. *Historien.*
Homer. *Ilias.* (s. u. unter Homer)
Ammianus Marcellinus. *Res gestae.*
Notker. *Gesta Caroli Magni.*
Platon. *Der Staat.*
Plotinus. *Enneaden.*
Plinius d. Ä. *Naturalis historia.*
Sturluson, Snorri. *Heimskringla.*
Tacitus, P. Cornelius. *Historiae Annales.*
ders. *Germania.*
Thukydides. *Der Peloponnesische Krieg.*

Sekundärquellen:

Almgren, Oscar. *Nordische Felszeichnungen als religiöse Urkunden.* übers. v. Sigrid Vrancken. Frankfurt/M.: Diesterweg, 1934.
Altheim, Franz. *Epochen der Römischen Geschichte von den Anfängen bis zum Beginn der Weltherrschaft.* 2 Bde. Frankfurt a. M.: Klostermann, 1934/35.
Altheim, Franz. „Runen als Schildzeichen." In *Klio.* Bd. 31. Heft 1. 1938. S. 51–59.
Altheim, Franz u. Erika Trautmann. „Nordische und italische Felsbildkunst." In Hans Erich Stier (Hrsg.). *Die Welt als Geschichte: Eine Zeitschrift für universalgeschichtliche Forschung.* 3. Jg. Heft 2/3. Stuttgart: Kohlhammer, 1937. S. 83–118.
Altheim, Franz u. Erika Trautmann. *Vom Ursprung der Runen.* Deutsches Ahnenerbe: Reihe B, Fachwissenschaftliche Untersuchungen: Arbeiten zur Germanenkunde: 3. Frankfurt a. M.: Klostermann, 1939.
Altheim, Franz u. Erika Trautmann. „Die Elchrune." In *Germanien.* Januar 1941. S. 22–30.
Altheim, Franz u. Erika Trautmann-Nehring. *Kimbern und Runen: Untersuchungen zur Ursprungsfrage der Runen.* hg. v. d. Lehr- und Forschungsgemeinschaft „Das Ahnenerbe". 2., erw. Aufl. Berlin: Ahnenerbe-Stiftung, 1942.
Arntz, Helmut. *Handbuch der Runenkunde.* Halle a. d. Saale: Max Niemeyer, 1935.
Arntz, Helmut. „Wilhelm Grimm und die deutschen Runen." In Kurt Helmut Schlottig (Hrsg.). *Beiträge zur Runenkunde und nordischen Sprachwissenschaft.* [Gustav Neckel zum 60. Geburtstag.] Leipzig: Harrassowitz, 1938. S. 25–34.
Arntz, Helmut (Hrsg.). *Runenberichte.* hg. vom Institut für Runenforschung an der Universität Gießen. Bd. 1. Leipzig: Harrassowitz, 1939–42.
Arntz, Helmut u. Hans Zeiß. *Die einheimischen Runendenkmäler des Festlandes.* Leipzig: Harrassowitz, 1939.
Autenrieth, Georg. *Wörterbuch zu den Homerischen Gedichten.* 7., verb. Aufl. Leipzig: Teubner, 1893.
Bächtold-Stäubli, Hanns (Hrsg.). *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens.* Bde. 2, 5 u. 9. Berlin: de Gruyter, 1927–1942.
Baesecke, Georg. *Vor- und Frühgeschichte des deutschen Schrifttums.* Bd. 1. Halle a. d. Saale: Max Niemeyer, 1940.
Baedeker, Karl. *Griechenland: Handbuch für Reisende von Karl Baedeker.* 2. Aufl. Leipzig: Karl Baedeker, 1888.
Bartholomae, Christian. *Altiranisches Wörterbuch.* Straßburg: Trübner, 1904.

Bechtel, Friedrich. *Die griechischen Dialekte.* 3 Bde. Berlin: Weidmann, 1921–1924.
Boisacq, Émile. *Dictionnaire étymologique de la langue grecque: Étudiée dans ses rapports avec les autres langues indo-européennes.* Heidelberg/Paris: Winter u. Klincksieck, 1916.
Bonfante, Giuliano. „The Name of the Phoenicians." In *Classical Philology.* Bd. 36. Nr. 1. Chikago: University of Chicago Press, 1941. S. 5 ff.
Bosworth, Joseph. *A Dictionary of the Anglo-Saxon Language.* hg., erw. u. erg. v. Thomas Northcote Toller. 2 Bde. Oxford: Clarendon Press, 1898.
Breasted, James Henry. *A History of Egypt From the Earliest Times to the Persian Conquest.* New York: Charles Scribner's Sons, 1937.
Brzoska, Kurt (Hrsg.). *Das kleine Rätselbuch: Deutsche Volksrätsel.* Leipzig: Insel, 1936.
Bury, John Bagnell e.a. (Hrsg.). *The Cambridge Ancient History.* Bd. 4. Cambridge: Cambridge University Press, 1926.
Butschow, Heinrich. „Die bandkeramischen Stilarten Mitteldeutschlands." In *Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder.* Bd. 23. Halle, 1935. S. 69 ff.
Conway, Robert Seymour, Joshua Whatmough u. Sarah Elizabeth Johnson. *The Prae-Italic Dialects of Italy.* 3 Bde. London, 1933.
Devoto, Giacomo. *Storia della lingua di Roma.* Bologna: Cappelli, 1940. [dt. *Geschichte der Sprache Roms.* übers. v. Ilona Opelt. Heidelberg: Carl Winter, 1968.]
Dornseiff, Franz. „Das Alphabet in Mystik und Magie." In Franz Boll (Hrsg.) *Studien zur Geschichte des antiken Weltbildes und der griechischen Wissenschaft.* Heft 7. S. 151 f.
Dussaud, René. *Les Découvertes de Ras Shamra (Ugarit) et l'Ancien Testament.* Paris: Librairie Orientaliste Paul Geuthner, 1937.
Ebert, Max (Hrsg.). *Reallexikon der Vorgeschichte.* 16 Bde. Berlin: de Gruyter, 1924–32.
Evans, Arthur. *The Palace of Minos: A Comparative Account of the Successive Stages of the Early Cretan Civilization as Illustrated by the Discoveries at Knossos.* Bd. IV. London: Macmillan, 1921–36.
Falk, Hjalmar Sejersted u. Alf Torp. *Etymologisk ordbog over det norske og det danske sprog.* 2 Bde. Kristiania: H. Aschehoug, 1903–06.
v. Friesen, Otto. „Runenschrift." In Johannes Hoops (Hrsg.). *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde.* Bd. 4. Straßburg: Karl J. Trübner, 1918/19. S. 5–51.
Fuchs, Siegfried. *Die griechischen Fundgruppen der frühen Bronzezeit und ihre auswärtigen Beziehungen: Ein Beitrag zur Frage der Indogermanisierung Griechenlands.* Berlin: Junker und Dünnhaupt, 1937.
Hammarström, Magnus. „Die antiken Buchstabennamen: Zugleich ein Beitrag zur Geschichte der griechischen Lauttheorien." In *Arc-*

tos: acta historica philologica philosophica Fennica. Helsingfors, 1930. S. 3–40.

Hammarström, Magnus. „Beiträge zur Geschichte des etruskischen, lateinischen und griechischen Alphabetes." In Suomen Tiedeseura (Hrsg.). *Acta Societatis Scientiarum Fennicae.* Bd. 49, 2. Helsingfors: Selskapet, 1920.

Hauer, Jakob Wilhelm. *Glaubensgeschichte der Indogermanen. Bd. 1: Das religiöse Artbild der Indogermanen und die Grundtypen der indo-arischen Religion.* Stuttgart: Kohlhammer, 1937.

Hauer, J[akob] W[ilhelm] (Hrsg.). *Urkunden und Gestalten der germanisch-deutschen Glaubensgeschichte.* Bd. 1. Stuttgart: Kohlhammer, [1943a].

Hauer, Jakob Wilhelm. „Über die ältesten Hakenkreuze, ihre Herkunft und ihren Sinn." In *Germanien: Monatshefte für Germanenkunde.* hg. v. d. Forschungs- und Lehrgemeinschaft Das Ahnenerbe. Heft 1. Berlin, 1943b. S. 88–100.

Hauer, Jakob Wilhelm. *Die Anfänge der Yogapraxis im alten Indien: eine Untersuchung über die Wurzeln der indischen Mystik nach Rigveda und Atharvaveda.* Berlin [u.a.]: Kohlhammer, 1922.

Heberer, Gerhard. „Die mitteldeutschen Bandkeramiker." In *Mitteldeutsche Volkheit.* Heft 7. 1939. S. 98 ff.

Heberer, Gerhard. „Weiteres über die mitteldeutschen Bandkeramiker." In *Deutsche Volkheit.* Heft 3/4. 1940. S. 41 ff.

Helm, Karl. *Altgermanische Religionsgeschichte.* 2 Bde. Heidelberg: Winter, 1913.

Herter, Hans. „Griechische Geschichte im Spiegel der Theseussage." In *Antike.* Bd. 17. S. 209 ff.

Hoernes, Moritz. *Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa von den Anfängen bis um 500 vor Christi.* 3., durchges. u. v. Oswald Menghin erg. Aufl. Wien: Schroll, 1925.

Holmberg, Uno. *Der Baum des Lebens: Göttinnen und Baumkult. Annales Academiae Scientiarum Fennicae.* Ser. B. Bd. 16. Nr. 3. Helsinki: Suomalainen Tidedakatemi, 1922.

Homer. *Homers Ilias.* übers. v. J.J.C. Donner. Bd. 14. Berlin/Stuttgart, 1855–1919.

Hoops, Johannes (Hrsg.). *Reallexikon der germanischen Altertumskunde.* 4 Bde. Straßburg: Trübner 1911–19.

Hörmann, Konrad. *Abhandlungen der Naturhistorischen Gesellschaft zu Nürnberg.* Bd. 21. Heft 5: *Die dritte Hallstattstufe im Gebiet der Anthropologischen Sektion und die Nekropole in der Beckersloh.* Nürnberg, 1925.

Jensen, Hans. *Die Schrift in Vergangenheit und Gegenwart.* 2. Aufl. Glückstadt/Hamburg: J.J. Augustin, 1941.

Kees, Hermann. *Ägypten: Kulturgeschichte des alten Orients.* Teil 1. München: Beck, 1939.

Kolesch, Hermann. *Das altoberschwäbische Bauernhaus.* Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 1967.

Krahe, Hans. „Die Illyrer in ihren sprachlichen Beziehungen zu Italikern und Griechen." In Hans Erich Stier (Hrsg.). *Die Welt als Geschichte: Zeitschrift für universalgeschichtliche Forschung.* Stuttgart: Kohlhammer, 1937. S. 284 ff.

Krause, Wolfgang. „Die Runen als Begriffszeichen." In Kurt Helmut Schlottig (Hrsg.). *Beiträge zur Runenkunde und nordischen Sprachwissenschaft.* [Gustav Neckel zum 60. Geburtstag.] Leipzig: Harrassowitz, 1938. S. 35–53.

Krause, Wolfgang. „Wesen und Werden der Runen." In *Zeitschrift für Deutschkunde.* Heft 51. Leipzig/Berlin: Teubner, 1937a. S. 281–293, 345–356.

Krause, Wolfgang. *Runeninschriften im älteren Futhark.* Halle a. d. Saale: Max Niemeyer, 1937b.

Krause, Wolfgang. *Was man in Runen ritzte.* 2., verb. Aufl. Halle a. d. Saale: Max Niemeyer, 1943.

Kretschmer, Paul. *Einleitung in die Geschichte der Griechischen Sprache.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1896

Kuhn, Adalbert. *Die Herabkunft des Feuers und des Göttertranks.* 2., verm. Aufl. Gütersloh: Bertelsmann, 1886.

Kuhn, Hans. „Das Zeugnis der Sprache über Alter und Ursprung der Runenschrift." In Kurt H. Schlottig. *Beiträge zur Runenkunde und nordischen Sprachwissenschaft.* [Gustav Neckel zum 60. Geburtstag.] Leipzig: Harrassowitz, 1938. S. 54–73.

Lechler, Jörg. *Vom Hakenkreuz: Die Geschichte eines Symbols.* 2., erw. u. verm. Aufl. Leipzig: Kabitzsch, 1934.

Liddell, Henry George u. Robert Scott (Hrsg.). *A Greek-English Lexicon.* 8., überarb. Aufl. Oxford: Clarendon Press, 1901.

Lorch, F. „Zur Runenlehre." In Karl Bartsch u. O. Behaghel (Hrsg.). *Germania: Vierteljahresschrift für deutsche Altertumskunde.* 34. Jg. Bd. 22. Stuttgart/Wien: Metzler u. Gerold's Sohn, 1889. S. 397 ff.

Losch, Friedrich u. H. Hagen. „Die Berner Runenalphabete." In Karl Bartsch u. Franz Pfeiffer (Hrsg.). *Germania: Vierteljahresschrift für deutsche Altertumskunde.* 30. Jg. Bd. 18. Stuttgart/Wien: Metzler u. Gerold's Sohn, 1885. S. 87–306.

Marstrander, Carl J.S. „Om runene og runenavnenes oprindelse." In *Norsk tidsskrift for sprogvidenskap.* Bd. 1. Oslo: Universitetsforlaget, 1928.

Marstrander, Carl J.S. „De gotiske runeminnes merker." In *Norsk tidsskrift for sprogvidenskap.* Bd. 3. Oslo: Universitetsforlaget, 1929.

Mentz, Arthur. *Beiträge zur Deutung der phönizischen Inschriften. Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes.* Leipzig: Brockhaus, 1944.

Mentz, Arthur. „Die Notae der Germanen bei Tacitus." In *Rheinisches Museum für Philologie* 86. 1939. S. 193–205.
Meriggi, P. „Zu den neuentdeckten minoischen Inschriften auf Pylos." In *Die Antike.* Bd. 17. Heft 2. 1941.
Meyer, Eduard. *Geschichte des Altertums.* 2. verb. Aufl. 3 Bde. Stuttgart u.a.: Cotta, 1931–44.
Meyer, Richard Moritz. „Runenstudien." In Hermann Paul u. Wilhelm Braune (Hrsg.). *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur.* Bd. 21. Halle a. d. Saale: Niemeyer, 1896. S. 162–184.
Mžik, Hans (Hrsg.). *Beiträge zur historischen Geographie, Kulturgeographie, Ethnographie und Kartographie, vornehmlich des Orients.* Leipzig/Wien: Franz Deuticke, 1929.
Neckel, Gustav. „Die Runen." In Johs Brøndum-Nielsen e.a. (Hrsg.). *Acta philologica Scandinavica: tidsskrift for nordisk sprogforskning.* Bd. 12. Kopenhagen: Munksgaard, 1938a. S. 102–115.
Neckel, Gustav. „Die Herkunft der Runenschrift." In *Neues Jahrbuch zu Wissenschaft und Bildung.* Bd. 9. 1938b. S. 406 ff.
Niedner, Felix (Hrsg.). *Edda: Götterdichtung und Spruchdichtung.* übers. v. F. Genzmer. Einl. u. Anm. v. A. Heusler. Bd. 1 u. 2. Jena: Diederichs, 1922.
Nielsen, Ditlef (Hrsg.). *Handbuch der altarabischen Altertumskunde.* Kopenhagen: Nyt Nordisk Forlag Arnold Busck, 1927.
Nilsson, Martin P[ersson]. *Geschichte der griechischen Religion.* Bd. 1: *Bis zur griechischen Weltherrschaft.* Teil 2: *Handbuch der Altertumswissenschaft: Abteilung 5.* München: Beck, 1941.
Nilsson, Martin P[ersson]. *Homer and Mycenae.* London: Methuen, 1933.
Nöldeke, Theodor. *Beiträge zur semitischen Sprachwissenschaft.* Straßburg: Trübner, 1904.
Nordén, Arthur. *Werke der Urgemanen – Band 2: Felsbilder der Provinz Ostgotland in Auswahl. Kulturen der Erde.* Hagen u. Darmstadt: Folkwang-Verlag 1923.
v. Pauly, Friedrich. *Paulys Real-Encyclopädie der Classischen Altertumswissenschaft.* [Neue Bearbeitung.] hg. v. Georg Wissowa. 39 Bde. Stuttgart: J.B. Metzlersche Buchhandlung, 1893–1958.
Persson, Axel W. „Die spätmykenische Inschrift aus Asine." In *Corolla Archaeologica principi hereditario Regni Sueciae Gustavo Adolpho dedicata.* Leipzig u.a.: Harrassowitz u.a., 1932. S. 208 ff.
Petermann, A[lbert]. (Hrsg.). *Dr. A. Petermann's Mitteilungen aus Justus Perthes' Geographischer Anstalt.* Gotha u.a.: Perthes, 1927.
Pipping, Hugo. *Eddastudier: Studier i nordisk filologi.* 4 Bde. Helsingfors, 1925 ff.
Pöch, Hella. *Ukrainische Wolhynier.* München: Lehmanns, 1926.

Potratz, Hanns Albert. *Das Pferd in der Frühzeit.* Rostock: Hinstorff, 1938.
Preller, Ludwig u. Carl Robert (Hrsg.). *Griechische Mythologie.* 2 Bde. Berlin: Weidmannsche Buchhandlung, 1926.
Reche, Otto. *Rasse und Heimat der Indogermanen.* München: Lehmann, 1936.
Roscher, Wilhelm Heinrich. *Ausführliches Lexikon der griechischen und römischen Mythologie.* 7 Bde. Leipzig, 1884–86.
Schachermeyr, Fritz. *Hethiter und Achäer. Mitteilungen der altorientalischen Gesellschaft.* Bd. 9. Heft 1/2. Leipzig: Harrassowitz, 1935.
Schaeffer, Claude F[rédéric]-A[rmand]. *Mission de Ras Shamra.* unter Mitarb. v. C. Desroches-Noblecourt. Bd. 3. Paris: P. Guethner, 1939a.
Schaeffer, Claude F[rédéric]-A[rmand]. *The Cuniform Texts of Ras Shamra-Ugarit.* London: Oxford University Press, 1939b.
v. Scheffer, Thassilo. *Die Kultur der Griechen.* o. O., 1935.
Schneider, Hermann. *Der kretische Ursprung „phönikischen" Alphabets: Die Wanderungen und Wandlungen der Sündflutsage; Der herrschende Rassebegriff und die Tatsachen der Erfahrung.* Leipzig, 1913.
Schneider, Hermann (Hrsg). *Germanische Altertumskunde.* München: C.H. Beck, 1938.
Schneider, Hermann. *Germanische Religion vor dreitausend Jahren.* Leipzig: J.J. Weber, 1934.
v. Schönaich-Carolath, Isa. *Runendenkmäler.* Mühlhausen: Urquell, 1924.
Schrader, Otto. *Reallexikon der Indogermanischen Altertumskunde: Grundzüge einer Kultur- und Völkergeschichte Alteuropas.* hg. v. Alfons Nehring. 2., verm. u. umgearb. Aufl. 2 Bde. Berlin/Leipzig: de Gruyter, 1929.
Sieglin, Ernst (Hrsg.). *Ausgrabungen in Alexandria* [unter Leitung v. Theodor Schreiber]. 2 Bde. Leipzig: Giesecke & Devrient, 1908.
Sijmons, Barend u. Hugo Gering (Hrsg.). *Die Lieder der Edda.* 6 Bde. Halle a. S.: Buchhandlung des Waisenhauses, 1888–1931.
Steinmeyer, Elias u. Eduard Sievers. *Die Althochdeutschen Glossen.* 5 Bde. Berlin: Weidmann, 1879, 1882, 1895, 1898, 1922.
Thukydides. *Geschichte des Peleponnesischen Krieges.* übers. u. hg. v. Georg P. Landmann. 2 Bde. München: DTV, 1973.
Unger, Eckhard. „Das sumerische Hakenkreuz als Wirbelsturm." In *Forschungen und Fortschritte: Nachrichtenblatt der Deutschen Wissenschaft und Technik.* 11. Jg., Nr. 12 [20. April 1935]. Berlin, 1935. S. 153–155.
Unger, Eckhard. „Hakenkreuz und Thorshammer als Sturmsymbol des Wettergottes." In *Forschungen und Fortschritte: Nachrichtenblatt der Deutschen Wissenschaft und Technik.* 12. Jg., Nr. 6 [20. Februar 1936]. Berlin, 1936. S. 73–75.

Valmin, Mattias Natan. *Das adriatische Gebiet in Vor- und Frühbronzezeit.* Lund / Leipzig: Gleerup u.a., 1939.
Vries, Jan de. *Altnordische Literaturgeschichte.* 2 Bde. Berlin: de Gruyter, 1941 / 42.
Walde, Alois u. Julius Pokorny (Hrsg.). *Vergleichendes Wörterbuch der indogermanischen Sprachen.* bearb. v. Julius Pokorny. Berlin: de Gruyter, 1973. [Nachdruck v. 1927–32]
Warrens, Rosa. *Norwegische, Isländische, Faröische Volkslieder der Vorzeit.* Hamburg: Hoffmann & Campe, 1866.
Watzinger, Carl. *Griechische Vasen in Tuebingen.* beschr. v. Carl Watzinger. Reutlingen: Gryphius, 1924.
Weber, Edmund. „Zur Runenforschung 1937–1939." In Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe" (Hrsg.). *Germanien: Monatsheft für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens.* Heft 17. Berlin: Ahnenerbe-Stiftung, 1940, S. 271 ff.
Weigel, Karl Theodor. „Um die Runen." In Nordische Gesellschaft (Hrsg.). *Nordlandfibel.* Berlin: Wilhelm Lampert-Verlag, 1938. S. 200–209.
Weller, Hermann (Hrsg.). *Anahita, Grundlegendes zur arischen Metrik: Yast 5 metrisch herausgegeben, übersetzt und erklärt von Hermann Weller.* Stuttgart / Berlin: Kohlhammer, [1938].
Wiesner, Joseph. *Fahren und Reiten in Alteuropa und im alten Orient. Der Alte Orient: Gemeinverständliche Darstellungen.* Jg. 38. Heft 2 / 4. Leipzig: J.C. Hinrichs, 1939.
Wiesner, Joseph. „Indogermanen in der Frühzeit des Mittelmeerraumes und des vorderen Orients." In *Neue Jahrbücher für antike und deutsche Bildung.* Heft 5 / 6. 1941. S. 184 ff.
Wilser, Ludwig. „Ursprung und Entwicklung der Buchstabenschrift." In Gustaf Kossinna (Hrsg.). *Mannus: Zeitschrift für Vorgeschichte.* Würzburg: Curt Kabitzsch, 1912.
Wimmer, Ludvig Frands Adalbert. *Die Runenschrift.* übers. v. F. Holthausen. Berlin: Weidmann, 1887.
Winkler, Alexander H. *Bauern zwischen Wasser und Wüste: Volkskundliches aus dem Dorfe Kiman in Oberägypten.* Stuttgart: W. Kohlhammer, 1934.
Wirth, Herman. *Die heilige Urschrift der Menschheit: Symbolgeschichtliche Untersuchungen diesseits und jenseits des Nordatlantiks.* 2 Bde. Leipzig: Koehler & Amelang, 1931.
Wolf, J.W. (Hrsg.). *Zeitschrift für Deutsche Mythologie und Sittenkunde.* Bd. 3. Göttingen: Dieterich, 1855.
Wossidlo, Richard (Hrsg.). *Mecklenburgische Volksüberlieferungen.* ges. u. hg. v. R. Wossidlo. Rostock: Carl Hinstorffs Verlag, 1931.

Appendix:

Glossar der Fremdworte und weniger bekannten Begriffe

Abecedarium Nordmannicum (zirka 829 bis 849), das älteste der vier noch bestehenden Runengedichte, überliefert in einer St. Gallener Handschrift. Es listet die 16 Runenstäbe des Jüngeren **Futharks** auf, nennt die Runennamen jedoch manchmal in der hoch- oder niederdeutschen Variante, manchmal in der nordischen. Siehe **Runengedichte**.

Achäer, altgriechischer Stamm, früher häufig als Äoler bezeichnet.

aett (Pl. *aettir*), an. „acht". – Die gemeingermanische Runenreihe besteht aus 24 Runen. Diese Reihe setzt sich aus drei *aettir* zusammen, das heißt drei Achtergruppen. Das erste *aett* wird „Freyrs *aett*" genannt.

Agathias (Beiname Scholastikos; geb. um 536, gest. um 582 n. d. Ztw.), oströmischer Dichter und Historiker. Sein Geschichtswerk *Agathiae Scholastici Myrinensis Historiarum Liberi V* behandelt in fünf Büchern die Regierungszeit des römischen Kaisers Justinians I. von 552 bis 558. Das Werk ist Fragment geblieben.

Aigyptos, siehe **Danaos**.

Aischylos (geb. um 525, gest. 456 v. d. Ztw.), griechischer Tragödiendichter, der selbst 480 v. d. Ztw. an der Schlacht bei Salamis teilnahm. Er verband je drei seiner Dramen zu einer inhaltlich geschlossenen Trilogie. In seinen Stücken betonte Aischylos den Dialog zwischen den Schauspielern und ließ den traditionellen tragischen Chor in den Hintergrund treten. Von seinen etwa 90 Dramen sind nur noch sieben erhalten, darunter *Der gefesselte Prometheus* (zirka 474 v. d. Ztw.).

Akrophonie. – Benennung der Buchstaben einer Schrift nach etwas, was mit dem Laut beginnt, den das Zeichen symbolisiert. So ist in der Runenreihe etwa das Zeichen für den Laut *f* mit dem Begriff *fehu* (an. „Vieh") benannt.

Alkidamas, griechischer Rhetor und Sophist, geboren in Eläa, lebte um 400 v. d. Ztw. in Athen. Er wurde bekannt für seine beiden Reden „Odysseus" und „De sophistis".

Alliteration, früher auch „Stabreim" genannt, bedeutet meist, daß Wörter die unmittelbar oder in kurzem Abstand aufeinander folgen, den gleichen **Anlaut** besitzen, beispielsweise den konsonantischen Laut *w* in „Wind und Wetter". Gelegentlich gelten auch Laute innerhalb von aufeinander fol-

genden oder in engem Zusammenhange stehenden Wörtern als Alliteration, zum Beispiel der Diphthong *ei* in „*Ei*le mit *Wei*le". – In der **Oratur** vergangener Zeiten dienten die Alliteration und weitere Stilmittel unter anderem als mnemotechnische Hilfe für den Rezitator, der enorme Textmengen im Kopf behalten und wiedergeben mußte. – Im deutschen Sprachraum begann die Alliteration ab dem 9. Jahrhundert zu verschwinden, in einigen Gegenden Europas hält sie sich bis in die Neuzeit (so etwa auf Island). Im 19. Jahrhundert wurde der Stabreim wiederentdeckt und erneut künstlerisch angewendet, bespielsweise von Richard Wagner.

Amenhotep IV. (auch Amenophis IV.), ägyptischer Pharao, regierte von 1364 bis 1347 v. d. Ztw. Amenhotep verkündete, die Sonnenscheibe („Aton" oder „Aten") sei der einzige Gott und legte seinen alten Namen (ägypt. „Ammon ist zufrieden") zugunsten des Namens Echnaton (ägypt. „dem Aton wohlgefällig") ab. Echnaton führte eine neue monotheistische Religion in Ägypten ein, die den Vielgötterglauben sowie die bisher einflußreiche Priesterschaft verbannte und einzig ihn selbst, den „Sohn der Sonne" (Savitri Devi), zum einzigen Priester machte. – Nach Echnatons Tod wurde von seinem Nachfolger, Pharao Tutenchamun, der alte Polytheismus wieder eingesetzt, und die Stadt Achet-Aton (ägypt. „Horizont der Sonne"), die Echnaton gegründet hatte, verfiel. Der Name Echnatons wurde aus allen Inschriften herausgemeißelt und jedes greifbare Zeugnis des „Ketzerkönigs" in einem geschichtlich einmaligen Bildersturm zerstört. Siehe auch **Echnaton**.

Ammianus Marcellinus (geb. um 330, gest. um 395 n. d. Ztw.), römischer Geschichtsschreiber aus Antiochia in Syrien. Er schrieb Ende des 4. Jahrhunderts in Anknüpfung an die *Historiae* des Tacitus in 31 Büchern die Geschichte des Römischen Reiches von 96 bis 378 n. d. Ztw., *Res gestae*, die das letzte große Geschichtswerk der Antike darstellen. Erhalten sind nur die Bücher 14 bis 31; sie zeichnen sich durch Überparteilichkeit und herausragende Darstellungskunst aus. Gemeinsam mit seinen Vorgängern Sallust und **Tacitus** gehört Ammianus Marcellinus zu den bedeutendsten römischen Historiographen.

Ammon (auch Amon, Amun), ägyptischer Hauptgott von Karnak (Theben), der ab 2000 v. d. Ztw. dem Sonnengott Re an Bedeutung gleichgestellt wurde („Amon-Re"), als Theben Hauptstadt Ägyptens wurde.

Anlaut. – Der erste vokalische oder konsonantische Laut eines Wortes.

Äoler, siehe **Achäer**.

Apollon (eingedeutscht auch: Apollo), griechischer Gott der Reinheit und des Lichts sowie der Wahrsagekunst. Das berühmteste Orakel Griechenlands – jenes von Delphi – war dem Apollon geweiht.

Apollonius von Tyana (geb. um 3, gest. um 97 n. d. Ztw.), neupythagoreischer Asket und Wanderprediger, Gründer einer Religionsgemeinschaft, die nach strengen sittlichen Regeln lebte und die pythagoreische Lehre tradierte. – Aufgrund der achtbändigen Vita vom Leben des Apollonius, die der Neupythagoreer Philostratus nach 200 im Auftrage der römischen Kaisergemahlin Julia Domna (170 bis 217 n. d. Ztw.) verfaßte, begann sich in Apollonius eine Gegengestalt zum biblischen Jesus herauszukristallisieren: Viele Zeitgenossen stellten den neupythagoreischen Asketen, dem ebenfalls Wunderheilungen zugeschrieben werden, dem von den Christen für den „Erlöser" gehaltenen Jesus gegenüber.

Archontat, Herrschaft der Archonten (Regierungsbeamte, Ratsmitglieder). Neun Archonten hatten im antiken Athen ab dem Jahre 682 v. d. Ztw. die Regierungsgewalt inne. – Im Jahre 406 v. d. Ztw. war Euklides der Eponymos (Namensgeber eines Jahres zwecks Datierung desselben) unter den Archonten. Nach ihm wird das ionische auch das „Euklidische Alphabet" genannt. Bis dahin hatte man in Athen mit altattischen Schriftzeichen geschrieben.

Argolis, östlichste Halbinsel des **Peloponnes**.

Asen, Name des vorherrschenden Göttergeschlechts in der nordischen Mythologie. Der Herr der Asen ist Odin, der im südgermanischen Raum – aufgrund der Lautverschiebung – **Wodan** heißt. Die bekanntesten der Asengötter sind Thor, Tyr, Baldur, **Heimdall**, die bekanntesten Asengöttinnen sind Frigga, Nanna, Sif. – Ein konkurrierendes Göttergeschlecht sind die Vanen, mit denen die Asen im Asen-Vanen-Krieg aufeinandertreffen, der schließlich durch einen Waffenstillstand beendet wird. Siehe **Vanen/Vanenvölker**.

Athen, nach der griechischen Kriegsgöttin Athene benannte Polis, die lange mit Sparta um die politisch-kulturelle Vorherrschaft im antiken Hellas rang. Athen liegt in der Landschaft **Attika** und wurde nach der Überlieferung von dem sagenhaften König Kekrops gegründet. Die Polis stand unter dem besonderen Schutz des Göttervaters **Zeus** sowie der Athene, die u.a. in den Tempeln auf der Akropolis (grch. „Hochstadt") verehrt wurden.

Attika, südöstliche Halbinsel Mittelgriechenlands, im Norden an **Böotien**, im Westen an die Megaris grenzend. Die bedeutendste attische Polis war **Athen**.

Augur, römischer Priester, der anhand des Vogelfluges oder -geschreies weissagen sollte, ob ein militärisches oder politisches Unternehmen auf das Wohlwollen der Götter hoffen könne. Ursprünglich gab es drei Auguren, später neun, seit Sulla (138 bis 78 v. d. Ztw.) 15 und seit Caesar 16. – Die Inamtsetzung eines Auguren heißt „Inauguration".

Bandkeramik (zirka 5600 bis 5000 v. d. Ztw.), älteste Kultur des **Neolithikums** in Mittel- und Südosteuropa, benannt nach der bandartigen Gefäßverzierung. Die bandkeramische Wirtschaft beruhte auf Ackerbau und Viehzucht, die geschlossenen Dörfer bestanden aus gleichgerichteten Langhäusern.

Bastarnen, germanischer Volksstamm auf dem Balkan. Die Bastarnen treten bis Ende des vierten Jahrhunderts südlich der Donau, im dritten Jahrhundert an der Donaumündung auf; der römische Geschichtsschreiber **Tacitus** verortet sie in den Karpaten.

Bellerophon, im griechischen Mythos Sohn des korinthischen Königs Glaukos, der, als er bei König Proitos von Argos weilte, die Liebe von dessen Gattin nicht erwiderte. Sie verleumdete ihn bei Proitos, der daraufhin Bellerophon zu König Jobates von Lykien schickte, damit dieser ihn töte. Jobates stellte Bellerophon mehrere äußerst schwierige Aufgaben, in deren Verfolg dieser nicht umkam, wie angenommen, sondern sich vielmehr so sehr bewährte, daß Jobates Bellerophon seine Tochter zur Frau gab.

Beowulf, angelsächsisches Epos, im 10. Jahrhundert in altenglischer Sprache niedergeschrieben. Der Stoff stammt aus der germanisch-heidnischen Zeit.

Den Hauptinhalt bilden die Taten des geatischen Helden Beowulf, der im Lande der Dänen zwei Wasserungeheuer, Grendel und anschließend Grendels Mutter, bekämpft und besiegt. Beowulf wird König der Geaten und stirbt schließlich im heldenhaften Kampf gegen einen Drachen; der Held wird von einem seiner Recken gerächt.

Böotien, griechische Landschaft, Westteil des Nomos Attika, zwischen dem Parnaß und dem Golf von Euböa; Böotien ist eine ehemals versumpfte Bekkenlandschaft, umringt von zahlreichen Bergen, in der viele Schlachten geschlagen wurden. Die äolischen Böoter wanderten gegen Ende des zweiten Jahrtausends v. d. Ztw. ein, wahrscheinlich aus Nordwestthessalien kommend. – Berühmte Böotier sind etwa die Dichter Hesiod und Pindar sowie der Prosaiker Plutarch.

Brakteat (lat. *bractea*, „dünnes Blech"), mittelalterliche Münze aus dünnem Silberblech, die in solcher Weise auf nur einer Seite mit einem Stempel geprägt sind, daß die Prägung auf der Rückseite invers hervorsteht. In Deutschland wurden die ältesten Brakteaten ab Mitte des 12. Jahrhunderts im Harz und in Thüringen geprägt. – Die Goldbrakteaten Skandinaviens sind mit diesen mitteldeutschen Brakteaten nicht verwandt: Die Gold- oder Zierbrakteaten – die auch aus Silber oder Bronze gefertigt sein konnten –, gehen auf das 5. bis 7. Jahrhundert (Völkerwanderungszeit) zurück. Es handelt sich um Nachbildungen römischer Münzen, die anfangs beid-, später nur einseitig geprägt waren. Die Goldbrakteaten waren oft mit Runeninschriften versehen und besonders in West- und Nordeuropa verbreitet.

Bronzezeit, vorgeschichtliche, das **Neolithikum** ablösende Kulturepoche, die durch die überwiegende Verwendung von Bronze – ein Sammelname für Legierungen, die einen über 60prozentigen Kupferanteil aufweisen – für die Herstellung von Geräten, Waffen und Schmuck gekennzeichnet ist; für manche Räume ist nach Ende des Neolithikums und vor Beginn der Bronzezeit eine eigenständige Kupferzeit nachzuweisen. Die Bronzezeit begann um 1800 v. d. Ztw. – erst im 14. Jahrhundert v. d. Ztw. fand die Bronzegußtechnik in ganz Europa Anwendung – und wurde um etwa 800 v. d. Ztw. von der Eisenzeit abgelöst. – Außerhalb Europas gelten andere Daten, so begann in Fernost die Bronzezeit beispielsweise zeitgleich mit oder erst nach der Eisenzeit. – Die Kupfer- bzw. Bronzeverwendung führte zu einer technischen Revolution und einem Kultursprung, ein berühmtes Fundstück aus der Bronzezeit ist etwa in Nordeuropa der Sonnenwagen von Trundholm (14./13. Jahrhundert v. d. Ztw.). Geistig-kulturell stand der bronzezeitliche Mensch sehr hoch, die Ilias und die Odyssee Homers (beide Werke zwischen 850 und 750 v. d. Ztw. entstanden) sind Beispiele für das hohe Niveau, das indogermanische Epik gegen Ende der Bronzezeit erreichen konnte.

Carmenta, altitalische Geburtsgöttin, der zu Ehren am Fuße des Kapitols zu Rom ein Heiligtum geweiht war. Das Fest der Göttin, die Carmentalia feierten die Frauen im Januar.

Ceres, altrömische Göttin der pflanzlichen Fruchtbarkeit; ihr entspricht die griechische Göttin Demeter.

Cicero, Marcus Tullius (106 bis 43 v. d. Ztw.), römischer Rhetor, Politiker, Philosoph und Schriftsteller. Nach dem Tode seiner geliebten Tochter Tullia 45 v. d. Ztw. suchte Cicero Trost in der Philosophie, und die meisten seiner Schriften, die sich hiermit auseinandersetzen (u.a. *De fato, De natura Deorum, De amicitia, De senectute, De divinatione* etc.), entstanden in den letzten beiden Jahren seines Lebens. Cicero wurde Opfer eines politischen Mordes.

Codex Leidensis. – Der handschriftliche Text aus dem 9./10. Jahrhundert enthält u.a. 16 Runennamen, die sowohl in Runen als auch in lateinischer Schrift voll ausgeschrieben sind.

Danaos, mythischer Stammvater der Danaer, eines von Homer nicht näher bezeichneten Stammes des griechischen Volkes. Danaos' Zwillingsbruder ist Aigyptos, nach dem die Griechen das Land Ägypten benannten.

Diminikultur, benannt nach der großen vorgeschichtlichen Ansiedlung mit umfangreichen Befestigungen westlich von Bolos in Thessalien. Charakteristisch für die Diminikultur ist die bemalte Keramik aus der Übergangszeit von der Jungsteinzeit zur Bronzezeit.

Diodor (genannt Diodorus Siculus), griechischer Geschichtsschreiber von Sizilien, lebte im 1. Jahrhundert v. d. Ztw. Nach 30jährigen Reisen und Vorstudien verfaßte er eine aus 40 Büchern bestehende *Historische Bibliothek* (59–54 v. d. Ztw.), die eine Gesamtgeschichte der Völker des Altertums darstellte. Weniger als die Hälfte des Werkes, das eine Reihe Flüchtigkeitsfehler aufweist, ist erhalten.

Diskos, siehe **Scheibe von Phaistos**.

Dodona, alte Zeus-Kultstätte im Epirus, die schon zu Homers und Hesiods Zeiten berühmt war und nach dem Orakel von Delphi das bedeutendste Orakel in der griechischen Geschichte war. Der Orakelspruch wurde zunächst aus dem Rauschen einer heiligen Eiche oder später aus dem Plätschern des Quellbaches zu ihren Wurzeln gehört, später aus dem Klingen eines ehernen Kessels. Die gefundenen Orakeltäfelchen gehen bis in die Zeit um 700 v. d. Ztw. zurück, das Zeus-Heiligtum ist etwa 200 Jahre jünger. Seit der Verwüstung Dodonas durch die Ätoler 219 v. d. Ztw. sank die Bedeutung des Orakels stark ab, es bestand aber noch bis in die römische Kaiserzeit.

Dyaus Pitar (auch Djaus pitar; sanskr. „Himmelsvater"). Dyaus ist der höchste und sehr alte Gott der Indogermanen, der bereits im arisch-indischen **Ṛgveda** (zirka 1200 bis 1000 v. d. Ztw.) in den Hintergrund zu treten beginnt. Dem vedischen Dyaus Pitar entspricht im griechischen Kultur- und Mythenkreis Zeus pater (siehe **Zeus**) und im römischen **Jupiter**.

Echnaton, (auch Amenhotep IV., Amenophis IV.), ägyptischer Pharao, legte seinen Namen **Amenhotep** (ägypt. „Ammon ist zufrieden") zugunsten des Namens Echnaton (ägypt. „dem Aton wohlgefällig") ab, weil er dem Gotte Aton anhing, dessen Anbetung Echnaton zur Staatsreligion erhob; man vermutet, daß Echnatons monotheistischer Ansatz den biblischen Monotheismus nachhaltig beeinflußt hat. Nach dem Tod des Ausnahme-Pharaos wurde die Erinnerung an diesen getilgt, soweit dies seinem Nachfolger Tutenchamon möglich war. – Bekannt ist Echnaton auch durch seine Hauptfrau Nofretete geworden, deren Büste 1912 von Ludwig Borchardt entdeckt wurde und die sich heute im Ägyptischen Museum in Berlin befindet.

Edda. – Unter Edda versteht man zwei mittelalterliche, auf Altisländisch abgefaßte Textsammlungen: 1.) die Ältere oder Lieder-Edda, 2.) die Jüngere oder Prosa- bzw. Snorra-Edda. – Die Lieder-Edda ist eine Sammlung von

16 Götter- und 24 Heldenliedern unbekannter Verfasser. Die älteste erhaltene Abschrift ist der Codex Regius aus dem Jahre 1271. Unter den Liedern ist die **Völuspá** das älteste, dessen Fassung wohl aus dem neunten Jahrhundert stammt. – Die Prosa-Edda wurde 1220 von Snorri Sturluson verfaßt. Die zahlreichen Geschichten, basieren auf der Lieder-Edda, die Snorri manchmal wörtlich zitiert. Im Gegensatz zur in gebundener Rede abgefaßten Lieder-Edda ist die Prosa-Edda – wie ihr Name schon sagt – in ungebundener Rede verfaßt.

Egil-Saga, altisländische Saga über den Skalden Egill Skallagrimsson (geb. nach 900, gest. um 990), den bedeutendsten Dichter Altislands. Die Egil-Saga wurde kurz nach 1200 verfaßt und spiegelt die Besiedlungsgeschichte der Insel in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts wider.

Eponym ist ein Personenname, der einem Volk, einer Familie etc. den Namen gibt, z.B. hat Dorus den Dorern ihren Namen gegeben, und die Achäer sind nach Achaeus benannt.

Erechtheus, mythischer Landeskönig **Athens**, der in dem Erechtheion, einem Tempel auf der Akropolis, verehrt wurde. In Homers Ilias gilt Erechtheus als Sohn des fruchttragenden Ackerlandes. Erechtheus' Doppelgänger ist **Erichthonios**.

Erichthonios, mythischer König **Athens**, Doppelgänger des **Erechtheus**. Erichthonios gilt als von der Erde geboren und als Erfinder des Wagens, weshalb **Zeus** ihn auch als Fuhrmann unter die Sterne versetzt.

Euböa, zweitgrößte Insel Griechenlands und des Ägäischen Meeres, östlich von **Böotien** und **Attika** gelegen.

Euklides, einer der neun Archonten, die in **Athen** regierten. Auf Antrag des Archimos wurden im Jahre 406 v. d. Ztw. in **Attika** die alten, bisher in altattischer Schrift geschriebenen Gesetze in ionischer Schrift neu herausgegeben. Da gemäß der Sitte, jedes Jahr nach einem der Archonten zu benennen, das Jahr 406 nach Euklides benannt war, wird die ionische Schrift auch die „Euklidische Schrift" genannt. – Es gibt einen griechischen Mathematiker namens Euklides, der in diesem Zusammenhang jedoch keine Rolle spielt. – Siehe auch **Archontat**.

Euripides (geb. um 480, gest. 406 v. d. Ztw.), der jüngste der drei großen attischen Tragiker, der die Weltliteratur am stärksten beeinflußte. Er verfaßte 92 Dramen, von denen 19 erhalten sind.

Freyja (an. „Herrin"), nordgermanische Gottheit mit erotischer Bedeutung. Die Schwester und Gemahlin des **Freyr** kam gemeinsam mit ihrem Bruder/Mann und ihrem Vater Njörd als Geisel zum Göttergeschlecht der **Asen**, um den Asen-Vanen-Krieg zu beenden. Die Vanengöttin stieg hernach zur höchsten Göttin auch unter den Asen auf. – Freyja wird häufig fälschlich mit Frigga gleichgesetzt, der Asengöttin der mütterlichen Liebe. – Siehe auch **Vanen/Vanenvölker**.

Freyr (an. „Herr"), eine der nordgermanischen Hauptgottheiten, südgermanisch Fro genannt. Nach dem Mythos wurde der Vane Freyr zusammen mit seinem Vater Njörd und seiner Schwester **Freyja** den **Asen** von den Vanen als Geiseln gestellt, um den Asen-Vanen-Krieg zwischen den beiden Göttergeschlechtern zu beenden. Freyr war zugleich der Ehemann seiner Schwester Freyja; im Gegensatz zu den Asen herrschte bei den Vanen der

Brauch der Geschwisterehe. Aus diesem und weiteren Indizien glauben manche Forscher schließen zu können, daß sich im Mythos vom Asen-Vanen-Krieg ein realer Kampf zwischen zwei Völkern – Asenverehrern auf der einen und Vanenverehrern auf der anderen Seite – widerspiegelt, der schließlich durch einen Friedensschluß beendet wurde. Hernach sollen die beiden Ethnien miteinander verschmolzen sein, wobei die Asenverehrer letztlich die religiös-kulturelle Hegemonie erringen, die Vanenverehrer jedoch deutliche Spuren im Mythos hinterlassen konnten. Siehe auch **Vanen/Vanenvölker**.

Futhark, Akronym aus den Anfangslauten der ersten sechs **Runen**, wenn die Runenreihe rechtsläufig gelesen wird; ähnlich wie die Bezeichnung „Alphabet", die aus den Namen der ersten beiden griechischen Schriftzeichen, ***alpha*** und ***beta***, besteht. Die Bezeichnung der (rechtsläufig verstandenen) Runenreihe besteht aus: *fehu*, ***uruz***, ***thurisaz***, *ansuz*, *raidho*, *kenaz*. Die älteste Runenreihe, das sogenannte Ältere oder Gemeingermanische Futhark, besteht aus 24 Runenzeichen, die in drei *aettir* unterteilt werden. Jüngere Runenreihen weisen eine abweichende Anzahl von Runenzeichen auf – etwa 33 im Falle des Angelsächsischen Futharks –, weshalb die Unterteilung in Achtergruppen nicht mehr eingehalten werden kann. Siehe auch ***aett***.

Gaia, griechische Erdgöttin, die laut Hesiod zuerst aus dem Chaos entstand, dann den **Uranos** (Himmel) aus sich gebar, der sie befruchtete, so daß sie den zwölf Titanen und Titaniden das Leben schenkte. Sie wird zur Mutter zunehmend unheimlicherer Wesen wie der Kyklopen, Erinnyen, Giganten u.a.

Glaukos, siehe **Bellerophon**.

Guttural. – Ein Guttural ist ein nach seinem Artikulationsort bezeichneter Laut, also ein Kehllaut (lat. *guttur*, „Kehle"). Der Laut wird somit im hinteren Mund- bzw. Rachenraum gebildet. Im Deutschen sind dies etwa *k*, *g*, *ch*.

Hallstattzeit, ältere Stufe der mitteleuropäischen Hallstattzeit (zirka 750 bis 450 v. d. Ztw.). Die Hallstattkultur reichte von Ostfrankreich bis zur Balkanhalbinsel. Man unterscheidet einen Westkreis (Ostfrankreich, Südbundesrepublik), der die Kultur der frühen Kelten umfaßt, und einen Ostkreis (Ostösterreich, Balkanhalbinsel) der thrakisch-illyrischen Früheisenzeitvölker.

Heiðrek (früher auch: Heidrek), Protagonist der Heiðreksrätsel (Heiðreks gátur), einem der Götterlieder der Lieder-**Edda**: Dem sagenhaften König Heiðrek gibt der verkleidete Odin (siehe **Wodan**) zahlreiche Rätsel auf, um Gestumblindi, der beim König in Ungnade gefallen war, zu läutern; Gestumblindi hatte für Odin geopfert und um Beistand gebeten, weshalb der Gott Gestumblindis Gestalt annahm und dem König, der für seine Ratekünste berühmt war, mythologische Rätsel aufgab. Das letzte konnte Heiðrek nicht lösen, zornig stürzte er sich deshalb mit dem Schwert auf Gestumblindi/Odin, der jedoch in Falkengestalt fortflog. König Heiðrek wurde daraufhin von seinen Untertanen erschlagen.

Heimdall (Etymologie unklar, vermutlich an. „der die Welt beleuchtet"), in der nordischen Mythologie dem Göttergeschlecht der **Asen** zugehöriger Gott. Obwohl Heimdall vermutlich in der heidnischen Hierarchie einen hohen Rang unter den Göttern einnahm, wird in der **Edda** kaum von ihm berichtet. Heimdall wohnt in der Burg Himinbjörg an der Regenbogen-

brücke Bifröst, die er bewacht. Er ist mit einer übermäßig scharfen Sinneswahrnehmung begabt, so daß er – ähnlich wie Odin, der durch sein Opfer am Mimirbrunnen sieht, was überall in der Welt geschieht – alles hört. Siehe auch **Wodan** und **Mímir**.

Hephaistos, griechischer Gott des Erdfeuers, der Vulkane und der Schmiedekunst, Sohn des **Zeus** und der Hera.

Herakles (lat. Hercules), der berühmteste Heros der griechischen Sagenwelt. Der Sohn des **Zeus** und der Alkmene stellt den idealen hellenischen Helden dar, der unter ständigem Kampf und unablässiger Prüfung das Höchste erreicht. – In der römischen Kaiserzeit wurde Herakles als Hercules Invictus zum unbesiegbaren Überwinder aller Schwierigkeiten.

Herkules, siehe **Herakles**.

Herodot (geb. um 495, gest. um 424 v. d. Ztw.), ältester griechischer Historiograph, gilt als der „Vater der Geschichtsschreibung". Herodot lernte viele Länder und Völker auf seinen Reisen aus eigener Anschauung kennen. Sein im ionischen Dialekt verfaßtes Werk, *Historien*, schildert hauptsächlich die Kämpfe der Griechen und Barbaren. Herodots Darstellung wird als einfach, exakt und wahrheitstreu charakterisiert, und viele seiner Angaben wurden durch die neuere Forschung bestätigt. Die Einteilung der *Historien* in neun nach den Musen benannten Büchern entstammt erst späterer Zeit.

Hermes, griechischer Gott, Bote und Sohn des Zeus, von den Römern dem Gotte Merkur gleichgesetzt. Hermes gilt als Beschützer der Kaufleute und der Diebe, die Glücksrute und die Lose sind ihm heilig, und er ist der Gott der gewandten Rede. Im gallogermanischen Raum wurde Hermes (als römischer Merkur) oft mit **Wodan** identifiziert.

Hesychios, griechischer Grammatiker aus Alexandria, lebte vermutlich im 5. Jahrhundert n. d. Ztw. Er verfaßte ein umfangreiches Lexikon seltener Wörter und Wortformen, das bis heute für die Altphilologie, insbesondere für die Dialektforschung, ein wichtiges Referenzwerk darstellt.

Hethiter, ein Volk indogermanischer Sprache, das im 2. Jahrtausend v. d. Ztw. im östlichen Kleinasien das Reich Hatti gründete. Siehe auch **Teschup**.

Iapetos, Titan des griechischen Mythos, Sohn des Uranos und der Gaia, Vater von Prometheus, Atlas, Epimetheus und Menötius.

Ingväonen (auch Ingaevonen oder Ingaewonen) bezeichnet eine Gruppe germanischer Stämme, die an der Nordsee wohnten wie die Angeln, Friesen, Sachsen, Warnen, Kimbern etc.

Irmin, alter germanischer Gott, dessen Name wahrscheinlich „göttlich" oder „heilig", später auch „groß", „gewaltig" bedeutet und der wohl mit dem Gott Tiwaz gleichzusetzen ist. Irmin ist der mythisch-germanische Ahnherr der Herminonen.

Ischkur, siehe **Teschup**.

Jungsteinzeit, siehe **Neolithikum**.

Jupiter (eigentlich Iuppiter) ist der höchste Gott des römischen Pantheons. Sein Name bedeutet „Licht-" oder „Tagvater". Jupiter sind die Vollmondtage (Iden) heilig, seine Kultstätten wurden an erhöhten Orten errichtet. Er ist identisch mit dem griechischen **Zeus**.

Kenning (Pl. Kenningar), poetische Umschreibungen von Begriffen in der altnordischen Dichtung (z.B. „Wogenhengst" für Schiff). Kenningar spielen eine wichtige Rolle in der Skaldendichtung. Um sie entschlüsseln zu können, muß der Hörer in teilweise nicht unbeträchtlichem Maße religiös-mythologisch bewandert sein.

Korinth, griechische Stadt am Isthmos von Korinth. Korinth war ein zentraler Ort des Aphroditekultes.

Kratylos, 1.) griechischer Philosoph, ein Anhänger des Heraklit und Lehrer des Platon, 2.) eine Schrift Platons: Der *Kratylos* enthält Platons Sprachphilosophie (mit einer Polemik wider den Herakliteismus).

Kulturheros, in den Mythen der Völker eine hierarchisch zwischen Göttern und Menschen stehende Gestalt, die den Menschen kulturelle Errungenschaften bringt (das Feuer, den Ackerbau, Sitten und Gebräuche etc.). Nach seinem irdischen Wirken geht der Kulturheros häufig in den Götterhimmel ein.

Kypsilos, korinthischer Tyrann, kam etwa 700 v. d. Ztw. an die Macht und herrschte bis 658 v. d. Ztw.

Labial. – Ein Labial ist ein nach seinem Artikulationsort bezeichneter Laut, also ein Lippenlaut (lat. *labium*, „Lippe").

Lauch (an. *laukr*). – In der germanischen Überlieferung wird dem Lauch große Heilkraft zugesprochen, beispielsweise wird er als Mittel gegen vergifteten Met empfohlen. Viele Runeninschriften nennen das Wort *laukaR* (oder verkürzt *lauR*, *luR* und *lkaR*) in höchstwahrscheinlich magischer Absicht. – Der älteste Name der *l*-Rune lautet *laukaR*.

Lautverschiebungen. – Die erste oder germanische Lautverschiebung fand in ihrem Kerngebiet ab dem 7. Jahrhundert v. d. Ztw. statt, wird jedoch gelegentlich auch einige Jahrhunderte jünger datiert. Diese Lautverschiebung unterscheidet alle germanischen von allen indogermanischen Sprachen. Kennzeichnend ist, daß die stimmlosen Verschlußlaute (*p*, *t*, *k*) zu Reibelauten (*f*, *x*, *ch* (später *h*)) werden; die stimmhaften Verschlußlaute (*bh*, *dh*, *gh*) zu stimmhaften Reibelauten (β, ð, γ) und diese schließlich zu stimmhaften Verschlußlauten (*b*, *d*, *g*). – Die zweite oder hochdeutsche Lautverschiebung setzte sich in ihrem Kerngebiet im 7. Jahrhundert n. d. Ztw. durch und hat Deutschland in einen hochdeutschen und einen niederdeutschen Teil geschieden. Diese zweite Lautverschiebung wurde im hochdeutschen Sprachraum in sehr unterschiedlichem Maße wirksam: Die niederdeutschen Mundarten spiegeln diese Lautverschiebung nicht wider, das Schweizerdeutsche hingegen vollständig.

Libation ist eine Trankspende für die Götter oder die Ahnen.

Linearbandkeramik, siehe **Bandkeramik**.

Linearschrift. Aus einer in der frühminoischen Periode (um 2000 v. d. Ztw.) auf der Insel Kreta geschaffenen Bilderschrift entwickelten sich zwei kursive Schriften: Linear A und Linear B. Viele Schriftzeichen stehen für Begriffe, etwa 80 weitere Zeichen für Silben. Linear B wurde 1952 von Michael Ventis und John Chadwick entziffert: Die rund 4.000 erhaltenen Tafeln sind in griechischer Sprache und mykenischem Dialekt um 1200 v. d. Ztw. abgefaßt. Linear A ist bisher noch nicht entziffert. Die zirka 300 erhaltenen Tontäfelchen mit Linear-A-Schrift sind vermutlich in einer nicht-indogermanischen Sprache beschriftet.

Manu (sanskr. „Mensch"), nach dem Glauben der Arier der Urvater ihres Volkes, der als Urheber aller menschlichen Ordnung und Sitte gilt. Sein be-

rühmtes Gesetzbuch kodifiziert die Ethik der Brāhmaṇenkaste. Es enthält u.a. religiöse Regeln, Vorstellungen über Seelenwanderung, Rechtsvorschriften etc.

Merneptah (auch Merenptah), ägyptischer Pharao, 13. Sohn von Ramses II., regierte von 1213 bis 1203 v. d. Ztw.

Mímir (auch Mímr oder Mime; an. „der Erinnerer", „der Weise"), eine weise Gestalt der altnordischen Überlieferung. Er lebt am Mímirsbrunnen – dem Born der Weisheit – am Fuße des Weltenbaumes Yggdrasil. Göttervater Odin wendet sich an Mímirs abgeschlagenes Haupt, wenn er Rat sucht; er hatte das von den Wanen abgetrennte Haupt mit Hilfe von Kräutern und Zaubersprüchen vor dem Verwesen bewahrt, um weiterhin auf Mímirs Wissensschatz zurückgreifen zu können und Kunde aus „der anderen Welt" zu erhalten. – Sprechende Köpfe sind etwa aus der schamanischen Überlieferung bekannt. Auch im keltischen Raum kommen sie vor, weshalb einige Forscher neuerdings eine Verbindung zu keltischen Mythen zu sehen glauben. Die ursprüngliche Verbindung von Quellen oder Brunnen mit dem weisen Mímir klingt noch in Gewässernamen wie dt. Mimlingen oder schwed. Mimeså an.

Moiren (grch. *moira*, „Anteil", d.h. der Schuldanteil, den der einzelne Mensch am Leben hat) sind in der griechischen Mythologie drei Schicksalsgöttinnen; die Zeustöchter werden oft als Spinnerinnen gedacht, die den Lebensfaden der Menschen spinnen. Siehe auch **Nornen**.

Neolithikum, auch **Jungsteinzeit.** Letzte Epoche der vorgeschichtlichen Steinzeit, abgelöst von der Kupfer- oder aber direkt von der **Bronzezeit**. Der Beginn des Frühneolithikum wird von der Forschung gemeinhin um 5000 v. d. Ztw. angesetzt, das Spätneolithikum endet um 1800 v. d. Ztw. – Kennzeichnend für das Neolithikum sind die Verwendung geschliffener Steinwerkzeuge sowie jene des Bogens und das Anfertigen von Keramik, ferner wurden Tiere domestiziert, Kulturpflanzen angebaut.

Nornen. – Das Wissen der Nornen umfaßt die Vergangenheit (**Urd**), die Gegenwart (**Verdandi**) und die Zukunft (**Skuld**). Siehe unter den Nornennamen.

Odin, siehe **Wodan**.

Oding, siehe **Futhark**.

Oratur. Während Literatur schriftlich überliefert wird, wird Oratur oral, also mündlich weitergegeben. Solche mündlichen Traditionen reichen bis zu mehreren Jahrtausenden zurück, etwa im Falle der Veden. Oratur wird außerordentlich getreu und ohne Verfälschungen überliefert, während Literatur deutlich leichter Veränderungen erfährt; doch die Gefahr, daß ein mündlich überlieferter Text untergeht – etwa durch den Tod dessen, der ihn hütet und oft nur an einen einzigen Schüler weitergibt – ist groß.

Orchomenós, Stadt in **Böotien** am Fluß Kephisos. Funde verweisen darauf, daß im Stadtgebiet von Orchomenós bereits 6.000 v. d. Ztw. Menschen lebten. Heinrich Schliemann führte in Orchomenós Grabungen durch und konnte 1880 das aus mykenischer Zeit stammende „Schatzhaus des Minyas" freilegen. Die Bewohner der Stadt identifizierte er nach der Überlieferung als die Minyer – ein Volk, über das die Wissenschaft bis heute kaum etwas weiß –, ihre Kultur nannte er minysch (*nicht* „minyisch"). Orchomenós war einst die Hauptstadt eines wohlhabenden und mächtigen Reiches

mykenischer Kultur gewesen. Nach der Schlacht an den Thermopylen 480 v. d. Ztw. sank die Stadt, die auf der Seite der persischen Verlierer gestanden hatte, in die Bedeutungslosigkeit ab. – Die in Orchomenós ausgegrabene Keramik hat, obgleich sie sich nicht in der Stadt entwickelte, sämtlicher im gleichen Stil gestalteter Tonware der mittelhelladischen Zeit (2.000 bis 1.200 v. d. Ztw.) den Namen „minysch" gegeben.

Palamedes, griechischer Sagenheld: Dem Sohn des Königs Nauplios von Euböa, Enkel des Poseidon und Schüler des Chiron werden zahlreiche Erfindungen zugeschrieben, etwa die der Buchstaben, des dekadischen Systems, der Zahlen etc. Der Held Palamedes wird vor Troja von Odysseus in den Verdacht des Verrats gebracht. Infolge der Anschuldigung wird der Unschuldige gesteinigt, jedoch von seinem Vater Nauplios gerächt, der griechische Schiffe mit falschen Leuchtfeuern zu den Klippen von Kap Kaphareus bei Euböa lockt.

Pelasger, Angehöriger der sagenhaften Urbevölkerung Griechenlands, von der die griechische Überlieferung berichtet. Die Vorstellung der Pelasger als eines tatsächlich existierenden Volkes hat sich bis in die Neuzeit gehalten. – Die historischen Pelasger waren die Einwohner der nordostthessalischen Landschaft Pelasgiotis, und ihre Hauptstadt war Larissa. Die Pelasger waren nicht die Vorfahren aller Bewohner der ägäischen Welt – und gar des vorrömischen Italien, wie einige antike Autoren meinten –, sondern lediglich ein griechischer Volksstamm. – Ob die sogenannte „pelasgische Sprache", die willkürlich von der modernen Sprachwissenschaft nach den Pelasgern benannt wurde, in der rekonstruierten Form tatsächlich im zweiten Jahrtausend v. d. Ztw. gesprochen wurde, ist heute umstritten.

Peloponnes (grch. „Insel des Pelops"), das Kernland Griechenlands. Die peloponnesische Halbinsel ist über den Isthmos von Korinth mit dem Festland verbunden.

Phaistos, siehe **Scheibe von Phaistos**.

Pherekydes (6. Jahrhundert v. d. Ztw.), griechischer Philosoph und Prosaschriftsteller. In seinen verschollenen, nur in Bruchstücken erhaltenen Werken *Pentemychos* und *Theogonia* schilderte er die Lehre der Weltenschöpfung.

Phoiniker. – Name eines illyrischsprechenden Stammes; Illyrisch ist eine der indogermanischen Sprachenfamilie zuzurechnende Sprache und starb schon im Altertum aus. Ging man früher davon aus, daß das „Nord-Illyrische" eine Sprache war, die bis weit über das Balkangebiet hinaus bis zur Ostsee und nach Westeuropa hin verbreitet war, versteht man heute unter Illyrisch im engeren Sinne eine Sprache, deren Verbreitungsgebiet auf die adriatische Ostküste, zwischem dem heutigen Nordalbanien und Südkroatien, beschränkt war. – Die illyrischsprechenden Phoiniker, die sich im Zuge späterer Wanderbewegungen auch in Phönizien niederließen, wo semitischsprechende **Phönizier** siedelten, könnten die „phönizische" Schrift auf ihren Wanderungen in die phönizischen Stadtstaaten mitgebracht haben. Die Phoiniker vermischten sich wahrscheinlich mit den Phöniziern und gingen in diesen auf.

Phönizier, Bewohner Phöniziens, einer Landschaft an der östlichen Mittelmeerküste. Seit dem 3. Jahrtausend v. d. Ztw. lebten dort semitischsprachige Einwohner, über die etwa Herodot in seinen *Historien* berichtet. Be-

deutende Stadtstaaten – Sidon, Tyros, Byblos – wurden etwa im 15. Jahrhundert v. d. Ztw. gegründet. Das von den Phöniziern benutzte Alphabet muß nicht von den Phöniziern erfunden worden sein – wie lange Zeit allgemein angenommen wurde. Siehe auch **Phoiniker**.

Plinius Secundus, Gaius (23 oder 24 bis 79 n. d. Ztw.), genannt Plinius der Ältere, römischer Schriftsteller. Die meisten Werke des Plinius sind verschollen, insonderheit ein Werk in 20 Büchern über die germanisch-römischen Kriege, auf das *Tacitus* sich häufig bezieht. Die letzte und umfassendste Schrift Plinius' d. Ä., *Naturalis historia*, ist jedoch erhalten. – Plinius d. Ä. lernte als römischer Offizier auch entlegene Gegenden des römischen Reiches wie etwa die ostfriesische Nordseeküste kennen. Er fand im Jahre 79 unter ungeklärten Umständen beim Ausbruch des Vesuvs den Tod. Seine Biographie wurde von seinem Neffen, Plinius dem Jüngeren (61 oder 62 bis zirka 113 n. d. Ztw.), niedergeschrieben.

Plotinus (auch Plotin: 204 bis 269 n. d. Ztw.), griechischer Philosoph. Galt als der erste Systematiker des Neuplatonismus. Plotinus' Schüler Porphyrius ordnete seine 54 Schriften in sechs *Enneaden* an.

Proitos, siehe **Bellerophon**.

Psammetich II., Pharao, ägyptischer König der 26. Dynastie (663 bis 525 v. d. Ztw.), regierte von 593 bis 588 v. d. Ztw. (nach anderen Quellen von 594 bis 589). Die 26. Dynastie bescherte Ägypten noch eine letzte Blüte in seiner Spätzeit (712 bis 332 v. d. Ztw.): Die unter Psammetich I. (663 bis 610 v. d. Ztw.) ins Land geholten griechischen Söldner bildeten die Stütze des neuen Staates. Herodot berichtet, daß 240.000 Angehörige der alten ägyptischen Kriegerkaste ins benachbarte Äthiopien auswichen. Die ägyptische Bevölkerung gedieh, und der Wohlstand nahm zu, die Künste erlebten einen Aufschwung, so daß die Regierungszeit Psammetichs II. zu Recht als eine ägyptische Renaissanceperiode bezeichnet werden kann. In der Literatur, ja sogar der Schreibweise der Inschriften, machte sich die Nachahmung des Alten Reiches geltend.

Ramses III., ägyptischer Pharao, regierte von 1184 bis 1153 v. d. Ztw. Ramses III. wurde besonders bekannt durch den Sieg seiner Soldaten über die Libyer und die Seevölker. Er ließ die Schlachten an den Wänden seines Totentempels verewigen. Ramses III. wurde infolge einer Haremsverschwörung ermordet.

Ras Schamra (antiker Name: Ugarit), Vorgebirge an der Nordwestküste Syriens an der Bucht Minet el Beida. 1929 konnte eine französische Expedition unter Claude F.-A. Schaeffer und George Chenet in Ras Schamra Gebäudereste, Gräber, Waffen sowie Kunst- und Gebrauchsgegenstände ausgraben, die auf das zweite vorchristliche Jahrtausend datiert wurden. Diese Funde weisen auf ein gleichzeitiges Nebeneinander der Kulturen Kretas, Zyperns, des hethitischen Kleinasiens, des Mittleren ägyptischen Reiches und Mesopotamiens hin. – Besonderes Interesse erregten zahlreiche Tontafeln, die in einem Königspalast aus dem 14. Jahrhundert v. d. Ztw. stammen: Auf ihnen finden sich Zeichen babylonischer Silbenschrift und teilweise in der einheimischen ugaritischen Alphabetschrift. Hierbei handelt es sich um das älteste Alphabet der Welt.

Ṛgveda (früher auch Rigweda; ved. „Verswissen"), das weltweit älteste Beispiel für **Oratur**. Die in zehn Bücher (Maṇdalas) unterteilten 1.028 Hymnen stammen etwa aus der Zeit von 1200 bis 1000 v. d. Ztw. und wurden bis in die Neuzeit vollkommen unverändert ausschließlich mündlich tradiert. Die Sprache des Ṛgveda ist das Vedische, aus dem später das klassische Sanskrit wurde. – Die Hymnen des Ṛgveda stammen aus verschiedenen Kulturschichten. Der Hauptteil der Gesänge behandelt religiöse Themen, hier stechen besonders die Somalieder hervor, oder behandelt kosmogonisch-philosophische Fragen.

Runen (ahd. *rūna*, „Geheimnis"). – Bezeichnung der germanischen Schriftzeichen, die nachgewiesenermaßen vom 2. Jahrhundert n. d. Ztw. bis ins Mittelalter verwendet wurden, wahrscheinlich aber schon einige Jahrhunderte vor den ältesten Funden in Materialien geritzt wurden, die zu wenig haltbar waren, um die Zeiten zu überdauern. Die älteste Runenreihe besteht aus 24 Runenzeichen, die in drei ***aettir*** unterteilt werden. Wenn man Runen als rechtsläufig gelesen auffaßt, wird die Runenreihe als **Futhark** (Akronym aus den ersten sechs Runennamen) bezeichnet, wenn man sie linksläufig versteht, als Oding (Akronym aus den „letzten" drei Runennamen, die dann freilich die ersten werden); die meisten alten Runeninschriften sind linksläufig. – Eine Rune steht für einen Begriff (Runenname), für einen Laut (gewöhnlich der **Anlaut** des Runennamens) und mitunter auch für eine Zahl. Diese verschiedenen Leseebenen treten bisweilen nebeneinander in ein und demselben Text auf, was – zusammen mit dem Fehlen jeglicher verbindlicher Orthographie und zahlreichen Abkürzungen oder der Verwendung etwa von Zauberformeln – die Deutung von Runeninschriften stark erschwert.

Runengedichte. – Vier mittelalterliche Runengedichte sind erhalten: das ***Abecedarium Nordmannicum***, das angelsächsische, das (alt)norwegische und das (alt)isländische Runengedicht. Das angelsächsische Runengedicht wird um das 8. bis 10. Jahrhundert datiert, das norwegische auf das späte 12. oder frühe 13., das isländische auf das 15. Die drei letztgenannten sind akrophone Merkgedichte, die mit **Alliteration** arbeiten und das Runenalphabet erklären.

Scheibe von Phaistos (heute meist: Diskos von Phaistos), eine 1908 entdeckte Tonscheibe, in die auf beiden Seiten spiralförmig Zeichen eingepreßt sind. Viele Fachgelehrte haben sich an der Deutung versucht, jedoch mit stark divergierenden Ergebnissen. Derzeit gilt deshalb die Zeichenschrift als unentzifferbar, da der Diskos das einzige Fundstück seiner Art ist, das solche Schriftzeichen trägt, da der Text zu kurz ist, um eine statistische Auswertung der Zeichen zu gestatten, da die Fundumstände ebenfalls nicht zur Erhellung der Bedeutung beitragen und da der Diskos aus einer so frühen Periode stammt, daß kein Vergleich mit Vorangegangenem möglich ist.

Semnonen, Hauptvolk der Sueben. Ursprünglich zwischen Elbe und Oder ansässig, zogen die Semnonen gegen Ende des 2. Jahrhunderts n. d. Ztw. in den süddeutschen Raum, wo aus ihnen die Alamannen hervorgingen.

Septuaginta (lat. „die Siebzig"), die nur noch in christlicher Überlieferung erhaltene Übersetzung des Alten Testaments ins Griechische, die so heißt,

weil 72 Übersetzer an der Übertragung arbeiteten. Die Septuaginta nahm bei den griechischsprachigen Juden und den griechischen Christen allmählich die Rolle der hebräischen Urschrift ein.

Skuld (an. „Schuld" im Sinne des noch zu Werdenden), die jüngste der drei **Nornen** im nordgermanischen Mythos, die auf die Zukunft ausgerichtet ist. Symbolisch wird sie oft als junges Mädchen dargestellt. Skulds ältere Schwestern sind **Urd** und **Verdandi**.

spiritus asper (lat. „rauher Hauch") bezeichnet in der griechischen Grammatik das Zeichen ʽ, das über anlautende Vokale und ρ (*Rho*) gesetzt wird. Das Gegenteil des *spiritus asper* ist der *spiritus lenis*, dessen Zeichen gespiegelt ist: ʼ. Die Aussprache des initialen Hauchlautes *h*, für das die Zeichen stehen, schwand im Griechischen spätestens im 5. Jahrhundert n. d. Ztw. in der Aussprache. In den alten griechischen Texten wurde *h* richtig durch H (*hēta*) bezeichnet, nur im ionischen Alphabet, wo das *h* schon in frühester Zeit in der Aussprache geschwunden war, wurde das Zeichen H für *ē* (*ēta*) verwendet; dieses ionische Alphabet wurde aber um 400 v. d. Ztw. von allen Griechen angenommen, so daß man gar kein *h* mehr schrieb, bevor die Grammatiker das Bedürfnis hierfür anmeldeten und fortan die aus Teilen des griechischen Schriftzeichens H abgeleiteten *spiritus-asper*- und *spiritus-lenis*-Zeichen ʽ und ʼ benutzten.

Stabreim, siehe **Alliteration**.

Sturzrune. – Ein Runenzeichen, das in einer Abfolge mehrerer Runenzeichen – also beispielsweise innerhalb eines Wortes – auf dem Kopf steht, wird als Sturzrune bezeichnet. Eine solche graphische Umkehrung nimmt der Runenritzer gewöhnlich zu magischen Zwecken vor; dadurch soll die Bedeutung einer Rune ins Gegenteil verkehrt werden. – Wenn eine Rune nicht gestürzt, wohl aber offensichtlich gedreht ist, spricht man von einer Wenderune.

Tacitus, Publius (?) Cornelius (zirka 55 bis zirka 117 n. d. Ztw.), römischer Geschichtsschreiber. Im Jahre 98 n. d. Ztw. veröffentlichte Tacitus seine Schrift über Germanien, *De origine et situ Germanorum* – kurz *Germania* genannt –, die einzige länderkundliche Monographie eines Römers über Altgermanien. Das Alterswerk des Tacitus sind die „Annalen", eigentlich *Historiae Annales*, die die Zeit vom Tode des Augustus bis zu dem Neros behandeln (14 bis 68 n. d. Ztw.). Dieses Werk ist nur unvollständig erhalten.

Teschup (auch Teschub), Wettergott der Hurriter, der die befruchtenden wie zerstörenden Naturgewalten verkörpert. Seine Attribute sind Doppelaxt und Blitzbündel. Er taucht häufig mit einem Stier auf – so ziehen etwa die Stiere Scheri und Hurri seinen Wagen –, und wahrscheinlich wurde Teschup in frühester Zeit selber als Stier gedacht. Teschup entspricht dem hethitischen Gott Ischkur.

Thera (neugriechisch Thira), Insel im Süden der Kykladen. Auf Thera gab es eine bedeutende, der minoischen Kultur Kretas nahestehende bronzezeitliche Siedlung, die durch einen Vulkanausbruch im 17. Jahrhundert v. d. Ztw. – nach dendrochronologischer Datierung im Jahre 1628 v. d. Ztw. – vernichtet wurde.

Thymoites, der letzte König **Athens**, der von Theseus abstammte, wurde von Melanthus ermordet. Melanthus' Enkel Androklus führte eine Expedition nach Ionien und gründete 1087 v. d. Ztw. das griechische Ephesos.

Ugarit, siehe **Ras Schamra**.

Uranos (römisch: Uranus), griechischer Gott, der die Personifikation des Himmels darstellt. Gemeinsam mit seiner Mutter und Gattin **Gaia** (Erde) zeugte er u.a. die Titanen, deren einer, Japethos, der Vater des Prometheus wird.

Urd (an. „die Gewordene"), die älteste der drei **Nornen** im nordgermanischen Mythos, die sich auf die Vergangenheit bezieht. Symbolisch wird sie oft als alte Vettel dargestellt. Urds jüngere Schwestern sind **Verdandi** und **Skuld**.

Vanen/Vanenvölker. – Die Vanen sind das mit den **Asen** in der nordischen Mythologie rivalisierende Göttergeschlecht. Die mit den Vanen verbundenen religiösen Vorstellungen weisen auf eine Fruchtbarkeits- und Wachstumsreligion, womit sie in deutlichem Gegensatz zu den Asen stehen. Zwischen beiden Göttergeschlechtern kommt es zu einem Krieg (Asen-Vanen-Krieg), der durch gegenseitiges Geiselstellen unentschieden in einem Friedensschluß endet. – Diese mythischen Ereignisse werden oft als Kampf zwischen realen Völkern gedeutet, deren Mythen überformte historische Ereignisse widerspiegeln: Also ein „Vanenvolk" – oder mehrere –, in dem die Fruchtbarkeit und das Wachstum verehrt wurden, lag mit einem „Asenvolk" im Krieg, der schließlich friedlich beendet wurde, oder stand zumindest in kultischer Konkurrenz zu ihm. Allerdings läßt sich die Deutung des Asen-Vanen-Krieges als eine durch Volksverschiebung entstandene Auseinandersetzung zweier Kultrichtungen nur schwer historisch absichern.

Varuṇa, höchster Gott der vedischen Religion, dessen Verehrung aber schon im **Ṛgveda** hinter die des Indra zurückzutreten beginnt. Varuṇa ist ein Himmelsgott und entspricht Uranos im griechischen Mythos, Varuṇa ist Schöpfer und Lenker des zyklischen Weltenlaufes und der kosmisch-sittlichen Ordnung (*ṛta*).

Verdandi (an. „die Werdende"), die mittlere der drei **Nornen** im nordgermanischen Mythos, die sich auf die Gegenwart bezieht. Symbolisch wird sie oft als voll erblühte Frau dargestellt. Verdandis ältere Schwester ist **Urd**, ihre jüngere **Skuld**.

Viṣṇu (früher auch: Wischnu), eine Hauptgottheit des Hinduismus. In der *trimūrti* (sanskr. „dreifache Form") Brahmā – Viṣṇu – Śiva verkörpert Viṣṇu das erhaltende Prinzip.

Völkerwanderung, Bezeichnung für die Züge meist germanischer Stämme aus ihren Ursprungsgebieten nach Süd- und Westeuropa. Der Einbruch der Hunnen nach Südrußland um 375 gilt meist als Beginn der Völkerwanderungszeit, die im 4. bis 6. Jahrhundert ihren Höhepunkt erreichte und mit dem Zug der Langobarden 568 nach Italien ihren vorläufigen Abschluß fand, wenngleich sie noch bis in die Wikingerzüge des 8. bis 10. Jahrhunderts hineinreicht. – Die Völkerwanderung führte zu tiefgreifenden Bevölkerungsumgruppierungen in ganz Europa sowie zu einem deutlicheren Niederschlag nordischen Blutes in der Bevölkerung Südeuropas.

Völsi-Geschichte (Völsa þáttr), altnordische Geschichte über ein abgeschnittenes und durch Kräuter – u.a. Lauch – konserviertes Pferdeglied (an. *völsi*), das in einer nordnorwegischen Bauernfamilie verehrt wird, bis der

christliche König Olaf dem „heidnischen Treiben“ auf die Schliche kommt und ihm ein Ende setzt. – Die Geschichte ist sehr unterschiedlich gedeutet worden, mal als Hinweis auf einen sehr alten nordischen Phalluskult, mal als Schwank aus dem christlichen Hochmittelalter.

Völuspá (an. „Weissagung der Seherin“), das erste der Götterlieder der Lieder-**Edda**. Das bedeutendste Gedicht des nordischen Mittelalters schildert die mythische Weltentstehung, die Menschenschöpfung und schließlich den Weltuntergang, *ragnarökkr* (an. „Schicksal der Götter“, meist falsch als „Götterdämmerung“ übersetzt).

Wodan (nordgerm. Odin), dessen Name mit dem Wort „Wüten“ im Sinne von „rasend sein“, „sich im Rausch befinden“ verwandt ist. So wie Wodan/Odin der Sturm- und Windgott ist, der das „wilde Heer“ der im Kampf würdig gefallenen und deshalb nach dem Tode auserwählten Ahnen durch die Lüfte führt, ist er auch der Gott der rauschhaften Ekstase, die das Kennzeichen des Schamanen ist, also des Wissenden, der Einblick in alle Geheimnisse hat. Hierdurch ist Wodan ein Weiser, dem nichts verborgen bleibt. Deutlich wird dies in der Mythe von Wodans Opfer am Brunnen des Weisheitsgottes **Mímir**: Unter dem Weltenbaum Yggdrasil befindet sich eine Quelle der Weisheit, in der eines von Wodans Augen ruht, das er geopfert hat, um an Mímirs Wissen teilhaben zu können; deshalb wird Wodan als fortan einäugiger Gott dargestellt. Mit der Weisheit ist Wodan das Wissen um die Zauberkünste, um die Wirkung der Heilkräuter, um die Schrift (**Runen**) und um die Dichtkunst gegeben. – Wodan/Odin gehört zum Geschlecht der **Asen**, obwohl er von Riesen abstammt, und steht als Allvater dem gesamten Götterpantheon vor. In dieser Funktion hat er Týr als vormals höchsten Gott abgelöst. Die Wodanverehrung ist wahrscheinlich vom norddeutschen Raum ausgegangen und nach Norden und Süden gewandert. Im indoarischen Kulturkreis findet Wodan Entsprechungen in dem vedischen Rudra – aber auch dem vedischen Indra – und später im hinduistischen Śiva.

Yngvi (auch ae. Ing), Name eines in einem altenglischen Runengedicht erwähnten germanischen Gottes, der als Stammvater der Ingwäonen gilt.

Zalmoxis, höchster Gott der thrakischen Geten und Daker, über den als einzige Quelle **Herodots** *Historien* berichten. Die Griechen sahen in Zalmoxis einen Religionsstifter, heutige Gelehrte deuten ihn als Erd-, Himmels- oder Totengott. Der Sage nach wandelte Zalmoxis als Mensch unter seinem Volk, war dann drei Jahre lang verschwunden und wurde als tot betrauert, kehrte jedoch im vierten Jahr aus einer Höhle (Totenwelt) zu den Lebenden zurück.

Zeus, höchster Gott der Griechen, Sohn des Kronos und der Rhea; der einzige der griechischen Götter, dessen Name sicher indogermanisch ist und „Himmelsvater“, „lichter Himmel“, „Tag“ bedeutet. Zeus wurde überwiegend im Freien verehrt, er galt als Himmels- und Berggott, in **Dodona** war sein heiliger Baum die Eiche. Durch den Sieg über seinen Vater Kronos und die Titanen begründete Zeus die Herrschaft der olympischen Götter über die dunklen Mächte des Chaos.

Nachwort des Herausgebers

Das vorliegende, nunmehr erstmals veröffentlichte Werk *Schrift der Götter* entstand Anfang der 1940er Jahre unter dem Arbeitstitel „Die Herkunft der Runen und der westeurasischen Alphabete aus den indogermanischen Heilszeichen und Sinnbildern“. Der Verfasser, Dr. Wilhelm Hauer, war zu jener Zeit ordentlicher Professor in Tübingen und bekleidete den Lehrstuhl der dortigen Universität für Allgemeine Religionsgeschichte und Indologie. Hauers Arbeit an dem Manuskript steht in unmittelbarem Zusammenhang mit diesem Lehrauftrag, wie der durchgängige Rekurs auf den Wortschatz zahlloser, meist indogermanischer Sprachen ebenso zeigt wie die religionswissenschaftlichen Schlüsse, zu denen Hauer in bezug auf die Bedeutung der Runen kommt (vgl. Kap. 7.1 in vorliegendem Werk).

I.

Jakob Wilhelm Hauer wird am 4. April 1881 in Ditzingen bei Stuttgart geboren. Nach dem Besuch der Dorfschule ist der junge Hauer zunächst Lehrling, dann Gehilfe im väterlichen Gipsergeschäft. 1900 tritt er in das Seminar der Basler Evangelischen Missionsgesellschaft ein, das er 1906 abschließt; im Anschluß reist er zwecks des Erlernens der englischen Sprache nach Edinburgh, von dort ein Jahr später nach Indien. 1911 kehrt Wilhelm Hauer nach Europa zurück und schreibt sich in Oxford ein. Das Studium schließt er 1914 mit First class honours ab. Aufgrund des Kriegsausbruches wird er in England interniert, 1915 jedoch wieder entlassen und kehrt nach Deutschland zurück. 1916 beginnt Hauer in Tübingen das Studium des Sanskrit, der Alten Geschichte und der Philosophie und schließt es 1918 mit der Promotion ab. 1921 folgt die Habilitation, 1925 wird Hauer auf den Lehrstuhl für Indische Philologie in Marburg berufen,

später erhält er zudem den Lehrauftrag für Allgemeine Religionsgeschichte. 1927 erfolgt die Berufung nach Tübingen, wo er bis 1945 lehrt. Neben seiner wissenschaftlichen Tätigkeit ist er 1933 Mitbegründer der Arbeitsgemeinschaft der deutschen Glaubensbewegung (ADG), aus der ein Jahr später die Deutsche Glaubensbewegung (DG) hervorgeht, die er leitet. 1936 tritt Hauer von seinem Posten in der DG zurück. Hatte Hauer bisher überwiegend zu indischen Themen – insbesondere zur Disziplin des Yoga – publiziert, so widmet er sich nun zunehmend Germanischem, etwa der *Glaubensgeschichte der Indogermanen* (1937), von der jedoch nur der erste Teil erscheint. Zudem entstehen mehrere Manuskripte, die aufgrund der historisch-politischen Entwicklung unpubliziert geblieben sind: etwa ein Werk über die Pferdezucht bei den Indogermanen, ein Kommentar zur Völuspá der Edda, ein Werk über Grundfragen der Religionswissenschaft sowie das nunmehr vorliegende Buch über den Ursprung der Runen.

1945 wird Hauer von der französischen Besatzungsmacht interniert. Erst 1947 kann er nach Tübingen zurückkehren. Obwohl sich namhafte Fachkollegen für Hauer verwenden, gelingt es ihm nach der „Entnazifizierung" nicht mehr, akademisch Fuß zu fassen. Hauer verbringt seine letzten Jahre mit der Veröffentlichung von Schriften, dem Halten von Vorträgen und ehrenamtlichem Engagement. Er stirbt am 18. Februar 1962 in Tübingen.[1]

Wilhelm Hauer hat ein umfangreiches wissenschaftliches und publizistisches Schrifttum hinterlassen und auch als Übersetzer wie Herausgeber gewirkt.

II.

Die im strengen Sinne wissenschaftliche Runenforschung beginnt mit Wilhelm Grimms einflußreicher Arbeit *Ueber deutsche Runen* (1821). Zwar beschäftigte man sich in Schweden seit dem 16. Jahrhundert im Zuge der Renaissance – die ja zuvörderst eine Rückbesinnung auf die griechisch-römische Antike war – auch mit den nordischen Runen und deutete Runeninschriften. Aber diese Auseinandersetzung war noch stark in vorwissenschaftlichen Vorstellungen befangen: So spekulierte beispielsweise Erzbischof Johannes Store in seinem Werk *De omnibus Gothorum Sveonumque regibus etc* (1554) darüber, ob die Runen auf die Zeit kurz vor oder kurz nach der Sintflut zu datieren seien, und Johan Peringskiöld sah in seiner *Vita Theodoricis regis Ostrogothorum et Italiae* (1699) die Runen als von der hebräischen Schrift abgeleitet.

Nach Grimms Werk erscheinen weitere bedeutende Schriften, aus denen 1874 besonders ein Buch des dänischen Forschers Ludvig Frands Adalbert Wimmer herausragt, das 1887 in überarbeiteter Auflage auch in deutscher Sprache vorliegt: *Die Runenschrift*. Wimmer geht in seinem Werk davon aus, daß sich die Runenschrift aus der lateinischen Kapitalschrift entwickelt habe.

In den folgenden Jahrzehnten werden im nordeuropäischen Raum immer neue Runeninschriften gefunden und publiziert. Die herausragenden Runologen des ausgehenden 19. und des 20. Jahrhunderts sind etwa Sophus Bugge und Carl J.S. Marstrander in Norwegen, Otto von Friesen in Schweden, Erik Moltke in Dänemark und Helmut Arntz und Wolfgang Krause in Deutschland.

Diese Autoren und ihre Forschung werden von Wilhelm Hauer für seine eigene Arbeit über die Runen rezipiert. Mit kleineren Beiträgen[2] zum Thema tritt Hauer 1942/43 an die breitere Öffentlichkeit und verficht hierbei bereits seine Kernthese: Die Runen sind keineswegs lediglich eine germanische Adaption nichtindogermanischer Schriftzeichen, sondern eine genuin indogermanische Schöpfung.

Die Frage nach der Entstehung der Runenschrift durchzieht, wie schon angedeutet, die runologische Literatur. Im Gegensatz zu Wimmer, der die These der Herleitung der Runen aus den lateinischen Buchstaben in den Raum stellte, vertrat etwa Bugge die Auffassung, die Runen seien aus der griechischen Schrift entstanden. Eine dritte Schule, begründet durch Marstrander, sah die Runen auf der Grundlage der nordetruskischen Schriften gebildet. Hier ist auch Krause anzusiedeln; für ihn sind die Runen „Lautzeichen als Abkömmlinge der norditalischen Lautbuchstaben und Begriffszeichen als Nachfahren der vorrunischen Sinnbilder"[3].

Auch Wilhelm Hauer führt die Runen auf Begriffszeichen zurück. Die Runologie wird nach 1933 zum „populärsten Gebiet der älteren Germanistik"[4], und es ist nicht verwunderlich, daß Hauer sich intensiv mit der Thematik befaßt; er publiziert bereits 1940 zu diesem Themenkomplex.[5] Aber Krause, der als bedeutendster deutscher Vertreter der Runologie gilt,[6] widerspricht Hauers Ansatz.[7] Hauer muß sich gegen akademische Fachkollegen behaupten und steht zugleich im regen intellektuellen Austausch mit diesen, der jedoch schließlich durch das Kriegsende und Hauers Inhaftierung jäh abgeschnitten wird. Sein Manuskript über den Ursprung der Runen bleibt unveröffentlicht.

Nach 1945 zieht sich die Runologie, zumal in Deutschland, überwiegend in das Schneckenhaus der stärker naturwissenschaftlich-empirischen Forschung zurück, und kühne Interpretationen etwa von Fundstücken und Zusammenhängen gehören der Vergangenheit

an. Wilhelm Hauers wissenschaftlich einwandfreier, aber zugleich umfassender, holistischer Forschungsansatz ist heutzutage überwiegend durch die gewollt fragmentarische Detailstudie abgelöst.[8]

III.

Die Frage nach der Herkunft der Runen gilt wissenschaftlich noch immer als ungelöst, Runologen geben je nach eigener Präferenz einem der drei Erklärungsmodelle – der Latein-, der Griechisch- oder der nordetruskischen These – den Vorrang. Dabei hat aber, wie Klaus Düwel anmerkt, bisher niemand zu erklären vermocht, „auf welche Weise und warum eine Alphabet-Vorlage nicht als solche übernommen, sondern in die Futhark-Ordnung der Runenreihe gebracht wurde“[9]. Dieser Ratlosigkeit begegnet Wilhelm Hauer mit profunden Denkanstößen. Denn wenn sämtliche Entlehnungshypothesen ein unauflösliches Residuum zurücklassen, stellt sich doch die Frage, ob nicht mit der Grundannahme einer Entlehnung bereits präjudiziert wird. Wilhelm Hauer will in vorliegendem Werk den Beweis führen, daß es keinen Grund dafür gibt, eine Entlehnung anzunehmen, und daß sich die Entwicklung der Runen allein aus den Kulturen der indogermanischen Völker heraus befriedigend erklären läßt… ohne die stillschweigende Annahme eines *ex oriente lux* – wie im 17. Jahrhundert Peringskiölds Ableitung der Runen aus der hebräischen Schrift.

Zahlreichen Personen ist für ihre tatkräftige Mithilfe bei der Entzifferung, Bearbeitung und Edierung der häufig schwer lesbaren Typoskriptseiten mit teilweise langen handschriftlichen Verbesserungen, Korrekturen und Einschüben des Autors zu danken. Namentlich schulde ich Björn Fricke, Gerhard Heß, Theodor Kophal und Andreas Rothmann Dank.

Dietmar A.R. Sokoll
Kiel, im November 2005

Anmerkungen

1 Die biographische Skizze folgt der grundlegenden Hauer-Biographie: Dierks, Margarete. *Jakob Wilhelm Hauer 1881–1962: Leben – Werk – Wirkung.* Heidelberg: Lambert Schneider, 1986.

2 Der Artikel „Über die Herkunft der Runen: Eine Schöpfung indogermanischen Geistes“ erschien 1942 in der *Brüsseler Zeitung*, in der *Krakauer Zeitung* vom 6. Dezember 1942 (Nr. 289) folgte der Aufsatz „Die Herkunft der Runen und ihr ursprünglicher Sinn“, und am 10. Juli 1943 erschien im 99. Jahrgang der *Tübinger Chronik* (Nr. 159) „Die Herkunft der Runen und der europäischen Schriftsysteme“.

3 Krause, Wolfgang. *Runeninschriften im älteren Futhark.* Schriften der Königsberger Gelehrten Gesellschaft, Geisteswissenschaftliche Klasse, 13. Jahr. Heft 4. Halle a. d. Saale: Max Niemeyer, 1937.

4 Hunger, Ulrich. *Die Runenkunde im Dritten Reich: Ein Beitrag zur Wissenschafts- und Ideologiegeschichte des Nationalsozialismus.* Frankfurt a. M. u.a.: Peter Lang, 1984. S. 331. [Göttinger Philosophische Dissertation]

5 Dierks, S. 468 f.

6 Vgl. hierzu etwa das Urteil über Krause in: Paul, Fritz. *Fünfzig Jahre Skandinavistik an der Georg-August-Universität Göttingen: Eine vorläufige Skizze.* Göttingen: Skandinavisches Seminar der Universität Göttingen, 1985. S. 15.

7 Vgl. hierzu: Hunger, S. 232 ff.

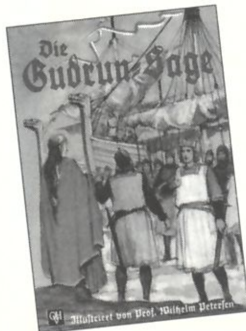
8 Gerade die Ganzheitlichkeit war für den Wissenschaftler Wilhelm Hauer essentiell: Nur knapp anderthalb Jahre vor seinem Tode skizzierte er im September 1960 in einem Vortrag, wie eine „ganzheitlich gerichtete Religionsforschung“ beschaffen sein müsse. Vgl. Dierks, S. 381 ff.

9 Düwel, Klaus. *Runenkunde.* 3., vollst. neu bearb. Aufl. Stuttgart/Weimar: Metzler, 2001. S. 178.

Personen- und Sachregister

Inhaltsverzeichnis

Weitere Titel



Gudrun wird vom Nordmannen Hartmut entführt, obwohl sie bereits mit Herwig, dem König von Seeland, verlobt ist. Gudrun muß bei den Nordmannen Magddienste tun. Sieben Jahre lang erduldet sie tiefe Erniedrigung, doch standhaft widersetzt sie sich der Heirat mit Hartmut. Nach ihrer triumphalen Befreiung kehrt sie endlich nach Hause zurück, wo die Hochzeit mit Herwig gefeiert wird. – Das Gudrunlied gilt neben dem Nibelungenlied als das populärste deutsche Heldenepos. Bilder und Buchschmuck dieses Bandes stammen von Professor Wilhelm Petersen. Seine nach geschichtswissenschaftlichen Erkenntnissen geschaffenen Illustrationen geben Kunde von der Blütezeit des germanischen Nordeuropa der Wikingerzeit.
96 S., viele farb. Abb., geb. im Atlas-Großformat, € 19,95



Vorweihnachtszeit, Wintersonnenwende, Weihnachten, Jahreswechsel – das ist die besinnliche Zeit des Jahres. Dieses Hausbuch trägt in Erzählungen, Gedichten und Liedern Höhepunkte künstlerischen Schaffens zusammen, wofür Namen wie Hans Baumann, Herbert Böhme, Hermann Claudius, Felix Dahn, Marie Hamsun, Erich Kästner, Rudolf Kinau, Hermann Löns, Agnes Miegel, Rainer Maria Rilke, Theodor Storm, Hermann Sudermann, Konrad Windisch u.v.a. stehen. Weihnachtliche Klassiker für Kinder wie die Geschichte der Zwerge Knurz und Knorra gehören zum Inhalt. In Text und Lied werden viele deutsche Landschaften, insbesondere auch die deutschen Ostgebiete, berücksichtigt. Stimmungsvolle farbige Illustrationen runden das Buch ab.
320 S., durchgängig farb. Abb., geb. im Großformat, € 25,95



Unter der Bezeichnung „Ostpreußenfibel" war dieses Lesebuch für die Volksschulen Ostpreußens vor 1945 im Unterricht bekannt. Wunderschön bebildert, lehrte es Kinder die deutsche Schreib- und Frakturschrift, wobei die Illustrationen und die etwas fortgeschrittenen Texte typisch ostpreußische Besonderheiten hervorheben, etwa die Bernsteinsuche am Ostseestrand, die sprichwörtlichen Störche oder einen Besuch im Pillauer Hafen, aber auch zeittypische Erscheinungen wie die Institution des Eintopfsonntags. So ist diese Fibel eine willkommene Erinnerung an die unbeschwerte Kinderzeit zu Hause im deutschen Osten. Durch Flucht und Vertreibung gingen die Bestände dieses Buches fast vollständig verloren und werden durch den Orion-Heimreiter-Verlag nun auch der jungen Generation an die Hand gegeben.
112 S., durchgehend farbig, geb., € 19,80

ORION-HEIMREITER  VERLAG
Postfach 3667 · D-24035 Kiel